

L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft

24. Jahrgang 2013

Heft 2

# Auto/Biographie

Herausgegeben von

Claudia Ulbrich, Gabriele Jancke und Mineke Bosch

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

# L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft

Initiiert und mitbegründet von Edith Saurer (1942–2011)

## **Herausgegeben von:**

Caroline Arni/Basel, Gunda Barth-Scalmani/Innsbruck, Ingrid Bauer/Salzburg, Mineke Bosch/Groningen, Božena Choluž/Warschau, Christa Hämmerle/Wien, Gabriella Hauch/Wien, Hana Havelková/Prag, Anelia Kassabova/Sofia, Claudia Kraft/Siegen, Ulrike Krampfl/Tours, Margareth Lanzinger/Hannover, Sandra Maß/Bochum, Claudia Opitz-Belakhal/Basel, Regina Schulte/Bochum, Claudia Ulbrich/Berlin

## **Wissenschaftlicher Beirat:**

Erna M. Appelt/Innsbruck, Angiolina Arru/Rom, Ida Blom/Bergen, Sofia Boesch-Gajano/Rom, Susanna Burghartz/Basel, Kathleen Canning/Ann Arbor, Jane Caplan/Oxford, Krassimira Daskalova/Sofia, Leonore Davidoff/Essex, Natalie Zemon Davis/Toronto, Barbara Duden/Hannover, Ayşe Durakbaşa/Istanbul, Esther Fischer-Homberger/Bern, Ute Frevert/Berlin, Ute Gerhard/Bremen, Angela Groppi/Rom, Francisca de Haan/Budapest, Hanna Hacker/Wien, Karen Hagemann/Chapel Hill, Daniela Hammer-Tugendhat/Wien, Karin Hausen/Berlin, Waltraud Heindl/Wien, Dagmar Herzog/New York, Claudia Honegger/Bern, Isabel Hull/Ithaca, Marion Kaplan/New York, Christiane Klapisch-Zuber/Paris, Gudrun-Axeli Knapp/Hannover, Daniela Koleva/Sofia, Brigitte Mazohl/Innsbruck, Hans Medick/Göttingen, Michael Mitterauer/Wien, Herta Nagl-Docekal/Wien, Kirsti Niskanen/Stockholm, Helga Nowotny/Wien, Karen Offen/Stanford, Michelle Perrot/Paris, Gianna Pomata/Bologna, Helmut Puff/Ann Arbor, Florence Rochefort/Paris, Lyndal Roper/Oxford, Raffaella Sarti/Urbino, Wolfgang Schmale/Wien, Gabriela Signori/Konstanz, Brigitte Studer/Bern, Marja van Tilburg/Groningen, Maria Todorova/Urbana-Champaign, Erika Weinzierl/Wien, Kaat Wils/Leuven

## **Redaktionsadresse:**

Mag. Brigitte Semanek (Redaktion), MMMag. Dr. Christopher Treiblmayr (Rezensionsbetreuung),  
L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft,  
c/o Institut für Geschichte der Universität Wien, Universitätsring 1, A-1010 Wien, Österreich.  
E-Mail: lhomme.geschichte@univie.ac.at Internet: www.univie.ac.at/geschichte/LHOMME

Offene Beiträge sind jederzeit willkommen, Details zum Einreichen finden Sie auf unserer Website.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE; L'Homme is listed at the European Science Foundations' ERIH revised lists 2011 (INT 1).

Gedruckt mit Unterstützung der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien und des Referats Frauenförderung und Gleichstellung der Universität Wien, des Bundeskanzleramts Österreich/Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst, der Wissenschafts- und Forschungsförderung der Kulturabteilung der Stadt Wien und des Instituts für Gewerkschafts- und AK Geschichte, des ICOG, Faculty of Arts, University of Groningen und der Freien Universität Berlin.



universität  
wien

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH  
BUNDESMINISTERIN  
FÜR FRAUEN UND ÖFFENTLICHEN DIENST



INSTITUT FÜR GEWERKSCHAFTS-  
UND AK GESCHICHTE

© 2013 by Böhlau Verlag GmbH & Cie., Köln Weimar Wien  
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, www.boehlau-verlag.com  
Alle Rechte vorbehalten

Satz: Punkt für Punkt GmbH · Mediendesign, Düsseldorf  
Druck: Strauss GmbH, Mörlenbach  
Umschlagentwurf: E. Thorn

ISSN: 1016-362X

ISBN: 978-3-412-22154-6

Erscheinungsweise: zweimal jährlich

Preise: Jahrgang: € 44,90 [D] / € 45,90 [A], Einzelheft: € 24,90 [D] / € 25,50 [A] (für Studierende pro Jahrgang € 29,90 [D] / € 30,90 [A])

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder direkt beim Böhlau Verlag unter:

vertrieb@boehlau-verlag.com, Tel. +49 221 91390-0, Fax +49 221 91390-11

Ein Abonnement verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn die Kündigung nicht zum 1. Dezember erfolgt ist. Zuschriften, die Anzeigen und Vertrieb betreffen, werden an den Verlag erbeten.

## Inhalt

---

Claudia Ulbrich, Gabriele  
Jancke und Mineke Bosch 5

Editorial

### Beiträge

---

Mineke Bosch 11

Persona and the Performance of Identity. Parallel Developments in the Biographical Historiography of Science and Gender, and the Related Uses of Self Narrative

Angelika Schaser 23

Eingeschrieben? Geschlecht in Autobiographien der ersten Politikerinnen in Deutschland

Yury Zaretskiy 39

Die Figur der *Protopopica*. Ein Beitrag zur altrussischen Autobiographie

Li Gerhalter 53

Materialitäten des Diaristischen. Erscheinungsformen von Tagebüchern von Mädchen und Frauen im 20. Jahrhundert

### Extra

---

Ayşe Gül Altınay 73

Gendered Silences, Gendered Memories: New Memory Work on Islamized Armenians in Turkey

### Forum

---

Karin Hausen 91

Verquere Überlegungen zu Menschen-Geschlechtern. Rede zur Verleihung des René-Kuczynski-Preises in Wien am 12. November 2012

Natalie Zemon Davis 103

Enthüllen und Verbergen: Autobiographische Erzählweisen in der Frühen Neuzeit

### Im Gespräch

---

Gabriele Jancke und Claudia  
Ulbrich mit Julia Watson 119

Autobiographical Acts

		Aktuelles und Kommentare
		<hr/>
Martina Gugglberger und Kristina Pia Hofer	125	Die Gründung der Österreichischen Gesellschaft für Geschlechterforschung/Gender Studies Association (ÖGGF) – ein Bericht
Mareen Heying	131	„SexarbeiterInnen – willkommen in Europa?!“
		Rezensionen zum Themenschwerpunkt
		<hr/>
Mareike Böth	135	Sabine Schmolinsky, <i>Sich schreiben in der Welt des Mittelalters. Begriffe und Konturen einer mediävistischen Selbstzeugnisforschung</i>
Almut Höfert	139	François-Joseph Ruggiu Hg., <i>The Uses of First Person Writings. Africa, America, Asia, Europe. Les usages des écrits du for privé. Afrique, Amérique, Asie, Europe</i>
Ingrid Brommer	142	Hilde Schramm, <i>Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux. 1882–1959. Nachforschungen</i>
Monica Soeting	145	Günter Bischof, Fritz Plasser a. Eva Maltschnig eds., <i>Austrian Lives</i>
		Weitere Rezensionen
		<hr/>
Beate Wagner-Hasel	149	Deborah Lyons, <i>Dangerous Gifts. Gender and Exchange in Ancient Greece</i>
Sylvie Steinberg	152	Guido Alfani, Philippe Castagnetti u. Vincent Gourdon Hg., <i>Baptiser. Pratique sacramentelle, pratique sociale (XVI<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècles)</i>
Verena Pawlowsky	155	Jürgen Schlumbohm, <i>Lebendige Phantome. Ein Entbindungsspital und seine Patientinnen 1751–1830</i>
Nicholas John Williams	158	Sonja Kmec in Zusammenarbeit mit dem Cid- femmes Hg., <i>Das Gespenst des Feminismus. Frauen- bewegung in Luxemburg gestern – heute – morgen</i>
Samanta Gorzelniak und Barbara Schnalzger	161	GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 4, 3 (2012), hg. von Bożena Chołuj u. Sigrid Metz-Göckel: <i>Feminismus in Polen</i>
	165	Abstracts
		<hr/>
	169	Anschriften der AutorInnen
		<hr/>

## Editorial

Leben ist wie ein Palimpsest. Es wird immer wieder auf- und umgeschrieben. Vermutlich geht es dabei um die Suche nach der Wahrheit – einer Wahrheit, mit der man leben kann. Die Sehnsucht nach Authentizität und Wahrheit scheint so groß, dass in den letzten Jahren Lebensgeschichten in zahlreichen Genres und Medien massenhaft produziert und rezipiert werden.<sup>1</sup> Auch die *life writing*-Forschung hat in vielen Wissenschaftskulturen daran teil. In unzähligen Arbeiten wird versucht, Fragen der auto/biographischen Wahrheit zu klären und die Vorstellung des authentischen und autonomen Individuums durch relationale Konzepte zu ersetzen. In der Praxis des Schreibens und Rezipierens von Auto/Biographien aber ist das Narrativ von Authentizität, Autonomie und Individualität weiterhin überaus wirksam. Das hat viel mit normierenden Geschlechtervorstellungen zu tun, die so tief im Alltagsverständnis vieler Menschen verwurzelt sind, dass sie oft unbemerkt wirksam werden.

Dazu gehören etwa die Kriterien, nach denen Personen zur auto/biographischen Darstellung ausgewählt werden: Ist die betreffende Person für die Öffentlichkeit relevant? Hat sie eine Leistung vollbracht, die für die Gesellschaft wichtig ist und sie beeinflusst und verändert? Ist sie in Handlungsfeldern tätig, die für die Gesellschaft von Bedeutung sind, wie etwa Politik oder Wissenschaft? Hat ihr Lebenswerk in eine Tradition, in ein kollektives Gedächtnis Eingang gefunden, sodass man sich wieder und wieder mit ihr auseinandersetzen muss? Ist ihr Name repräsentativ geworden für einen Epochenchnitt oder eine Gruppierung („Lutheraner“, „Kantianer“, „Marxisten“)? Diese Auswahlkriterien sind lange Zeit auf Männer orientiert gewesen. Dabei spielte eine als männlich definierte Öffentlichkeit eine zentrale Rolle. Nur was sich als ‚öffentlich‘ einordnen ließ wie zum Beispiel Politik und Wissenschaft, wurde als gesellschaftlich bedeutsam definiert und hoch bewertet. Gleichzeitig wurden Frauen – von Ausnahmen abgesehen – einem ‚privaten‘ Raum zugeordnet mit ‚privaten‘ und als ‚weiblich‘ konnotierten Handlungsfeldern wie Haushalt und Familie. Die ‚öffentlichen‘

<sup>1</sup> Zu den neuen Debatten um Authentizität vgl. Sidonie Smith u. Julia Watson, *Witness or False Witness: Metrics of Authenticity, Collective I-Formations, and the Ethic of Verification in First-Person Testimony*, in: *Biography. An Interdisciplinary Quarterly*, 35, 4 (2012), 590–626; Julia Watson, *Strategic Autoethnography and American Ethnicity Debates: The Metrics of Authenticity in *When I Was Puerto Rican**, in: *Life Writing*, 10, 2 (2013), 129–150.

Felder galt es, durch Auto/Biographie und Geschichtsschreibung sichtbar zu machen, während die ‚privaten‘ mit ihren repetitiven, endlosen Reproduktionsarbeiten unsichtbar gemacht wurden.

Die auto/biographischen Forschungen der letzten Jahre haben dazu beigetragen, die Visibilität von Frauen auch im öffentlichen Bereich zu erhöhen. Die Lebensleistungen von Frauen sind in vielen gesellschaftlichen Bereichen sehr gut aufgearbeitet, doch hat dies offensichtlich wenig an den Prozessen der Kanon- und Traditionsbildung geändert. Von der auto/biographischen Mikroebene, auf der auch die ‚privaten‘ oder ‚weiblichen‘ Handlungsfelder ihren Platz haben, führt nicht unbedingt ein direkter Weg zur „großen“ Tradition (Robert Redfield), die als allgemein relevant gilt. Denn die Bewertung dieser Tätigkeitsbereiche und ihre Verankerung in gesellschaftlichen Strukturen sind durch solche Darstellungen noch lange nicht geklärt. So kann die Geschlechtermatrix der klassischen Öffentlich-Privat-Dichotomie im Hintergrund wirksam bleiben, auch wenn dies gar nicht beabsichtigt war.

Biographien und Autobiographien sind verschiedene Textsorten und werden auch meist in getrennten Forschungsfeldern untersucht, die man unter dem Begriff des *life writing* auch zunehmend zusammenzuführen versucht. Auf jeden Fall aber beschäftigen sie sich mit dem Leben einzelner Personen. Sie faszinieren das lesende Publikum wie auch zunehmend die Wissenschaft durch das „Odium der Wahrheit“,<sup>2</sup> das ihnen qua Genre anhaftet und wovon auch noch die freiesten Ausgestaltungen bis hin zu Fiktionen und Fälschungen profitieren. Auto/Biographien scheinen aufgrund ihrer Realitätsbindung Fenster zur dargestellten Person zu bieten. Das Leseinteresse und auch wissenschaftliche Fragestellungen folgen oft diesem Blick auf den Gegenstand, wenn sie in Auto/Biographien Zugänge zum jeweiligen Lebenslauf einer Person, zu ihren Erfahrungen und Leistungen, ihren Orientierungen und ihrer Identität sehen. Jedoch sind Auto/Biographie und dargestellte Person nicht identisch, und diese keineswegs neue Erkenntnis birgt viel noch unausgeschöpftes Potential. Auto/Biographien sind konstruiert und folgen narrativen und biographischen Mustern, in die wiederum kulturelle Wertungen und Geschlechterverhältnisse eingegangen sind. Jede Entscheidung für ein Genre, für biographische wie autobiographische mitsamt allen ihren jeweiligen Subgenres, bedeutet auch eine Situierung in einem Feld von Diskursen, narrativen Mustern und Textsorten. Auto/Biographien sind nicht nur durch ihre Gegenstände, sondern vielleicht noch viel mehr durch solche Positionierungen sozial und politisch, sie greifen auf soziale wie literarische Muster zurück und haben ihrerseits „das Potential, Hierarchien und Geschlechterverhältnisse festzuschreiben“.<sup>3</sup> Geschlechterpolitisch sind sie eminent wichtig: Sie können binäre Geschlechtermodelle bestätigen, sie bergen aber auch ein kreatives Potential zu deren Veränderung. Die Artikel dieses Heftes greifen unterschiedliche Aspekte aus dem breiten Themenfeld auto/biographischer Forschung auf.

---

2 Thomas Etzemüller, *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen*, Frankfurt a. M./New York 2012, 15.

3 Etzemüller, *Biographien*, wie Anm. 2, 9.

Mineke Bosch untersucht in ihrem Beitrag „Persona and the Performance of Identity. Parallel Developments in the Biographical Historiography of Science and Gender, and the Related Uses of Self Narrative“ die parallele Entwicklung in der wissenschaftlichen Biographie und der „gender biography“, um das Verhältnis zwischen Individuum und Kollektiv, Selbst und Gesellschaft zu verstehen. In der Wissenschaftsgeschichte wurden das relationale/kollektive Selbst und das Konzept der „scientific persona“ (oder Maske) entwickelt, um Einsicht zu gewinnen in die Ko-Konstruktion der/des einzelnen Wissenschaftlerin/Wissenschaftlers und des kollektiven wissenschaftlichen Unterfangens. In den Gender Studies kamen Theatermetaphern in Gebrauch, um die kollektiven und relationalen Aspekte der (Geschlechter-)Identitätsformierung zu verstehen. Die Konzepte von „doing or performing science“, an den Beispielen der WissenschaftlerInnen Boyle und Harris gezeigt, und „doing or performing gender“, vorgeführt mit den Beispielen von Lady Dilke und Marguerite Durand, betraten zur gleichen Zeit die Bühne biographischer Darstellung. Diese Konzepte wurden prägend für die „new biography“ und veränderten die Sicht auf Selbstzeugnisse, die so von unzuverlässigen subjektiven Quellen zu zentralen Schlüsseltexten wurden, um das situierte historische Subjekt zu verstehen.

Angelika Schaser hat in ihrem Beitrag „Eingeschrieben? Geschlecht in Autobiographien der ersten Politikerinnen in Deutschland“ eine andere Gruppe im Blick. Gegenstand ihrer Untersuchung sind publizierte Autobiographien von vier deutschen Frauen der Jahrgänge 1873 bis 1886, die in der Frauenbewegung und in liberalen Parteien aktiv waren. In diesen Büchern, die 1933, 1956, 1961 und 1963 veröffentlicht wurden, präsentieren die Autorinnen ihr Leben aus der Retrospektive als ein Kontinuum über die politischen Zäsuren der deutschen Geschichte hinweg und thematisieren sich je nach Lebensphase in verschiedenen Rollen als Deutsche, Angehörige der Frauenbewegung und der weiblichen Elite, als Wissenschaftlerin, als Politikerin, Liberale und Bildungsbürgerin. In dem Artikel wird dargestellt, dass die Autorinnen die Texte in einer Situation verfassten, in der zu befürchten stand, dass ihr Lebenswerk in Vergessenheit geraten könnte. Am Beispiel der Themenfelder Bildung und Politik wird danach gefragt, wann die Autorinnen sich explizit als Frauen bezeichneten und welche Bedeutung sie dem Geschlecht bei der Konstruktion ihrer Autobiographien zuschrieben. Die Autobiographien wurden als Angebot zur biographischen Verarbeitung verfasst, also mit Blick auf die Prozesse der Kanon- und Traditionsbildung. Mit ihrem Bemühen, ihr Leben als kohärente Erzählung darzustellen, folgten die Autorinnen den keineswegs unproblematischen Regeln des Genres Auto/Biographie.

Yury Zaretskiy nimmt in seinem Beitrag die Beziehung zwischen Autobiographie und Biographie in den Blick. Der *Protopope* Avvakum, der die Gegenbewegung zu den religiösen Reformen im Russland des ausgehenden 17. Jahrhunderts anführte, schrieb sein Leben auf, um ein Exempel für Standhaftigkeit im Glauben zu geben. Die Lebensgeschichte seiner Ehefrau ist Teil seiner Selbstdarstellung. Nastas'ja Markovna wird von Avvakum in hagiographischer Tradition als Idealbild einer Christin und Märtyrerin

entworfen, wobei er die Deutungshoheit über ihr Leben beansprucht. In der späteren Rezeption seiner viel beachteten und in viele Sprachen übersetzten Autobiographie gingen – zumindest in der russischen Forschung – die religiösen Kontexte verloren und die Figur der *Protopopica* wurde benutzt, um die Figur einer nationalen Heldin historisch zu verankern.

In allen drei Beiträgen werden auto/biographische Muster und Geschlechternarrative auf den Rahmen einer normenprägenden Gemeinschaft bezogen. Während bei Mineke Bosch die (Natur-)Wissenschaften zur Debatte stehen, untersucht Angelika Schaser die Nation, aber auch die Partei und die Frauenbewegung als unterschiedliche, sich überlagernde Gemeinschaften, auf deren Normen und kollektive Erinnerung diese Autobiographien bezogen waren. Yury Zaretskyi verweist dagegen auf die unterschiedlichen Gemeinschaften (Religion, Nation), für die die Figur der *Protopopica* wichtig wurde. Die Transformation von der Ikone zur Mutter der Nation wurde auch dadurch erleichtert, dass das Leben von Nastas'ja Markovna praktisch keine anderen Spuren in den Archiven hinterlassen hat.

Die Vernachlässigung von Frauen in Prozessen der Traditions- und Kanonbildung hat dazu geführt, dass viele Texte von Frauen verloren gegangen sind. Umso wichtiger sind die in den letzten Jahrzehnten intensiv vorangetriebenen Bemühungen, autobiographische Nachlässe von Frauen systematisch zu sammeln. Li Gerhalter hat diese Bestände genutzt, um sich mit den „Materialitäten des Diaristischen“ zu befassen. Sie analysiert die Textträger, fragt nach den verschiedenen Ebenen diaristischer Materialitäten (Schrift, Papier, Beilagen, Deckblätter) und der Umgebung, in der die Tagebücher aufbewahrt wurden, und kommt dabei zu einer Reihe interessanter Befunde. So kann die Vorstellung, dass Mädchen vor allem abschließbare Tagebücher benutzt hätten, als Mythos entlarvt werden. Überraschend ist das breite Spektrum von Textträgern, das Mädchen und Frauen für ihre persönlichen Aufschreibungen nutzten. Es reicht von losen Papierfetzen über Schulhefte und Kladden bis hin zu Kalendern, Haushalts- und ‚Mütter-‘ sowie ‚Fertigtagebüchern‘. Der Umstand, dass manche Autorinnen kleine Hefte als Tagebücher benutzen, die sie immer bei sich trugen, oder aber solche, die sie liebevoll und aufwändig gestalteten, verweist auf die enge emotionale Bindung der Tagebuchschreiberinnen nicht nur zu ihren Texten, sondern auch zu den Textträgern. Der Blick auf die Materialität der Tagebücher ist auch interessant unter dem Aspekt der Frage nach Authentizität: Denn er macht deutlich, wie viele Transformationen Tagebücher auf dem Weg zur Edition durchlaufen haben. Gerhalter leistet damit einen Beitrag zum Sichtbarmachen und Sichtbarhalten von Frauen in Geschichte und Gesellschaft.

Die eminent große politische Bedeutung der Produktion und Rezeption von *life writing* wird auch „Im Gespräch“ mit Julia Watson zum Thema. Der Begriff Autobiographie sollte nach dem von ihr und Sidonie Smith seit langem vertretenen Ansatz durch ein Konzept von „Autobiographical Acts“ ersetzt werden, das sich auf den gesamten Prozess der Herstellung, Vermarktung und Rezeption von auto/biographischen Erzählungen in unterschiedlichen Medien bezieht. In diesem Zusammenhang wird auch

die Beziehung zwischen Autobiographie und Gedächtnis zu einem wichtigen Thema. Der gleiche Gedanke spielt eine zentrale Rolle in „L'Homme Extra“. Ayşe Gül Altınay arbeitet in ihrem Beitrag heraus, wie sich in der Türkei im letzten Jahrzehnt im Hinblick auf den Völkermord an den ArmenierInnen ein kulturelles Gedächtnis geformt hat, das eine große Herausforderung für das Selbstbild der türkischen Nation wurde. Zugleich zeigen diese Debatten, wie sich durch die öffentliche Kommunikation über solche auto/biographischen Erinnerungen auch politische Fragen staatlicher Deutungshoheit in einem immer breiteren Ausschnitt der Bevölkerung diskutieren lassen. Lange hatte man jene Überlebenden des Völkermords an den ArmenierInnen vergessen und verschwiegen, die zum Islam konvertiert waren. Ihre Geschichte(n) wurde(n) erst im Zuge der Vorbereitung für die Gedenkfeier zum 90. Jahrestag wiederentdeckt. Ayşe Gül Altınay analysiert das Verschweigen dieser Menschen in der türkischen Historiographie und den Prozess, in dem sie ins öffentliche Bewusstsein rücken, und zeigt die unterschiedlichen Ebenen (*race, ethnicity, nation, memories*) auf, auf denen in diesem Prozess der Bildung eines kollektiven Gedächtnisses Gender wirksam wird. Sie fordert, dass die postnationalen und kritischen Studien zum Genozid um eine feministische Perspektive erweitert werden.

Im „Forum“ sind zwei Redebeiträge abgedruckt, die in unterschiedlicher Weise in Bezug zum Thema dieses Heftes stehen. Karin Hausen stellt in ihrer Rede angesichts der Verleihung des René-Kuczynski-Preises, den sie für ihr Buch „Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte“ erhalten hat, „Verquere Überlegungen zu Menschen-Geschlechtern“ an. Dabei geht es ihr einerseits darum, die gesellschaftliche Bedeutung von Geschlechtlichkeit, die stillschweigend ausgeblendet wird, wenn vom Menschengeschlecht die Rede ist, sichtbar zu machen; zum anderen zeigt sie exemplarisch am Thema Arbeit auf, in welcher Weise die feministische historische Forschung einen Beitrag zur Gestaltung der Gesellschaft der Gegenwart und Zukunft leisten kann. Ihr lesenswerter Beitrag endet mit der optimistischen Vision einer Gesellschaft, in der die geschlechtsspezifischen Differenzierungen und Hierarchisierungen überwunden sind. Auch wenn die Auto/Biographie kein Thema dieses Beitrags ist, werden hier wichtige Grundlagen ausgebreitet: Die Unterscheidung zwischen „langlebigen kulturell tradierten normativen Geschlechterordnungen“, „strukturell und institutionell verankerten Geschlechterverhältnissen“ und „den von Menschen einzeln und in Gruppen gelebten Geschlechterbeziehungen“, die in der Einleitung des ausgezeichneten Buches noch ausführlicher erläutert ist, ist grundlegend für die auto/biographische Forschung. Wie oben erwähnt, steht sie vor dem Problem, dass die Geschlechterverhältnisse und die Geschlechterordnungen Handlungsrahmen und Wertsetzungen vorgeben, die in den Quellen oft verborgen bleiben. So können leicht Illusionen von der ‚agency‘ der ProtagonistInnen erzeugt werden.

Um das Verbergen und Verschweigen geht es auch in dem Beitrag von Natalie Z. Davis, der auf eine Keynote zurückgeht, die sie 2011 auf dem „Early Modern Workshop: Resources in Jewish History“ an der University of Texas at Austin gehalten hat.

Davis zeigt in ihrem Text an zahlreichen konkreten Fallbeispielen auf, welche Bedeutung dem Genre und dem anvisierten Publikum als Rahmen für das Schreiben eines Selbstzeugnisses zukommt. Im zweiten Teil ihres Vortrages beschäftigt sie sich mit dem, was in den Texten verborgen bleibt. Dies hat nichts mit dem Vergessen oder der Unzuverlässigkeit oder Unfähigkeit sich zu erinnern zu tun, vielmehr handelt es sich um einen sehr komplexen Prozess, über sein Leben nachzudenken und es in kommunikative Kontexte einzubringen, in dem die von den AutorInnen in der Regel bewusst getroffene Wahl für ein bestimmtes Genre und die Vorstellung, für welches Publikum sie schreiben, ihre Wirksamkeit entfalten.

„Aktuelles und Kommentare“ schließt an die Debatten zu „Prostitution“ im „L’Homme“-Heft 1/2010 an. Ein ausführlicher Bericht informiert über die Tagung „SexarbeiterInnen – willkommen in Europa?!“, auf der unter anderem die Folgen des 2002 in Deutschland eingeführten Prostitutionsgesetzes kritisch analysiert wurden. Die Kommentarreihe zum Neuen Maskuli(ni)smus wird im nächsten Heft fortgesetzt.

Die Herausgeberinnen und die Redaktion von „L’Homme“ möchten dieses Heft zum Anlass nehmen, N. Z. Davis zu ihrem 85. Geburtstag zu gratulieren und ihr für die vielen Anregungen zu danken, die wir alle im Laufe unseres Forscherinnenlebens von ihr erhalten haben.

*Claudia Ulbrich, Gabriele Jancke und Mineke Bosch*

## Persona and the Performance of Identity Parallel Developments in the Biographical Historiography of Science and Gender, and the Related Uses of Self Narrative

Mineke Bosch\*

When in 2005 Harvard president and White House economic advisor Larry Summers gave a speech at a conference on Harvard's diversity policy for its academic staff, it was so badly received by the esteemed members of the audience that it was partly the reason why he was forced to resign. In this keynote lecture he claimed that women's under-representation in his university's top jobs was a matter of "genes". In one of his answers during the discussion after the speech, he cited developmental psychologist Judith Harris as an authority for his assertion that socialisation was an overrated factor.<sup>1</sup> With her huge 1998 bestseller, "The Nurture Assumption", she managed to convince not only academia but also the general public that it is not so much the parents (mothers) that exert the greatest influence on their children, but first and foremost the peers, i.e. the children's friends both male and female.<sup>2</sup> But that was not of much help for Summers. Shortly afterwards his speech was discussed in "The Boston Globe", where it was characterised as being both sexist and discriminatory. A day later, the presidents of the Massachusetts Institute of Technology, and the Universities of Stanford and Princeton distanced themselves from Summers's claims. Under pressure, he handed over his speech and repeatedly offered his apologies. But to no avail. His resignation, and Obama's decision less than a year later not to appoint him as Secretary of the Treasury, were perhaps not entirely due to this single *faux pas*. Yet according to general assumption it was largely to blame. Ironically, a year

\* This article is a translated and adapted version of the Dutch publication: Persona en de performance van identiteit. Parallele ontwikkelingen in de nieuwe biografische geschiedschrijving van gender en van wetenschap, in: Tijdschrift voor Biografie, 1, 3 (2012), 10–21. I am grateful to Annie Wright for the translation.

1 Cf. Lawrence H. Summers, Remarks at the National Board of Economic Research (NBER) Conference on Diversifying the Science & Engineering Workforce, Cambridge, MA, January 14, 2005, at: [http://www.harvard.edu/president/speeches/summers\\_2005/nber.php](http://www.harvard.edu/president/speeches/summers_2005/nber.php), access: July 3, 2013.

2 Judith R. Harris, The Nurture Assumption. Why Children Turn Out the Way They Do, New York 1998. The book was picked up by not only the mass media but also development psychologists writing for numerous academic magazines. It was therefore taken seriously.

later, Summers was succeeded by Drew Gilpin Faust, a woman and a historian, who had won her spurs for research including the field of women's and gender history.

In rhetorical terms Summers's vague reference to Judith Harris was a smart move. With "The Nurture Assumption", she had succeeded in changing an essential paradigm in developmental psychology with the result that, as an independent scientist from outside the academic world, she went from being a virtually unknown to a star scientist in one fell swoop. Lies Wesseling's analysis of how Judith Harris pulled that off motivated me to have a closer look at the concept of the 'scientific persona', the public role that scientists play to come across as trustworthy as possible.<sup>3</sup>

Before exploring this concept in depth, I will firstly point out how Harris orchestrated her scholarly success. Wesseling's (rhetorical rather than historical) analysis shows that, in "The Nurture Assumption", Judith Harris tapped the ancient repertoire of the selfless and self-absorbed scientist by portraying herself between the lines as a sick old woman, who is long past the age when one can still aspire to social success. Therefore, she describes herself as a scientist, who no longer cherished the desire for fame or recognition, but who could not resist the urge to publish her revolutionary insights in development psychology.<sup>4</sup> This went down well with reviewers. There was talk of her "brilliant stroke", which was also described as a "revelation". Moreover, the fact that she was a grandmother was mentioned frequently, for instance: "An Elfin-like Grandmother Lobbing Molotov Cocktails."<sup>5</sup> Taken together, all these remarks evoked the familiar image of an ascetic scientist, who had been imbued with a 'divine spark'.

## 1. Steven Shapin and Boyle's Biography

Describing lives of all shapes and sizes has been an integral part of 'scientific lore' since the French began writing their *éloges* for the members of the Pantheon.<sup>6</sup> Although these early panegyrics were a cross between a eulogy and an obituary, all necessary research had been conducted for the *éloge* so as to be able to appraise the significance of the terrestrial existence of the person in question. Partly because of this, the early history of science consisted of *either* a succession of biographical portraits – which were about demonstrating how science should be practised rather than about how it actually oc-

---

3 Cf. Elisabeth Wesseling, Judith Rich Harris: The Miss Marple of Developmental Psychology, in: *Science in Context*, 17, 3 (2004), 294–314.

4 Unlike most historians, Wesseling bases her analysis of the persona on a rhetorical analysis of, in Harris's case, *The Nurture Assumption* and makes a convincing argument that ancient repertoires of scholarly ethos can continue to exist through, for instance, popular culture where she cites the example of the detective. This is why she describes Harris as the Miss Marple of development psychology.

5 Cited by Wesseling, Harris, see note 3, 305.

6 Cf. Peter France, *From Eulogy to Biography: The French Academic Éloge*, in: Peter France and William St Clair eds., *Mapping Lives. The Uses of Biography*, Oxford 2002, 83–102.

curred – *or*, paradoxically, as a series of inventions and discoveries with an inner logic that people apparently only contributed to by chance.

The scholarly biography of scientists has only really been taken seriously since 1980. That was the moment of Thomas Hankins's passionate plea for writing biographies of scientists in which science is considered through the prism of the scientist without ignoring one aspect in favour of the other.<sup>7</sup> His plea was programmatic because, for him, it was also a matter of linking the internal (Whiggish) history of science with the professional history of science.<sup>8</sup> But although everyone more or less understood what he meant, it remained unclear how to comprehend the relationship between the scientist as a person and science as a process of knowledge development. Interpreting the importance of how scientists lived their lives for their discoveries remained nebulous.

The real breakthrough came in 1991 with Steven Shapin's book "The Social History of Truth". Based on the person of Robert Boyle, an early modern British natural philosopher, Shapin explores this issue as a question concerning the relation between "the identity of individuals making assertions" and "the credibility of those assertions".<sup>9</sup> In the chapter about Boyle, he substantiates his argument that the "scientific identity", or the "scientific self", is always in a state of formation, and deploys cultural vocabularies and repertoires that are mixed and assembled through cutting and pasting (*bricolage*). He supports this view of the scientific identity by referring to a definition formulated by George Herbert Mead, who was one of the founders of symbolic interactionism.<sup>10</sup> According to Mead, identity is a relational category that can be elucidated through the metaphor of a sports team where all members develop their roles in the team in relation to each other and to the game's strategy. From this Shapin concludes that an individual's identity is always a social and socio-historical phenomenon, and that biography should therefore refrain from deploying a psychological or psychoanalytical idiom where personality or character is formed in early childhood.

Shapin extracts a second theoretical approach to identity from the influential sociological study "The Everyday Presentation of Self", which was written by Mead's student Erving Goffman. Here, Goffman shows that individuals will always select a public self-presentation that is consistent with their expectation of the perception of the relevant public and which, in a certain sense, they are also able to command through the

7 Cf. Thomas Hankins, In Defence of Biography: The Use of Biography in the History of Science, in: History of Science, 17 (1979), 1–16.

8 Hankins, Defence, see note 7, 5 and 12.

9 Steven Shapin, Who Was Robert Boyle? The Creation and Presentation of an Experimental Identity, in: Steven Shapin, A Social History of Truth. Civility and Science in Seventeenth-Century England, Chicago/London 1994, 126–192.

10 Here, Shapin is referring to George Herbert Mead, The Social Self, in: The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods, 10 (1913), 374–380. Available online at: <http://www.marxists.org/reference/subject/philosophy/works/us/mead3.htm>, access: July 3, 2013.

self-presentation in question.<sup>11</sup> Shapin emphasises that in his book Goffman also demonstrates that the development of identity is a collective process. We are who we are through the help of others and in the eyes of others.

Following this theoretical introduction, Shapin makes a plausible case that, so as to be able to break new ground as an experimental scientist, Boyle deployed both old and new repertoires of conduct in order to construct a scientific identity and convince his fellow scientists of his reliability and credibility. By analysing early autobiographical and other writings, Shapin shows how Boyle absorbed various aspects of identity or, to put it another way, how he 'did' identity. Hence, the rich and independent aristocratic scholar, the disciplined and modest Christian and the experimental scientist were all scrutinised. When combined, these various roles resulted in a new type of 'gentleman scholar' or Christian virtuoso, who managed to maintain a good balance between an active, worldly life and a contemplative life in seclusion. His emphasis on knowledge sharing as a new technology of knowledge production was underlined by his aristocratic origins that compelled him to throw open the doors of his 'houses of experiment' and to receive a stream of visitors. His reliability was mainly due to the freedom of movement that was made possible by his fortune. His financial independence gave him a head start on Oxbridge academic scholars, who developed their scientific activities in salaried employment and therefore could not clear up doubts on the independence of their opinions.

To my mind, Shapin has altered the landscape of scientific biography through his work on Boyle. He showed that the study of relational, collective and contextual 'scientific identity' contributes to the understanding of the scientist as a person and also to the way in which that scientist – who cannot be separated from the person – will present himself to his colleagues and to the public at large as a reliable informant on the subject of science, who can therefore play an important role in the process of knowledge development. Hence, Shapin bridged the gap between the person and the content of scientific knowledge, and that is why he appealed for the biographical study of scientists as a form of "practical epistemology".

## 2. The Scientific Persona

That appeal may have contributed to the research project at the Max Planck Institute for the History of Science in Berlin (1996), where a year-long study was conducted on 'the scientific persona'.<sup>12</sup> This concept, which refers to the interdependence of the scientist as a person and the personality that he or she assumes in the public, scientific context, was inspired by a similar desire to connect 'science as knowledge' with 'science as

---

<sup>11</sup> Cf. Erving Goffman, *The Presentation of Self in Everyday Life*, New York et al. 1959.

<sup>12</sup> Cf. *Science in Context*, 16, 1–2 (2003): special issue *Scientific Persona*, ed. by Lorraine Daston and H. Otto Sibum.

social process', although its theoretical basis was different. In their introduction to the thematic issue of "Science in Context", where the findings of this project were presented, the science historians Lorraine Daston and Otto Sibum borrow their concept of the persona from anthropologist Marcel Mauss and his attempts to historicise categories of the mind.<sup>13</sup> Based on anthropological and historical research, Mauss observed a development from the tribal *personnage* (where the private person was eliminated for the public role that was handed down from generation to generation) via the *persona* (where the public role and private person coincide) towards the Enlightened invention of the 'I' or the 'self' or the individualised person (who is different from the public self). Mauss argued that putting on a mask during an initiation rite into a primitive tribe was always a transformative act connected with adopting a public role.

It seems to me that Daston and Sibum's 'persona' concept has taken this transformation as its point of departure. They view the 'persona' as an intermediary between the individual and the institution, and stress the deeper and more permanent aspects of developing a 'persona': "Intermediate between the individual biography and the social institution lies the persona: a cultural identity that simultaneously shapes the individual in body and mind and creates a collective with a shared and recognizable physiognomy."<sup>14</sup> With some emphasis they state that 'personae' are neither individuals, nor stereotypes, nor simply social roles: They are more like "categories of people, of collective ways of thinking, feeling, judging, perceiving, working."<sup>15</sup> In Daston's and Sibum's opinion, not every profession requires a 'persona', and adopting a 'persona' is not simply a matter of playing a role or putting on a mask that can be swapped the next day.

The thematic issue focuses on the 'scientific persona' as based on a wide variety of institutional contexts: from the nineteenth century German *Naturforscher* association, whose members, at the very least, had to know the "*Liedertafel* songs" of their profession, to the ladies of letters in seventeenth century Italy, for whom a repertoire or literary model had to exist before they could be recognised as *femmes savantes*.<sup>16</sup> The multiplicity and malleability of the various 'masks' imply that the creation of scientific personae may not be as unequivocal and linear as their chronological structure suggests. Nonetheless, what is amply demonstrated is the concept's fecundity for revealing the intersections between the individual person, the cultural, scientific institution and the work that is conducted by the residents of this very institution for shaping a suitable identity.

Janet Browne's contribution, "Charles Darwin as a Celebrity", can serve as an example. She mainly examines the final phase of his life when he had effectively become a

13 Cf. Lorraine Daston and H. Otto Sibum, Introduction. Scientific Personae and Their Histories, in: idem eds., *Persona*, see note 12, 1–8.

14 Daston/Sibum, Introduction, see note 13, 2.

15 Daston/Sibum, Introduction, see note 13, 3.

16 Cf. Myles W. Jackson, *Harmonious Investigators of Nature: Music and the Persona of the German Naturforscher in the Nineteenth Century*, in: Daston/Sibum, *Persona*, see note 12, 121–145; Paula Findlan, *Becoming a Scientist: Gender and Knowledge in Eighteenth-Century Italy*, in: *ibid.*, 59–87.

superstar.<sup>17</sup> Through her analysis in “Science in Context”, Browne argues that the fame that gradually turned Darwin into a ‘celebrity’ did not just fall into his lap. Instead, during his last twenty years, he and his friends worked hard on constructing his public identity as a top scientist. Hence, he had a great many expressive photos made of himself to hand out and send to correspondents. He also signed and gave away cheap copies of his book, and collected poems and songs that had been written about him. Moreover, he was presented to the Prince of Wales, which was and still is an integral part of the celebrity’s repertoire. His status as a scientific star was reflected not only by an increasing number of visitors who wanted to see him in the flesh but also by cartoons depicting him. It was particularly these visits – that Browne views as a Victorian counterpart to the contemporary interview while also duplicating Boyle opening the doors of the aristocratic, scholarly house – which Darwin deployed in order to create the image of a retired, impartial scientist who was completely devoted to nature. He acted like a lord and engineered these visits right down to the last minute so that the visitor was only granted a split-second glimpse of the man himself.

In Darwin’s case, a sophisticated construction of the self in no way detracts from “The Origin of Species” as an achievement. His fame was and is based on that although, in Browne’s opinion, the autobiographical elements in the book, which have been so frequently overlooked, may well have played an important role. Browne’s perspective on the masterpiece immediately brings to mind Harris’s bestseller “The Nurture Assumption” that is larded with personal details:

The *Origin* was highly personalised, one long invitation to believe, to trust in its author, and to accept his findings however contentious or counter-intuitive they might seem. This personalised style allowed Darwin to demonstrate his respectability, his responsible investigation of the facts, his commitment to verification.<sup>18</sup>

### 3. Theatre Language or Gender Identity as Performance

With Goffman, Shapin secured a concept which considers identity a state of permanent formation and derives from the language of the theatre. Human behaviour is described in terms of a front and a back stage, of interactions between actors, and between actors and audience that depend on a specific historical context.

Although this view may have been a novelty in the history of science, there had already been a number of examples of historical studies exploring this interdependence. For instance, in his 1980 work, “Renaissance Self-Fashioning: From More to Shakespeare”, the literary scholar Stephen Greenblatt used the concept of ‘self-fashioning’ to

---

<sup>17</sup> Janet Browne, Charles Darwin as a Celebrity, in: Daston/Sibum, *Persona*, see note 12, 175–194.

<sup>18</sup> Browne, Darwin, see note 17, 182.

understand how Renaissance nobles, courtiers and even the king himself modelled their public identities on the ideas and arts that surrounded them.<sup>19</sup> Members of the nobility were expected to wear the finest fabrics, to be well versed in the arts and to be proficient in all kinds of aristocratic pursuits. Above all, they were expected to possess *sprezzatura*, the art of unobtrusive pliancy. Castiglione's "Book of the Courtier" reveals in detail the extent to which rules of conduct and precepts could regulate identities and bring them into accordance with gender and position in the class hierarchy.

It is no coincidence that, at the same time, similar concepts of identity were developed in gender studies which also used theatre metaphors. In the 1970s, gender identity was summarised in a somewhat functionalist, sociological jargon as the acquiring and playing of roles, which in turn led to terms such as 'role models' and 'role behaviour'. Even today, the term 'sex role' is used continuously and particularly whenever sexual identity is discussed. During the 1980s, these metaphors were replaced by opinions that considered gender identity in terms of construction and technology, thus signifying the malleability of gender identity that was not anymore grounded in a fixed natural, biological sex.<sup>20</sup> After the certainty of two empirically determined sexes was undermined (and consequently the sex/gender distinction had dissolved) the dramaturgic vocabulary returned. As an example West and Zimmerman's formulation of 'doing gender' can be mentioned that was inspired by symbolic interactionism and ethnomethodology as practiced by sociologists like Goffman.<sup>21</sup> Especially influential (or even paradigmatic) in gender studies was Judith Butler's conception gender as 'performance'.<sup>22</sup> In "Gender Trouble", Butler argues that what men and women are is in no way fixed; men and women interpret or "do" their gender identity through constant repetition and imitation (rehearsing) of traditional norms in relation to the context in which they find themselves. In her work, Butler embroiders on Simone de Beauvoir's view on sex/gender, as is crystallised in the quotation that decorated many a student's room in the 1970s: "One is not born, but rather becomes a woman." ("On ne naît pas femme, on le devient."). This statement locates 'becoming a woman' as a physical and mental process in a web of cultural and social practices.<sup>23</sup>

19 Stephen Greenblatt, *Renaissance Self-Fashioning: From More to Shakespeare*, Chicago/London 2005.

20 Consider, for instance, the way in which constructions of femininity and masculinity or 'technology and gender' were discussed.

21 Candace West and Don Zimmerman, *Doing Gender*, in: *Gender & Society* 1, 2 (1987), 125–151.

22 Judith Butler, *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, London 1990. For Butler, 'performance' is not really a theatre metaphor. Instead 'performance' specifically refers to the 'performative verbs' that complete a speech act. 'Interpretation' is therefore somewhat too pallid when compared to the noun 'performance', which implies a continual imbuing of form. But 'do' also resonates here along with repetition, which is important when interpreting existing repertoires.

23 This is the first sentence of the second volume of de Beauvoir's *The Second Sex. A New Translation* by Constance Borde and Sheila Malovany-Chevalier, New York 2010. The long-outdated English translation of this sentence is: "One does not come into the world as a woman, one becomes one."

Just as in the historical study of science, the genre of biography was not initially popular in the academic practice of women's and gender history. This was partly due to the biography's role in hagiographic remembrance practices but was also caused by what Birgitte Possing has described as "the robust tradition of gender asymmetry".<sup>24</sup> This gender asymmetry was the expression and result of ideas on the 'autonomous individual' and of the unequivocal linking of public and historical interest. In this tradition, historical importance was a self-evident, ontological fact instead of being a social and cultural category that was associated with notions of masculinity and femininity. In this discourse, writing a biography about an 'important woman' would almost inevitably lead to emphasising her status as an exception to the rule of female insignificance.<sup>25</sup>

But here, changing ideas of the shaping of gender identity – as being both historically and contextually dependent – also launched a flourishing biographical practice in the 1980s, when reflecting on the biographical genre ran parallel to writing biographies themselves.<sup>26</sup> An important theme raised by this reflection was the desire to understand how gender is constructed or 'done' on a personal level, and how the biography can play a role in that quest. The new views on gender and identity (as being relational, collective and contextual) undermined the old division between the individual and society, and in so doing transformed the biography into an attractive genre for questioning the nature of gender in personal and specific situations.

These developments were reflected in, for instance, an article by Kali Israel about the Victorian feminist and art historian Lady Dilke, in which she discusses the kaleidoscopic character of self-representation and representations by others.<sup>27</sup> Dilke not only modelled herself on historical figures and their representation in French art but also made public appearances as such, which she then recorded in fictional memoirs and stories. In turn, she herself was the subject of many paintings and was identified with literary characters including Dorothea Brook, the heroine of George Eliot's famous novel "Middlemarch". Developing an identity and interpreting it had become an inextricable whole in this nineteenth century mirror palace of literary and other representations and identities. It is precisely this 'identity performance' as a relational and representational process that Israel in her biography of Dilke tries to understand.

---

24 Birgitte Possing, *Portraiture and Re-Portraiture of the Political Individual in Europe: Biography as a Genre and as a Deconstructive Technique*, in: Karen Gram-Skjoldager and Ann-Christina Lauring-Knudsen eds., *Living Political Biography. Narrating 20<sup>th</sup> Century European Lives*, Aarhus 2012, 22–43.

25 This is reflected by my reluctance when writing the biography of Aletta Jacobs: Mineke Bosch, *Een onwrikbaar geloof in rechtvaardigheid: Aletta Jacobs 1854–1929*, Amsterdam 2005, 21.

26 Cf. Mieke Aerts et al. eds., *Naar het leven. Feminisme & biografisch onderzoek*, Amsterdam 1988; the 1990 special issue of *Gender and History* which is mentioned in note 27.

27 Cf. Kali K. A. Israel, *Writing Inside the Kaleidoscope: Re-Representing Victorian Women Public Figures*, in: *Gender and History* 2, 1 (1990): special issue on (Auto)Biography, 40–48.

Another example is “The New Biography: Performing Femininity in Nineteenth-Century France”, an intriguing volume edited by Jo Burr Margadant.<sup>28</sup> In her theoretical introduction to the six portraits of women from the social elite, who are included in this book, Margadant explains the rise of what she refers to as “the new biography”. She demonstrates how, over the last thirty to forty years, as a result of the linguistic, cultural or post-structural turn all kinds of fundamental categories were subverted. The category of class, for instance, that in classical Marxism was a fundamental category of historical reality gradually came to be seen by social historians such as Edward P. Thompson, Gareth Stedman Jones and Joan Scott as being not so much the result of inevitable social and economic processes but rather as an effect of language and the ingenious use of classification and categorisation. At the same time, feminist historians confronted the ontological character of sex (and gender) by insisting on the role of representation and language, and therefore also on the historical character of sex/gender divisions. Moreover, they began to emphasise the multiplicity of the categories of ‘women’ and ‘men’ that were intersected by categories such as class, sexuality and ethnicity, all of which could lead to diverse identities in diverse contexts. This work contributed to a changing view on identity as being made in relational and collective systems of meaning, and as something that has to be ‘done’ rather than something that individuals ‘are’. Margadant argues that, in line with this amended concept of identity, new biographers have also become more aware of their own role as creators of biographies they write: “A narrative strategy designed to project a unified persona has become for the new biographer nearly as suspect as claims to a ‘definite’ biography.”<sup>29</sup> It is for biographers no longer a matter of pursuing coherence by revealing the ‘guiding principle’ of a person’s life, but rather of documenting the pursuit of coherence by the biographical subject in question or, to be more precise, of documenting the many diverse identities that the biographical subject has adopted in accordance with changing historical circumstances. Given the existence of social norms and power claims that were and are compelling for women of ambition, the new biography also takes into account the disputed character of the identities that these ‘public’ women interpret.

In my opinion, these starting points have produced six enthralling biographical articles, which – like Shapin’s biography of Boyle – signify a ‘coming of age’ in the way that biography and gender are considered. I will single out one example here: Mary Louise Roberts’ portrait of the late nineteenth century feminist Marguerite Durand, who cannot be understood without considering her background in the world of theatre.<sup>30</sup> Durand has astonished a good few historians with her reputation as a hyper-feminine man-

28 Jo Burr Margadant ed., *The New Biography: Performing Femininity in Nineteenth-Century France*, Los Angeles/London 2000. I realise that the new biography has been proclaimed on a number of occasions, but I still believe that there has been a real break that justifies speaking in terms of innovation.

29 Jo Burr Margadant, Introduction: Constructing Selves in Historical Perspective, in: idem ed., *Biography*, see note 28, 1–32, 7.

30 Cf. Mary Louise Roberts, *Acting Up. The Feminist Theatrics of Marguerite Durand*, in: Margadant, *Biography*, see note 28, 171–217.

eater and initial opponent of female suffrage; nonetheless, she founded the feminist newspaper “La Fronde” in 1896 and also acted as its editor-in-chief for many years. Her earlier career as a successful actress had taught her the strength and power of external appearance. Roberts states that her feminism constituted a “politics of aesthetics”, which Durand herself aptly expressed as follows: “Feminism will never know what it owes to my blonde hair.”

Playing a role, acting and ‘acting up’ (i.e. by using all her feminine charms) gave her access to the public and political domain. The editorial office of “La Fronde” was a lady’s boudoir that was populated by stylishly dressed, ‘feminine’ women with inky fingers and that was frequently described in the press. When Durand embarked on a campaign, she drew packed houses where she seduced her audience with not only her eloquence but also her dramatically theatrical personality, her blonde hair, her ornate dresses, her ringed fingers and her extremely elegant appearance. Although Durand deployed journalism and the theatre to promote her feminist politics, she also played to the gallery with her ‘spectacular’ performance. For instance, during election campaigns in 1910, she accepted a lioness that was given to her by a West African governor. She immediately named the creature Tiger and posed with her domesticated beast for an illustrated magazine.

All in all, the example of Durand demonstrates that theatricality and the “re-enactment” of existing, conventional gender scripts (i.e. of female seduction in feminist politics) granted agency to women such as Durand, which neutralised the supposed contradiction between her feminism and “her hyper-feminine behaviour”. Hence, a biographical representation should not show ‘who’ Durand was, according to Roberts, but how she played ‘herself’ as an intrinsic part of feminist ways of being.

#### 4. Self Narrative and Biography

The new type of biography that developed in the history of science as the quest for the scientific persona or the performance of scientific identity has its counterpart in gender history where it stimulated the understanding of historical ways of constructing femininity and masculinity on a personal level in a specific context. In both areas of biographical historiography, this focus on the ‘doing’ of identity (scientific or gender identity) as a relational (dialogical) and as social process signifies a shift away from the quest for the crux of an autonomous life or the guiding principle in terms of childhood traumas and secrets, as influenced by the twentieth century psychoanalytical complex.<sup>31</sup> This insight has also permeated other social domains, as is evidenced by the recent publications of studies on the political, the legal and the philosophical persona.

The development of the new biography went hand in hand with new ways of ‘reading autobiography’, namely as textual emplotments rather than as transparent sources

---

<sup>31</sup> For the failure of the psychologically based biography or psychobiography, see Hermione Lee, *Biography: A Very Short Introduction*, Oxford 2009, 87.

for a true self. The shift from understanding an autobiography as the historical record of the experiences of a unique person towards reading autobiography as an act of identity formation in the face of a particular audience and in relation to a specific context is crucial for the new biography. Indeed, autobiographies are now central in understanding how biographical subjects wanted to present themselves to a reading public, or, for that matter, publicly, and what this means for the subject's identity construction.

Parallel to the critique of the autobiography as the record of an auto/biographical subject as a coherent and unified individual that was mostly a man with a public life, criticism was directed at the historiographical subject at large. In favour of 'other historiographical subjects' a search for egodocuments, personal narrative, life writing or *Selbstzeugnisse* from the non-elite, everyday life was launched that resulted in special collections or inventories of autobiography and life writing from the archives.<sup>32</sup> The study of these widely varying products of life narrative revealed the contextuality of identity or the situatedness of historical subjects, while this again stimulated the discovery of narrative plots such as 'the secular hero', 'the romantic heroine', or the 'imperial' or 'feminist plot' in 'classical' autobiography that assessed these findings. Instead of recording the 'hyper-individual', autobiographical writing showed to be receptive of external intertextual elements that testify of the historical context in which it is conceived.

On the other hand, the realization that personal documents often bear the marks of the historical setting and the collective beliefs thereof, made visible the reverse, too. Indeed, so-called 'alter documents', which form the basic stuff of the historical source base, ever so often bear marks of the personal, of the one(s) who forged the documents, even if this is not expressed in terms of first person narrative. Are not even the most 'impartial' and 'objective' documents such as statistics stamped by specific, and often personal perspectives? Not only a wide range of historical sources began to be seen as marked by the personal, also a much wider range of sources began to be categorised as examples of self writing, such as travel reports or household account books in which material objects record the identities that are expressed in their possession of things.

It is through these developments that autobiographical sources, which were always seen as rather marginal to the biography of a public person, began to be read and deployed not to reveal the true private person, but to understand the process of context related identity formation. Hence, information about the scientist Darwin that is pro-

---

32 'Egodocuments' is a term that the Dutch historian of the Holocaust Jacques Presser introduced, and (ambiguously) promoted. The collection of egodocuments of women in the Netherlands that is in the Atria, Institute on Gender Equality and Women's History (formerly IAV, IIAV and Aletta) in Amsterdam was started at the end of 1982. Cf. Mineke Bosch, A Woman's Life in a Soapbox, in: History Workshop Journal, 24 (1987), 166–170. Currently the terms 'personal narrative' and 'life writing' are in use rather than 'egodocuments'. For *Selbstzeugnisforschung* that is preoccupied with early modern writings of the self, see introduction in: Gabriele Jancke and Claudia Ulbrich eds., Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung, Göttingen 2005, 7–27.

vided by so-called ‘personal documents’ such as his private and professional correspondence, travelogues and diaries, is now considered crucial for understanding Darwin’s ‘scientific self’ as a constant negotiation between public and private person. On the other hand, also the ‘impersonal text’ that “*The Origin of Species*” always seemed to be, is now read with an eye to self presentation and self revelation as part of his scientific process. Something similar applies to feminists such as Aletta Jacobs, as I have shown for instance in my analysis of her “*Reisbrieven uit Afrika en Azië*” (“*Travel Letters from Africa and Asia*”, 1913) that were always mentioned but have never been examined in depth as a meaningful source.<sup>33</sup> While Jacobs’s self-presentation as a well-travelled lady with a sense of humour and a touch of rebelliousness is certainly informative in terms of the private Aletta, it provides even more information about the aim of the published letters and her public persona as a leading Dutch feminist. In the same vein I analysed her autobiography that was previously perceived with some suspicion about its ‘historical value’. Reading her autobiography differently, I could show it to be a rich source of information about the way in which the biographical subject, Aletta Jacobs, had wanted to present herself or even ‘be’ at particular moments and in relation to a particular audience. I think we can hardly underestimate the power that Aletta Jacobs’s “*Memories*” have (had) on the formation of a collective memory of the first wave of feminism in the Netherlands.

Given these developments it is now possible to clarify the extent to which biographies and autobiographies in various contexts have contributed to the writing and shaping of (desired) identities that are marked by and have had an impact on social relations. As was previously stated, biographies have always been part and parcel of scientific lore. However, there is virtually no reflection on this stream of biographical meanings, which – in the view of the Danish science historian Thomas Söderqvist – could well be the most important source of knowledge about science for all scientists and especially for those to come.<sup>34</sup> The same holds for ‘national biographies’ in national historical canon or national identity formation or for any other genre of biography in any collective memory context. For me, the challenge of the ‘new biography’ lies in its potential to comprehend how women and men in a variety of situations were able to keep on going, survive and flourish, yet without resorting to such notions as their individual freedom of choice (for men) or structural limitations to their agency (for women). The idea that people base their actions on new and existing plots, repertoires and scripts that are communicated through an endless variety of self narrative – which can be combined in all kinds of different ways – creates an abundance of opportunities for living a life. And for the biographer interpreting and writing that life.

---

33 Mineke Bosch, *Colonial Dimensions of Dutch Women’s Suffrage: Aletta Jacobs’s “Travel letters from Africa and Asia, 1911–1912”*, in: *Journal of Women’s History*, 11, 2 (1998), 8–34. For a more sophisticated reflection, see Bosch, Aletta Jacobs, see note 25, 496–518.

34 Cf. Thomas Söderqvist, *A New Look at the Genre of Scientific Biography*, in: idem, *The History and Poetics of Scientific Biography*, Aldershot 2007, 1–15.

## Eingeschrieben?

### Geschlecht in Autobiographien der ersten Politikerinnen in Deutschland

Angelika Schaser<sup>1</sup>

In neueren kulturgeschichtlich inspirierten Arbeiten wird in der Geschichtswissenschaft nach den Funktionen von Autobiographien gefragt und autobiographisches Schreiben als soziale und kulturelle Praxis gedeutet, die in spezifischen sozialen, kulturellen und politischen Kontexten verankert ist.<sup>2</sup> Wichtige Grundlagen wurden dabei in Studien zur Geschichte der Frühen Neuzeit gelegt, und auch in der Frauen- und Geschlechtergeschichte wurden solche Fragen intensiv erforscht.<sup>3</sup> Dabei wurde immer wieder der enge Zusammenhang zwischen autobiographischen und biographischen Texten betont. Programmatisch steht dafür der Band „Leben texten“, der 2003 als „L'Homme“-Heft erschienen ist.<sup>4</sup> Inzwischen wird dieser Ansatz auch in der Neuesten Geschichte verfolgt.<sup>5</sup>

- 
- 1 Für hilfreiche Kritik und Anregungen danke ich Marie Schenk, den Herausgeberinnen und den anonymen Gutachterinnen dieses Beitrags.
  - 2 Vgl. Gabriele Jancke u. Claudia Ulbrich Hg., *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, Göttingen 2005; Claudia Ulbrich, Hans Medick u. Angelika Schaser Hg., *Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven*, Köln/Weimar/Wien 2012.
  - 3 Vgl. Maurice Daumas u. Claudia Ulbrich Hg. unter Mitarbeit von Sebastian Kühn, Nina Mönich u. Ines Peper, *Une conversion au XVIII<sup>e</sup> siècle. Mémoires de la comtesse de Schwerin*, Bordeaux 2013; Angelika Schaser, Margarethe Krupp: Entwurf eines Lebens im Zentrum der Krupp-Saga, in: Michael Epkenhans u. Ralf Stremmel Hg., *Friedrich Alfred Krupp. Ein Unternehmer im Kaiserreich*, München 2010, 179–204 u. 245–249.
  - 4 L'Homme. Z. F. G., 14, 2 (2003): *Leben texten*, hg. von Susanna Burghartz u. Brigitte Schnegg. Siehe auch Brian Castro, *Auto/biography*, in: Trev Lynn Broughton Hg., *Autobiography. Critical Concepts in Literary and Cultural Studies*, I, London/New York 2007, 366–375; Mary Evans, *The Imagined Self. The Impossibility of Auto/Biography*, in: ebd., 193–203.
  - 5 Vgl. Volker Depkat, *Autobiographie als soziale Konstruktion von Wirklichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 29 (2003), 441–476; ders., *Lebenswenden und Zeitenwenden: Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*, München 2007; ders., *Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Geschichtswissenschaft*, in: *BIOS*, 23, 2 (2010), 170–187; Dagmar Günther, „And Now for Something Completely Different“. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft, in: *Historische Zeitschrift*, 272 (2001), 25–61.

Dabei fokussieren die Arbeiten zur Moderne, die die Verwendung dieser Texte nun kritisch diskutieren und den ‚Mehrwert‘ von autobiographischen Texten für die Geschichtsschreibung entdeckt haben, in der Regel auf Texte von Männern, ohne Geschlecht als relationale Analyse-Kategorie zu nutzen.<sup>6</sup>

Obwohl Historiker und Historikerinnen autobiographische Texte schon immer als Quellen genutzt haben, sind die Fragen, wie diese Quellen entstanden, in welcher Situation, mit welcher Intention und in welchem Umfeld sie verfasst wurden, wie und von wem sie ausgewählt, bewahrt und weitergegeben wurden, für die Neuere Politikgeschichte bis vor kurzem erstaunlich wenig reflektiert worden.<sup>7</sup> Auch die Frage, an welchen auto/biographischen Texten sich die Autorinnen und Autoren eventuell orientierten, wird von Historikern und Historikerinnen auf diesem Gebiet noch zu selten gestellt. Das ist erstaunlich, da autobiographische Texte von den Autobiographen und Autobiographinnen oftmals im Hinblick auf die Verwertung durch Historikerinnen und Biographen verfasst werden und diese wiederum beim Schreiben von Biographien oder von biographischen Abrissen häufig dem Konstruktionsschema der Autobiographien folgen, da weiteres Material zu diesen Personen nicht zur Verfügung steht.<sup>8</sup> In welchem Maße Autobiographien und autobiographische Texte biographische Darstellungen in Lexika, (geschichts-)wissenschaftlichen Abhandlungen und in Biographien dominieren, ist oft nicht leicht erkennbar.<sup>9</sup> Verstärkt werden autobiographische Interpretationen zu Personen, geschichtlichen Ereignissen und Zusammenhängen, wenn diese nicht nur von einer, sondern von mehreren Personen in ihren Autobiographien vertreten werden.<sup>10</sup> Sobald diese autobiographischen Erklärungszusammenhänge dann in paraphrasierter Form oder ohne den expliziten Hinweis auf die autobiographische

---

6 Vgl. dazu etwa Magnus Brechtken Hg., *Life Writing and Political Memoir – Lebenszeugnisse und politische Memoiren*, Göttingen 2012.

7 Vgl. dazu nochmals jüngst Thomas Etzemüller, *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen*, Frankfurt a. M./New York 2012, 87.

8 Vgl. Angelika Schaser, *Liberalismus-Forschung und Biographie*. Ein Beitrag aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: *Jahrbuch für Liberalismus-Forschung*, 15 (2003), 185–198.

9 Biographische Nachschlagewerke wie Kürschners *Deutscher Gelehrten-Kalender*. Bio-bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Wissenschaftler der Gegenwart, Leipzig bzw. Berlin 1925ff. und Walter Habel Hg., *Wer ist Wer? (Früher: Wer ist's?)*. Das deutsche Who's Who, Berlin bzw. Lübeck 1951ff., Lübeck 1991<sup>30</sup>, beruhen – wie viele der heutzutage online abzurufenden auto/biographischen Darstellungen – in der Regel auf Selbstauskünften. Und auch in Werke wie die *Allgemeine Deutsche Biographie (ADB)*, hg. durch die Historische Kommission bei der Königlich Akademien der Wissenschaften, 55 Bde. und Register, unveränd. Neudruck der Aufl. von 1875–1912, Berlin 1967–1971 und die *Neue Deutsche Biographie (NDB)*, hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 1 ff., Berlin 1953 ff. (neuester Bd. 25: *Stadion-Tecklenborg*, 2013) werden Informationen aus autobiographischen Texten vielfach aus Mangel an weiteren Quellen ungeprüft übernommen.

10 Vgl. Angelika Schaser, *Erinnerungskartelle. Der Nationalsozialismus im Rückblick der Liberalen*, in: dies. Hg., *Erinnerungskartelle. Zur Konstruktion von Autobiographien nach 1945*, Bochum 2003, 49–80.

Quelle in weitere Darstellungen übernommen werden, sind die autobiographischen Grundlagen oft nicht mehr nachvollziehbar.

Umgekehrt gehen viele autobiographische Texte für die Geschichtsschreibung und das kulturelle Gedächtnis verloren.<sup>11</sup> Solche Texte der Vergessenheit zu entreißen, wird von Aleida Assmann nicht nur als geschichtswissenschaftliche, sondern als gesellschaftliche Aufgabe angesehen.<sup>12</sup> Im Folgenden werden vier marginalisierte Autobiographien von Frauen als Material- und Dokumentationsangebote für Biographen und Biographinnen sowie für Historikerinnen und Historiker ausgewertet. Alle vier Frauen schrieben ihre Autobiographien, als sie befürchteten, dass ihre beruflichen Leistungen und damit ihr Lebenswerk in Vergessenheit geraten könnten. Sie wollten sich, so meine These, alle in das Gedächtnis der deutschen Nation, des deutschen Liberalismus und der Frauenbewegung einschreiben. Die Präsentation des eigenen Lebens wurde dabei mit Geschichtsinterpretationen verbunden, die der deutschen Nation, dem Liberalismus und der Frauenbewegung in unterschiedlicher Gewichtung Bedeutung zuschrieben und dadurch den eigenen Aktivitäten auf verschiedenen Posten in liberalen Parteien, in Parlamenten und Ministerien sowie in den Organisationen der Frauenbewegung Sinn verliehen. Dabei folgten die Frauen bei der Inszenierung der eigenen Person der üblichen „Normalbiographie“,<sup>13</sup> in der Geschlecht zwar fortdauernd implizit, aber selten explizit thematisiert wird. Doch an einigen Stellen werden in den vorgestellten Texten aus der homogenen Menge der geschlechtslosen „Deutschen“, „Politiker“ und „Liberalen“ explizit Frauen und Männer. Obwohl die Autorinnen die Geschlechterhierarchie in Frage stellten und sich in ihrem Leben nicht an dem Frauenideal der Ehefrau, Mutter und Hausfrau orientierten, ordneten sie sich hier eindeutig der Gruppe „der Frauen“ zu. Auf diese thematisierten Geschlechterunterschiede wird in diesem Beitrag fokussiert. Nach der Vorstellung der Autobiographien und ihrer Autorinnen wird dargestellt, dass die Autorinnen sich in den Texten aufeinander bezogen und ihre beruflichen Leistungen in den Mittelpunkt stellten. Danach wird gefragt, welche Bedeutung sie der Geschlechterdifferenz im Bereich Bildung und Politik bei der Konstruktion ihrer Autobiographien zuschrieben.

## 1. Die Autobiographien und ihre Autorinnen

Ausgewertet werden Autobiographien von Gertrud Bäumer (1873–1954), Dorothee von Velsen (1883–1970), Else Ulich-Beil (1886–1965) und Marie-Elisabeth Lüders (1878–1966), vier deutschen Akademikerinnen, die in der Frauenbewegung aktiv wa-

11 Vgl. dazu Angelika Schaser, Einleitung, in: dies., Erinnerungskartelle, wie Anm. 10, 7–16.

12 Vgl. Aleida Assmann, Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999, 15.

13 Zur Wirkungsmächtigkeit und Langlebigkeit des Modells der „Normalbiographie“ siehe Martin Kohli, Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37 (1985), 1–29.

ren und dem liberalen Lager angehörten.<sup>14</sup> In ihren Texten präsentieren die Autorinnen ihr Leben aus der Retrospektive als ein Kontinuum über die Zäsuren ihres persönlichen Werdegangs und der deutschen Geschichte hinweg. Dabei präsentieren sie sich als Deutsche, als Angehörige der Frauenbewegung und der weiblichen Elite, als Wissenschaftlerin, als Politikerin, Liberale und Bildungsbürgerin. Auch wenn ihr Leben im Mittelpunkt steht, ohne diese Zugehörigkeiten ließ es sich nicht erzählen.<sup>15</sup>

Bäumer veröffentlichte ihre Autobiographie im 60. Lebensjahr, von Velsen im 73. Ulich-Beil war 75 Jahre alt, als ihre Autobiographie erschien, und Lüders 85. Bäumer, Lebensgefährtin und enge Mitarbeiterin von Helene Lange, publizierte 1933 als erste ihr Buch „Lebensweg durch eine Zeitenwende“ im Rainer Wunderlich Verlag. Sie verfasste dieses Buch nach ihrer Entlassung aus allen Ämtern von Mai bis August 1933 auf Sylt und gab im Text als Motiv an: Das Buch sollte der „Vergegenwärtigung, Selbstbesinnung, Rechenschaft“ in einer „schweren Krisis“ dienen.<sup>16</sup> Die politischen Rahmenbedingungen hatten sich bei Erscheinen der drei weiteren Bücher grundlegend geändert: Von Velsens „Im Alter die Fülle. Erinnerungen“ (1956 im Rainer Wunderlich Verlag), Ulich-Beils „Ich ging meinen Weg. Lebenserinnerungen“ (1961 im Herbig Verlag) und Lüders’ „Fürchte Dich nicht. Persönliches und Politisches aus mehr als 80 Jahren. 1878–1962“ (1963 im Westdeutschen Verlag) erschienen in einem gänzlich anderen historischen Kontext, in der Bundesrepublik Deutschland unter der Regierung Adenauer.

Von Velsen wählte den Verlag, in dem bereits Bäumers Buch erschienen war, und Ulich-Beil konnte in dem Verlag veröffentlichen, in dem Helene Lange (1848–1930) ihre Lebenserinnerungen platziert hatte. Die für zwei der Bücher gewählten Untertitel „Erinnerungen“ beziehungsweise „Lebenserinnerungen“ sind vielleicht in Anlehnung an den nüchternen Titel zu sehen, unter dem Lange als weithin anerkannte ‚Führerin‘ der Frauenbewegung 1927 ihre Autobiographie vorgelegt hatte.<sup>17</sup> Lange genoss bei allen vier Frauen hohes Ansehen und große Autorität, sie galt als Vorbild. Die vier 25 und mehr Jahre jüngeren Frauen der – je nach Zählweise – zweiten oder dritten Generation der Frauenbewegung wählten für ihre Bücher sprechende Obertitel aus. Vorauszuschicken ist, dass sich diese vier Frauen alle sehr gut kannten, zusammen gearbeitet hatten und zum Teil miteinander befreundet waren. Diese enge Verbindung wird in den hier ausgewählten autobiographischen Texten nur in dem Buch von Dorothee von

---

14 Ausgewertet werden: Gertrud Bäumer, *Lebensweg durch eine Zeitenwende*, Tübingen 1933; Marie-Elisabeth Lüders, *Fürchte Dich nicht. Persönliches und Politisches aus mehr als 80 Jahren. 1878–1962*, Köln/Opladen 1963; Else Ulich-Beil, *Ich ging meinen Weg. Lebenserinnerungen*, Berlin 1961; Dorothee von Velsen, *Im Alter die Fülle. Erinnerungen*, Tübingen 1956. Im Weiteren werden diese Bücher nur unter dem Nachnamen der Autorinnen zitiert.

15 Vgl. Susan Stanford Friedman, *Women’s Autobiographical Selves. Theory and Practice*, in: Shari Benstock Hg., *The Private Self. Theory and Practice of Women’s Autobiographical Writings*, Chapel Hill/London 1988, 34–62, 40.

16 Bäumer, 445.

17 Helene Lange, *Lebenserinnerungen*, Berlin 1927 (im Herbig Verlag).

Velsen deutlich, die anderen verschwiegen in den Texten zwar nicht die Zusammenarbeit, erwähnten die freundschaftlichen Beziehungen jedoch bestenfalls am Rande. Lüders, von Velsen und Ulich-Beil wiesen in ihren Autobiographien explizit darauf hin, dass sie sich in der Frauenbewegung kennengelernt hätten.<sup>18</sup> Von Velsen und Lüders hatten wie Bäumer und Lange im Kaiserreich und in der Weimarer Republik überwiegend in Berlin gelebt und sich dort bei verschiedenen Gelegenheiten getroffen. Bäumer, Lüders, von Velsen und Ulich-Beil kannten sich überdies aus ihrer Arbeit im Ersten Weltkrieg, als sie leitende Positionen erhielten, nachdem im Rahmen des sogenannten Hindenburgprogramms in allen Armeekorpsbezirken Frauenreferate unter der Leitung von Frauen eingerichtet werden mussten. Lüders wurde 1916 zur Leiterin der Frauenabteilung im Kriegsministerium bestellt. Bäumer leitete das Frauenreferat in Altona, Ulich-Beil das in Leipzig und von Velsen das in Breslau.<sup>19</sup> Zuvor hatten Lüders und von Velsen bereits vom Juli 1915 bis zum August 1916 in der „Sozialabteilung des Deutschen Roten Kreuzes“ in Brüssel zusammengearbeitet.<sup>20</sup>

Nach dem Ersten Weltkrieg traten alle vier in die Deutsche Demokratische Partei (DDP) ein, waren Mitglieder des Reichstags (Bäumer und Lüders) beziehungsweise des sächsischen Landtags (Ulich-Beil). Die beiden jüngeren Frauen, Ulich-Beil und von Velsen, vertraten Bäumer in den 1920er Jahren auf verschiedenen Kongressen im In- und Ausland, wenn Bäumer aufgrund ihrer Verpflichtungen im Reichsministerium des Innern und im Reichstag diesen Einladungen nicht nachkommen konnte. 1921 übernahm von Velsen von Lange den Vorsitz des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF), Ulich-Beil wurde zu ihrer Stellvertreterin gewählt. Von Velsen leitete mehrere Jahre die Geschäftsstelle des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF) und des Kulturausschusses der DDP in Berlin.<sup>21</sup> Sie verließ Berlin Mitte der 1920er Jahre und zog 1933 nach Oberbayern, wo sie bis zu ihrem Tod in Ried bei Benediktbeuern lebte. Bäumer wohnte nach 1933 in Berlin und in Oberschlesien und ließ sich 1945 in Westdeutschland nieder. Ulich-Beil lebte nach ihrer Entlassung und der Auflösung der Schule in Hellerau in Dresden seit 1934 in Berlin, dann in Schlesien und kehrte wie Lüders nach dem Zweiten Weltkrieg nach (West-)Berlin zurück. Nach 1945 bemühten sich alle an ihren verschiedenen Wohnorten gemeinsam, die Frauenbewegung in der Bundesrepublik wieder aufzubauen. Ulich-Beil übernahm von 1952 bis 1955 den Vorsitz des Deutschen Frauenrings.

Im Rückblick verbanden sie ihr Leben von der Geburt bis zum Schreiben der Autobiographien mit der politischen Entwicklung in Deutschland vom Kaiserreich bis 1933

18 Vgl. Lüders, 44, 62; Ulich-Beil: 54f.; Velsen, 102, 106, 118, 240. Bäumer konzentriert sich in ihrer Autobiographie auf andere Personen und thematisiert ihre Zusammenarbeit mit Lüders, von Velsen und Ulich-Beil nicht näher.

19 Das Berliner Referat leitete Alice Salomon, das bayerische Gertraud Wolf.

20 Vgl. Marie-Elisabeth Lüders, Dorothee von Velsen. Versuch zu einem Lebensbild. Eine Würdigung zu ihrem 80. Geburtstag am 29. November 1963, hg. von der Freien Demokratischen Partei, [Bonn 1963], 7.

21 Vgl. Angelika Schaser, Helene Lange und Gertrud Bäumer. Eine politische Lebensgemeinschaft, Köln/Weimar/Wien 2010<sup>2</sup>, 150, 198f., 259f.

beziehungsweise bis in die Zeit der Bundesrepublik. Spielte der Nationalsozialismus in Langes 1927 publizierten Lebenserinnerungen kaum eine Rolle und tastete Bäumer in der Umbruchsituation 1933 noch die Möglichkeiten unter den neuen Machthabern ab, thematisierten Lüders, Ulich-Beil und von Velsen die Zeit des Nationalsozialismus als entscheidende Zäsur für die deutsche Geschichte. Alle vier Bücher waren als „Selbstbiographien“ angelegt *und* deuteten die politische Entwicklung. Es wird deutlich, dass alle Autorinnen im Rückblick ihren Aktivitäten und Erfahrungen in der Frauenbewegung großes Gewicht beimaßen, sowohl in der Zeit, in der die Organisationen der Frauenbewegung zerschlagen wurden beziehungsweise sich auflösten (bei Bäumer 1933) als auch in den 1950er und 1960er Jahren der Bundesrepublik, in denen absehbar war, dass die neu gegründeten Frauenverbände in der Bundesrepublik nicht mehr an die Erfolge der Frauenbewegung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik anknüpfen können würden.

Alle vier Autorinnen entschieden sich, eine Autobiographie in Buchform vorzulegen.<sup>22</sup> Sie hatten vorher bereits Erfahrungen mit dem Verfassen autobiographischer Texte gesammelt. Alle hatten kürzere Beiträge für Publikationen der Frauenbewegung verfasst oder für Veröffentlichungen, in denen Frauen als Pionierinnen in verschiedenen Berufsfeldern vorgestellt wurden.<sup>23</sup> Mit der Entscheidung für konventionelle monographische Darstellungen, die von den Verlagen beworben und vermarktet wurden, wechselten sie von den für Frauen gerne gewählten „Kleinformaten“<sup>24</sup> zu der „Großform“, die bekannte männliche Zeitgenossen gerne für ihre Autobiographien wählten. Damit signalisierten die vier Frauen, dass ihre Autobiographien nicht nur für die Frauenbewegung, sondern für die ‚allgemeine‘ Geschichte und die Geschichtsschreibung tradierungswürdige Erfahrungen und seriöses Wissen zu bieten hatten.

Die Publikation autobiographischer Texte hatte „nach dem Zweiten Weltkrieg Hochkonjunktur“.<sup>25</sup> Ulich-Beil, von Velsen und Lüders lagen hier im Trend, während der Text von Bäumer, der bereits 1933 publiziert worden war, eine Vorläuferrolle einnahm. Die vier Bücher unterscheiden sich schon in der Aufmachung. In Bäumers Buch finden sich weder Anmerkungen noch Register, Vor- oder Nachwort. Die 447 Seiten des Buches werden lediglich durch 17 Kapitelüberschriften gegliedert. Bäumer konnte davon ausgehen, dass ihre Leserschaft die meisten der geschilderten Personen und Ereignisse bei der Lektüre noch vor Augen hatte.

Wie bei Gertrud Bäumer ist das Buch von Velsens lediglich durch zwanzig Kapitelüberschriften gegliedert und enthält ebenfalls keine Paratexte. Von Velsen hat ihr Buch

22 Biographische Abrisse und Inhaltsangaben zu den vier Autobiographien finden sich in: Gudrun Wedel, *Autobiographien von Frauen. Ein Lexikon*, Köln/Weimar/Wien 2010, 65–68 (Bäumer), 521f. (Lüders), 872f. (Ulich-Beil), 878f. (von Velsen).

23 Auch diese „kleinen“ autobiographischen Texte wurden von Wedel soweit wie möglich erfasst: Wedel, *Autobiographien*, wie Anm. 22.

24 Wedel, *Autobiographien*, wie Anm. 22, IX.

25 Hans-Edwin Friedrich, *Deformierte Lebensbilder. Erzählmodelle der Nachkriegsautobiographie (1945–1960)*, Tübingen 2000, 1.

jedoch mit einem Personenregister versehen, in dem vorwiegend die Namen von Frauen zu finden sind. Bei den meisten der dort aufgeführten Personen fügte sie einen Beruf oder eine Funktion hinzu, da sie wohl zu Recht davon ausging, dass viele der von ihr genannten Personen in der Bundesrepublik nicht mehr bekannt waren.

Ulich-Beils Buch von 1961 ist das erste, dessen Textkorpus durch Abbildungen gerahmt wird und dadurch persönlicher wirkt. Noch vor dem Titelblatt ist die Totenmaske ihres Sohnes Eckart Ulich (1923–1943) abgebildet, und auf der letzten Seite findet sich unter dem Titel „Der Knabe und die Orgel“ ein Text von Eckart Ulich, den der Sohn seiner Mutter für seine Freundin anvertraut haben soll, bevor er 1942 seinen Heeresdienst antrat. Auf der Rückseite des Blattes mit der Totenmaske ist ein undatiertes, wohl aus den späten 1920er Jahren stammendes Porträtfoto von Else Ulich-Beil mit ihrer Unterschrift zu finden.

Lüders' Buch besteht aus einer Collage von autobiographisch gestalteten Abschnitten und offiziellen Dokumenten aus ihrem Berufsleben. Für das reich bebilderte,<sup>26</sup> mit einem Vorwort, einem Anhang<sup>27</sup> und einem umfangreichen Personenregister versehene Buch wählte Lüders ihren Konfirmationsspruch „Fürchte Dich nicht“ als Titel.<sup>28</sup> Viele Frauen, insbesondere bekannte Vertreterinnen der Frauenbewegung, wurden von Lüders immer wieder mit Namen, Aufgabengebieten und Erfolgen genannt.<sup>29</sup>

Während Bäumer die Zeitgenossen und Zeitgenossinnen auf ihre Leistungen und Kompetenzen hinwies, um sich für die Fortführung ihrer beruflichen Karriere zu positionieren, waren die anderen drei bemüht, ihr Wirken und ihre Verdienste nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Sie riefen in der Bundesrepublik in ihren Büchern noch einmal Bäumers sowie ihre eigenen akademischen Leistungen, ihre Pionierrolle und ihre Verdienste in der Frauenbewegung und in den liberalen Parteien in Erinnerung.

Das Lesepublikum, das von Velsen 1956 imaginierte, bleibt dabei vage. Sie dürfte auf alte Weggenossinnen und Freundinnen, politische Bekannte und die Jugend im Nachkriegsdeutschland abgezielt haben. In ihrem Buch überwiegen quantitativ deutlich die Passagen, in denen es um ihren persönlichen Werdegang und ihre Erfahrungen geht. Ihre Entwicklung von der sozialen und politischen Arbeit, die sie in den 1920er Jahren nach und nach aufgab, zu wissenschaftlichen und schriftstellerischen Tätigkeiten, mit denen sie nach 1929 hauptsächlich beschäftigt war, beschrieb von Velsen als einen intrinsisch motivierten, organischen Prozess.

26 34 Bilder mit den unterschiedlichsten Motiven (darunter Porträts von Lüders aus dem Jahr 1932 (Nr. 16) und aus dem Jahr 1963 (Nr. 32) sowie ein Porträt von Helene Lange (Nr. 14) und eines von Agnes von Zahn-Harnack (Nr. 17).

27 Der Anhang enthält Daten zum Lebenslauf von Lüders sowie Auszüge aus öffentlichen Reden, Briefen und Dokumenten. Die Daten beziehen sich vornehmlich auf den Bildungsgang, die beruflichen Stationen sowie die Auszeichnungen und Ehrungen. Die Geburt/das Geburtsjahr ihres Sohnes wird dort nicht aufgeführt. Die Dokumentensammlung beginnt mit einem Nachruf von Lüders auf Helene Lange aus dem Jahr 1930.

28 Lüders, 39.

29 Vgl. z. B. die Aufzählung von Lüders, 93.

Ulich-Beils ausführliche Schilderung ihrer Auslandsreisen nach dem Zweiten Weltkrieg und ihrer Aktivitäten für den Deutschen Frauenring vermitteln den Eindruck, dass dieses Buch über die Dokumentation ihres eigenen Lebens und ihrer eigenen Leistungen hinaus auch den Grundstein für eine Geschichte der deutschen und internationalen Frauenbewegung nach 1945 legen sollte. Ulich-Beil unterstrich an mehreren Stellen die Bedeutung der internationalen Frauenbewegung für die Außenpolitik der Bundesrepublik. Auch sie wandte sich 1961 an eine breite Öffentlichkeit, insbesondere an frühere Mitstreiterinnen und an ein jüngeres Lesepublikum, das die Erfolge der Frauenbewegung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik nicht mehr kannte. Lüders wiederum sprach in ihrem Buch die deutsche Öffentlichkeit im Allgemeinen und die Frauen im Besonderen an.<sup>30</sup> Ihre Leserinnen sprach sie direkt an: „Die Jungen sind zur Fortsetzung berufen. Dazu aber ist notwendig, daß sie ihr Erbe mit mutigen und arbeitsfrohen Herzen und Händen anpacken [...] und ihre [...] Rechte [...] verteidigen. Wir fürchten, diese Verteidigung wird eher not tun, als manches junge Mädchen es heute für möglich hält.“<sup>31</sup>

## 2. Thematisierung von Geschlecht

### 2.1 *Geschlecht und Bildung*

Auffallend ist in diesen vier Büchern das Bemühen, trotz der langen Passagen zur deutschen Nationalgeschichte in den Texten auf die persönliche Entwicklung und den eigenen gesellschaftlichen Beitrag zu fokussieren. Die vier Autorinnen präsentierten sich in ihrer Autohistoriographie, in der sie das eigene Leben mit nationalgeschichtlichen Geschichtsinterpretationen verbanden, in verschiedenen Lebensphasen und Rollen. Sie betonten aus der Retrospektive, dass sie über alle Schwierigkeiten, Widrigkeiten, ‚Wartezeiten‘ und Brüche hinweg ihrem Leben ein klares Ziel geben konnten. In den Ausführungen zur Bildungs- und Politikgeschichte wird dem Geschlecht zentrale Bedeutung für die eigene Biographie und den Aus- oder Einschluss in verschiedene Gruppierungen zugeschrieben. Das „Wir“, auf das sich die Autobiographinnen in diesem Zusammenhang bezogen, stellen die ersten Akademikerinnen, die ersten Frauen in akademischen oder neuen Frauenberufen, die Aktivistinnen in den Frauenorganisationen und die ersten Frauen in den (liberalen) politischen Parteien.

Trotz der unterschiedlichen Schreib- und Publikationssituationen, der verschiedenen beruflichen Laufbahnen sowie der unterschiedlichen Gestaltung der Texte fällt die-

---

30 So z. B. Lüders, 93: „Wer heute das Gymnasium und die Universität besuchen darf, der sollte sich voll Dankbarkeit der unermüdlichen lebens- und willensstarken Kämpferinnen Helene Lange und Gertrud Bäumer erinnern, deren unerschütterlicher Glaube an die Jugend die Waffen immer neu schärfte.“

ser Stolz auf die akademischen und beruflichen Pionierleistungen als Gemeinsamkeit ins Auge. Alle vier Autorinnen waren promoviert und zählten zu den ersten Frauen, die an deutschen Universitäten studierten. Bäumer erwarb ihren Doktorgrad 1904 in Berlin, also noch vor der Zulassung der Frauen zu den preußischen Universitäten. Lüders promovierte 1912 ebenfalls in Berlin, Ulich-Beil 1914 in Leipzig. Von Velsen promovierte 1931 in Heidelberg.

Alle vier schildern ausführlich ihren Bildungsgang, der sie über Umwege und Wartezeiten zur Promotion führte und damit zu einer Qualifikation, die insgesamt nur eine sehr kleine Gruppe der Bevölkerung vorweisen konnte.<sup>32</sup> Promovierte Frauen stellten im Kaiserreich absolute Ausnahmereisnerungen dar, deren Berufsaussichten noch weitgehend unklar waren. Deutlich wird in allen vier Autobiographien, dass sich die Autorinnen bei der Gestaltung ihrer Autobiographien trotz oder wegen ihres Geschlechts am (männlichen) bürgerlichen Autobiographiemodell des 19. Jahrhunderts orientierten.<sup>33</sup> Sie stellten dabei nicht nur ihre herausragenden Leistungen, Begabungen und Talente heraus, sondern auch die Grenzen ihrer Möglichkeiten, die ihnen aufgrund ihres Geschlechts eine Karriere, wie sie ihren männlichen Kommilitonen offen stand, versperrten.

Bäumer schilderte ausführlich ihre Schulzeit und ihre Zeit als junge Lehrerin und verband die Schilderung ihres Studiums eng mit der Darstellung ihrer Aktivitäten in der Frauenbewegung. Sie betonte, dass ihre Fächerkombination, „Germanistik, Sozialwissenschaften und Philosophie[,] nicht gerade bequem war“, und dass an ihre Promotion wegen der Ausnahmegenehmigung besonders hohe Ansprüche gestellt worden wären.<sup>34</sup> Auf ihr Dissertationsthema in der Germanistik ging sie nicht weiter ein und erwähnte, dass für ihre Tätigkeit in der Frauenbewegung das Fach Nationalökonomie am meisten Anregungen geboten hätte.<sup>35</sup> Bäumer unterstrich ihre intellektuellen Fähigkeiten, indem sie bemerkte, sie habe ihre Disputation quasi nebenbei erledigt, als sie die Tagung des Internationalen Frauenbundes kurz verließ, um in der nahe gelegenen Universität ihre Doktorprüfung abzulegen.<sup>36</sup> Bei ihrer Berufsentscheidung will sie da-

32 Auch wenn sich der Anteil der Studierenden im Kaiserreich verfünffachte und die Berliner Universität vor dem Ersten Weltkrieg mit „ca. 10000 Studenten“ zur „erste[n] deutsche[n] Massenuniversität“ mutierte, bildeten Promovierte eine verschwindende Minderheit. Konrad H. Jarausch, Universität und Hochschule, in: Christa Berg Hg., Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, IV: 1870–1918. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, München 1991, 313–345, 315.

33 Vgl. Martina Kessel, Ein Lebenslauf in absteigender Linie? Sebastian Hensel – Bildungsbürger, Landwirt, Hoteldirektor, in: Stefan Zahlmann u. Sylka Scholz Hg., Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten, Gießen 2005, 71–87, 85.

34 Bäumer, 198f.

35 Vgl. Bäumer, 199.

36 Vgl. Bäumer, 209. Vgl. dazu Schaser, Helene Lange, wie Anm. 21, 103–106. Promotionsakten: Archiv der Humboldt Universität zu Berlin (HUB), Promotionen, Phil. Fak., Nr. 397. Bäumer wurde magna cum laude promoviert. Die „Ausnahmepromovendinnen“ hatten vor der offiziellen Zulassung der Frauen zum Studium an der Berliner Universität, so Annette Vogt, alle „etwas Außerordentliches“ geleistet. Dies., Vom Hintereingang zum Hauptportal? Lise Meitner und ihre Kolleginnen an der Berliner Universität und in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Stuttgart 2007, 70–79.

mals „in kühnen Stunden [...] an die Möglichkeit der Hochschule [gedacht haben] – aber es gab noch keine weiblichen Hochschullehrer.“<sup>37</sup> Sie beließ es bei dieser nüchternen Feststellung und erwähnte nicht, dass die Habilitation Frauen damals verwehrt wurde und ihr dieser Beruf qua Geschlecht versperrt war. Ihren aktiven Part bei der Berufswahl betonte Bäumer, indem sie schrieb, ihre diversen Aufgaben in der Frauenbewegung hätten sie von „den großen Versuchungen zu systematischerer wissenschaftlicher Arbeit“ abgehalten und Langes zeitweilige Pflegebedürftigkeit hätte sie in den Jahren 1908/1909 schließlich bewogen, sich für den „freien Beruf“ zu entscheiden.<sup>38</sup>

Lüders legte in ihrem Buch bei der Schilderung ihres Bildungsganges den Schwerpunkt auf ihren langen Weg zum Studium, der sie über diverse Ausbildungen (Gesang, Zeichnen, Fotografie, Hauswirtschaft) und berufliche Tätigkeiten als Erzieherin und Fürsorgerin 1909 an die Universität in Berlin führte. Sie konnte ihr Studium ein Jahr, bevor sie als Externe an einem humanistischen Gymnasium das Abitur ablegte, beginnen.<sup>39</sup> Die „Studienjahre“ handelte sie sehr knapp ab, verwies darauf, dass sie schon als Schülerin studieren wollte und dass der Empfang an der Universität für die „wenigen studierenden Frauen [...] keineswegs erfreulich“ ausfiel.<sup>40</sup> Ihre Promotion, die sie bei Gustav Schmoller und Max Sering zum Thema „Die Fortbildung und Ausbildung der im Gewerbe tätigen Frauen und Mädchen und deren juristische Grundlage“<sup>41</sup> ablegte, kommentierte sie lediglich mit der Bemerkung, dass ihre Arbeit den preußischen Handelsminister verärgert hätte.<sup>42</sup> Blieb Bäumer schon knapp bei der Beschreibung ihres Studiums, so fiel die Schilderung des Studiums bei Lüders noch knapper aus.

Ulich-Beil koppelte die Schilderung ihres Bildungsweges und ihrer beruflichen Entwicklung seit den Zeiten ihres Studiums an die ihres Kommilitonen und späteren Ehemannes Robert Ulich (1890–1977). Sie beschrieb ihre Integration in kleine wissenschaftliche Zirkel an beiden Universitäten in München und Leipzig, erläuterte ihr Promotionsthema und die damit verbundene Problematik und wies darauf hin, dass sie 1914 nicht nur in Leipzig summa cum laude promoviert,<sup>43</sup> sondern im selben Jahr auch ihr Staatsexamen in den Fächern Geschichte, Philosophie, Germanistik und Latein mit Auszeichnung abgelegt hatte.<sup>44</sup> Sie betonte, dass ihr 1917 an der Universität Leipzig von Walter Goetz, Professor für Kultur- und Universalgeschichte, ein Forschungsprojekt über den rheinischen Frühkapitalismus übertragen worden sei, mit dem sie sich habilitieren wollte.<sup>45</sup>

37 Bäumer, 216.

38 Bäumer, 217.

39 Vgl. dazu Heide-Marie Lauterer, *Parlamentarierinnen in Deutschland 1918/19–1949*, Königstein i. T. 2002, 28f.

40 Lüders, 34–39, 49f. (Zitat 49).

41 Archiv der HUB, Promotionen, Phil. Fak., Nr. 517. Lüders wurde magna cum laude promoviert.

42 Vgl. Lüders, 50.

43 Universitätsarchiv Leipzig (UAL), Phil. Fak. Prom. 3031 und Phil. Fak. C 5/50, Bd. 42.

44 Vgl. Ulich-Beil, 50.

45 Vgl. Ulich-Beil, 58.

Nur aus staatsbürgerlichem Pflichtgefühl, so Ulich-Beil, habe sie nach dem Krieg ihre wissenschaftliche Arbeit aufgegeben, um in die Politik zu gehen.<sup>46</sup> Bei der Schilderung ihrer drei Reisen in die USA (1951, 1955, 1959) erwähnte sie, dass sie ihre Besuche von Seminaren und Vorlesungen an amerikanischen Universitäten als Fortsetzung ihrer akademischen Ausbildung empfunden habe, die sie 1917 abgebrochen hatte.<sup>47</sup>

Von Velsen schilderte ausführlich ihren Bildungsgang und ging auf die für Mädchen aus bürgerlichen Familien typischen ‚Wartejahre‘ nach Abschluss ihrer Schulbildung in Pensionaten und im Ausland ein, die schon Lange und Bäumer in ihren Autobiographien als äußerst deprimierende Zeit für junge Frauen geschildert hatten.<sup>48</sup> Während Bäumer noch ohne Abitur, Ulich-Beil und Lüders nach bestandenen Abitur (als Externe) ihr Universitätsstudium aufgenommen hatten, legte von Velsen 1924 die Begabtenprüfung ab. Ihr „spätes Studium“, das sie danach absolvierte, verband sie mit mehrmonatigen auswärtigen Archivaufenthalten und schloss es 1931 in Heidelberg mit einer Promotion im Fach mittlere und neuere Geschichte magna cum laude ab.<sup>49</sup> In ihrer Darstellung verbindet sie die Vorstellung einzelner Hochschullehrer mit der Beschreibung ihres Dissertationsthemas, ihrer Archivbesuche und der Kontakte, die sie in Berlin, Heidelberg, Marburg und Breslau zu den intellektuellen Kreisen geknüpft hatte – wobei sie hierzu Männer und Frauen zählte.<sup>50</sup>

Alle vier Frauen betonten in ihren Büchern ihre Fremdsprachenkenntnisse und ihre internationalen Erfahrungen. Moderne Sprachen hatten alle auf den höheren Mädchenschulen erlernt, in denen Wert auf die Kommunikation in modernen Fremdsprachen (vornehmlich Französisch und Englisch) gelegt wurde. Internationale Erfahrungen erwarben sie während längerer Auslandsaufenthalte, auf ausgedehnten Reisen und auf den Kongressen der Frauenbewegung. Nicht ohne Stolz, aber auch nicht ohne Grund stellten die Autorinnen diese Kompetenzen gegenüber männlichen Kollegen gerne heraus.<sup>51</sup>

## 2.2 *Geschlecht im politischen Raum*

Die Bedeutung von Geschlecht wird im nationalgeschichtlichen Narrativ, das bei allen vier den damals üblichen Rahmen der autobiographischen Erzählung bildet,<sup>52</sup> relativiert. Der Nation, die Männer und Frauen umfasst, wird ein hoher Stellenwert zugeschrieben.

46 Vgl. Ulich-Beil, 77.

47 Vgl. Ulich-Beil, 207f.

48 Vgl. Velsen, 81.

49 Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-757/26.

50 Vgl. Velsen, 279–293.

51 „Bedauerlich war nur, daß außer mir niemand wirklich englisch sprechen konnte [...] Ihre fehlenden Sprachkenntnisse zwangen mich leider dazu, alle Danksagungen usw. an die überaus freundlichen Gastgeber abzustatten“, berichtete etwa Lüders über den Englandbesuch einer deutschen Delegation 1950, Lüders, 172. Vgl. auch Velsen, 283.

52 Die nationalgeschichtliche „Meistererzählung“ dominierte nicht nur die geschichtswissenschaftlichen Darstellungen, sondern auch die autobiographischen, vgl. dazu die Beiträge in: Konrad H. Jarausch

Mit der Betonung der Zugehörigkeit zur und der Loyalität gegenüber der deutschen Nation, die schon in Langes Lebenserinnerungen zu beobachten ist, antworteten alle vier auf die Vorwürfe der nationalen Unzuverlässigkeit, mit der die Frauenbewegung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik konfrontiert worden ist. Bei der Einbindung der Nationalgeschichte in die Autobiographie werden die politischen Positionen der Liberalen – des Nationalsozialen Vereins, der Fortschrittlichen Volkspartei beziehungsweise der DDP und der Deutschen Staatspartei (DStP) – im Kaiserreich und in der Weimarer Republik wiedergegeben, die Kategorie Geschlecht spielt dabei über weite Passagen kaum eine Rolle. Hier zeigt sich besonders deutlich, dass die Frauen sich um Inklusion in Gruppierungen bemühten, die von Männern geschaffen und dominiert waren. Nur dort, wo Liberale sich nicht durchsetzen konnten oder im Rückblick als problematisch eingeschätzte Entscheidungen getroffen hatten, werden die marginale Rolle „der Frauen“ in den Parteien oder eigene abweichenden Positionen von der jeweiligen offiziellen Parteilinie betont.

Deutlich unterschiedlich fallen die Beschreibungen der politischen Praxis und der persönlichen Ziele in der Politik aus. Bäumer schrieb über ihre Tätigkeiten in der Frauenbewegung, ihre Arbeit in der Partei, in diversen Schulen, im Reichsministerium des Innern und im Reichstag. Die Aktivitäten der Frauenbewegung werden als zukunftsweisend und gleichberechtigt neben den anderen Politikfeldern dargestellt. In der in ihren Augen damals noch ungeklärten beruflichen Situation beschrieb Bäumer im letzten Kapitel nicht die erfolgte Entlassung durch die Nationalsozialisten, sondern kehrte im „Nachruf“ an das Sterbebett Helene Langes und in das Jahr 1930 zurück, um sich in die Nachfolge Langes einzuschreiben und die Generationenkette der Frauenbewegung zu beschwören: „Noch ist die Feuersäule, die dem Aufbruch der Frauen aus der Wüste des technischen Zeitalters voranleuchtete, nicht stehen geblieben, so daß sie nur ein Stück übersehbarer Vergangenheit erhellte – sie bewegt sich weiter und wir werden ihr in alter Zuversicht folgen.“<sup>53</sup>

So wie Bäumer sich über die Beziehung zu Lange in die Geschichte der Frauenbewegung einschrieb, stellte sie sich auch ins Zentrum des Liberalismus, indem sie ihre enge Beziehung zu Friedrich Naumann in dem Kapitel „Das große Schicksal“ betonte. Um die Nähe zu Naumann zu untermauern, integrierte sie in ihren Text wörtliche Passagen aus der von Naumann an sie gerichteten Korrespondenz, die von der Intimität und Vertrautheit dieser Beziehung zeugen sollten.<sup>54</sup> Bäumer beanspruchte in diesem Buch einen wichtigen Platz in der Frauenbewegung, im Liberalismus sowie in der Geschichte des Kaiserreichs und der Weimarer Republik überhaupt.

---

u. Martin Sabrow Hg., Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2002.

53 Bäumer, 447. Mit diesem biblischen Zitat spielte Bäumer auf den Auszug der Israeliten aus Ägypten und die Rückkehr ins Gelobte Land im 2. Buch Mose 13,21f. an.

54 Im ersten zitierten Brief wählte Naumann für Bäumer demnach 1914 die Anrede „Lieber Freund und Weggenosse“ (Bäumer, 251), 1913 soll er sie als „Verehrte liebe Weggenossin“ (257), 1914 „Liebe Nahe und Entfernte“ (260) und 1915 „Verehrter lieber Freund“ (297) angesprochen haben. Die Originale dieser Briefe sind nicht erhalten.

Während es sich bei Bäumer im Kommunikationsprozess des autobiographischen Schreibens 1933 um eine Art Zwischenbilanz handelte, als sie noch eine Fortsetzung ihrer politischen Karriere plante, schrieben die drei anderen ihre Texte in weit höherem Alter mit dem Ziel, eine Lebensbilanz vorlegen. Lüders veröffentlichte nach Abschluss ihrer politischen Karriere in der Bundesrepublik Deutschland „Persönliches und Politisches“ im Jahr 1963, nachdem sie zwei Jahre vorher ihren Posten als Alterspräsidentin des Deutschen Bundestages aufgegeben hatte. Sie war die einzige der vier Frauen, die ihre parteipolitische Karriere nach 1945 fortsetzte. Sie wollte in hohem Alter mit ihrer Autobiographie „Rechenschaft“ ablegen.<sup>55</sup> Lüders schrieb nicht nur ihre Autobiographie, sondern hinterließ den Deutschen und insbesondere der Freien Demokratischen Partei (FDP) ein politisches Vermächtnis. Obwohl Lüders nach 1945 eine beachtliche politische Karriere gelang, beschäftigte sie sich im Hauptteil ihres Buches mit der Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. Auch wenn sie sich als liberale, in Bonn und Berlin einflussreiche Politikerin beschrieb, so widmete sie mehr als die Hälfte der Darstellung der Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik und stellte darin die Verdienste der Frauenbewegung und der ersten Berufspolitikerinnen in den Vordergrund.

Die Bücher von Ulich-Beil und von Velsen thematisieren dagegen Rückzugstendenzen aus den männerdominierten Bereichen der Parteienpolitik und der Parlamente, die von beiden Autorinnen mit dem Verweis auf ihr Geschlecht begründet werden. Während Bäumer und Lüders die für Frauen neu erkämpften Räume in der Politik keinesfalls aufgeben wollten, wiesen Ulich-Beil und von Velsen unter Rückgriff auf ihre Erfahrungen in der Politik darauf hin, dass sie – wie auch Alice Salomon<sup>56</sup> und Marie Baum<sup>57</sup> – bereits vor 1933 keine Chance mehr für sich als Frauen in der Politik gesehen haben wollen.

Von Velsen behandelte ihre parteipolitische Arbeit für die DDP relativ kurz (sie leitete von 1919 bis 1925 die Geschäftsstelle der DDP in Berlin) und betonte, dass sie aus mehreren Gründen keinen Ehrgeiz entwickelt hatte, auf diesem Gebiet zu reüssieren.<sup>58</sup> Ob sie nie den Wunsch hatte, wie Bäumer Berufspolitikerin zu werden oder ob sie keine realistische Chance für eine solche Karriere sah, bleibt offen: „Ich hätte, um an einem aussichtsreichen Platz kandidieren zu können, von der Pike auf dienen müssen, da ich ja nicht zu den Frauen gehörte, die so berühmt waren, daß eine Partei gewann, die sie zu den ihren zählte.“<sup>59</sup> Im Rückblick sah sie ihre Ausflüge in die männerdominierte Parteienpolitik als ihr wesensfremde Unternehmung: Sie vermisste in der Partei den „selbstlo-

<sup>55</sup> Lüders, 9.

<sup>56</sup> Vgl. Alice Salomon, *Charakter ist Schicksal. Lebenserinnerungen*, Weinheim/Basel 1983 (posthum veröffentlicht), 171.

<sup>57</sup> „In der Atmosphäre des Parlaments – nach dem Abschluss der Nationalversammlung gehörte ich dem Reichstag noch ein und ein halbes Jahr an – berührten mich die bis zur Rohheit im Ausdruck, ja bis zu Tätlichkeiten gesteigerten Entladungen politischer Leidenschaften abstoßend.“ Marie Baum, *Rückblick auf mein Leben*, Heidelberg 1950, 225.

<sup>58</sup> Vgl. Velsen, 237f.

<sup>59</sup> Velsen, 237.

sen Einsatz [...], das rein sachliche Interesse, den Schwung und die Hingabe“, die sie in den Organisationen der Frauenbewegung fand.<sup>60</sup> Ihr Text konzentriert sich ab Mitte der 1920er Jahre ganz auf die Frauenbewegung, die Wissenschaft und die Schriftstellerei.

Ulich-Beil handelte ihre Tätigkeiten als DDP-Abgeordnete im sächsischen Landtag und Regierungsrat im Innenministerium in Dresden (seit 1920) als Einschub in dem Kapitel „In der Weimarer Republik. Das Ringen um die Demokratie“ ab. Am Ende des Kapitels erwähnte Ulich-Beil ihre Entlassung aus dem Staatsdienst, die 1929 im Zuge der Personal-Abbauverordnungen gegen „Doppelverdienerinnen“ in Sachsen erfolgte, und thematisierte erst im Anschluss daran in dem Kapitel „In der Frauenbewegung“, dass sie seit ihren Studienzeiten in der deutschen Frauenbewegung aktiv gewesen sei und diese auch seit 1926 im Ausland vertreten hätte. Für die berufliche Veränderung durch die Übernahme der Leitung der Wohlfahrtsschule in Hellerau 1929 gab Ulich-Beil als Grund nicht ihre Scheidung oder den Niedergang der DDP an, sondern schrieb:

In den [politischen] Versammlungen erlebte ich viele Schlägereien, und jedesmal war ich zutiefst angewidert und fühlte, daß wir Frauen in der Politik nichts zu suchen hatten, wenn sie solche Formen annahm. Unsere Mitwirkung konnte nur in der geistigen und seelischen Er kämpfung und Behauptung politischer Macht liegen; sie endete dort, wo die rohe Gewalt anfing.<sup>61</sup>

Wie von Velsen charakterisierte auch Ulich-Beil die Politik hier als männlich dominierten, von Gewalt geprägten Raum, der für Frauen Ende der 1920er Jahre nicht mehr geeignet gewesen sei. Sie lehnte Gewalt als Mittel der Politik ab, ging aber nicht so weit wie von Velsen, die für ihren Rückzug die in der DDP vorherrschende politische Kultur verantwortlich machte. Wie von Velsen konzentrierte auch Ulich-Beil ihre politischen Aktivitäten nach eigenen Angaben seit 1929 auf die Organisationen und Veranstaltungen der deutschen und internationalen Frauenbewegung.

Als ‚moderne Frauen‘ und berufliche Pionierinnen setzten sich alle Autorinnen mit dem etablierten Geschlechtermodell auseinander, indem sie auf die Erwartungshaltung gegenüber Frauen Bezug nahmen und ihre Weiblichkeit in Abgrenzung zu männlichen Verhaltensweisen in der Regel als positive, innovative Variante politischen und beruflichen Agierens darstellten. Ulich-Beil und von Velsen, die in ihren Autobiographien Lebensziele abseits der Parteienpolitik formulierten, gehen deshalb ausführlich auf ihre wissenschaftlichen Arbeiten und das wissenschaftliche Umfeld ein, in dem sie promovierten. Von allen wurden nicht nur die Frauennetzwerke, sondern auch gemischtgeschlechtliche Kreise beschrieben. Schon Lange hatte in ihrer Autobiographie betont, nie „so etwas wie ‚Männerfeindschaft‘ empfunden“ zu haben, um bekannte gesell-

---

60 Velsen, 237f.

61 Ulich-Beil, 134f.

schaftliche Vorurteile gegenüber emanzipierten Frauen zu widerlegen.<sup>62</sup> Insbesondere bei den Schilderungen wissenschaftlicher und politischer Leistungen wurden männliche Kollegen und Parteimitglieder von den Autobiographinnen einbezogen und namentlich genannt – ein Verfahren, das in Kontrast zu den autobiographischen Texten männlicher Liberaler steht, denen in der Regel die Mitarbeit ihrer Parteigenossinnen nicht oder nur am Rande der Erwähnung wert gewesen ist. Von dem Hinweis auf die Nähe zu und die Zusammenarbeit mit einflussreichen männlichen Politikern versprachen sich die Autorinnen wohl eine Aufwertung ihrer Tätigkeit, während sich männliche Liberale in den meisten Fällen von der Erwähnung und Wertschätzung der Arbeit ihrer Parteikolleginnen keinen Prestigegewinn erwarteten.

### 3. Fazit

Alle vier Bücher weisen eine hohe Durchmischung der beiden Textgattungen auf, die in der Literaturwissenschaft als „Autobiographie“ und „Erinnerungen“ voneinander abgegrenzt werden.<sup>63</sup> Der hohe Anteil von Erinnerungen ist von Helen M. Buss als ein Kennzeichen des „Lifewriting“ von Frauen des 20. Jahrhunderts herausgearbeitet worden,<sup>64</sup> und auch die hier untersuchten Bücher zeigen, wie wenig sinnvoll die Unterscheidung zwischen Autobiographie und Erinnerungen ist. Die vier Autorinnen schrieben sich in politische, wissenschaftliche und berufliche Zusammenhänge ein, aus denen Frauen bis 1908 beziehungsweise 1918 in Deutschland weitgehend ausgeschlossen waren. Dabei stellen sie ihre erweiterten Handlungsfelder und ihre Leistungen heraus und ordnen sie in die gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge ein, wobei bei allen eine hohe Loyalität gegenüber der deutschen Nation und dem deutschen Liberalismus über die verschiedenen Systeme hinweg deutlich wird. In ihrer Vorwärtsorientierung wird die Lebensgeschichte von den Autorinnen in Anlehnung an den männlichen „Normallebenslauf“ als bürgerliche Erfolgsgeschichte konzipiert<sup>65</sup> und in den Rahmen der deutschen Nationalgeschichte platziert.<sup>66</sup>

62 Lange, Lebenserinnerungen, wie Anm. 17, 263.

63 Das wird inzwischen auch in der Literaturwissenschaft kritisiert, vgl. Paul John Eakin, *How Our Lives Become Stories. Making Selves*, Ithaca/London 1999.

64 Helen M. Buss, *Repossessing the World. Reading Memoirs by Contemporary Women*, Toronto 2002, 12f. Mit „Lifewriting“ nutzt Buss hier einen weiteren Begriff aus der Literaturwissenschaft, der in Reaktion auf die Gattungsdiskussion und die Kritik an ihr sehr weit gefasst ist. Vgl. Sidonie Smith u. Julia Watson, *Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives*, Minneapolis/London 2010<sup>2</sup>, 4.

65 Vgl. Estelle C. Jelinek, *Women's Autobiography and the Male Tradition*, in: dies. Hg., *Women's Autobiography. Essays in Criticism*, Bloomington/London 1980, 1–20.

66 Auch hier entsprachen ihre Darstellungen der „Idee vom Nationalstaat als bestimmende Einheit des politischen Denkens“ im Nachkriegsdeutschland. Dirk van Laak, *Der Platz des Holocaust im deutschen Geschichtsbild*, in: Jarausch/Sabrow, *Meistererzählung*, wie Anm. 52, 163–193, 174f.

Während von Velsen und Ulich-Beil im Vergleich zur schriftstellerischen und wissenschaftlichen Tätigkeit beziehungsweise zu ihrem Engagement in der internationalen Frauenbewegung ihrer parteipolitischen Arbeit im Rückblick einen geringeren Stellenwert bescheinigten, wollte Lüders genau in diesem Zusammenhang erinnert und gewürdigt werden. Als letzte der vorgestellten Gruppe antwortete sie deutlich auf das Erinnerungskartell des Liberalismus um Theodor Heuss, von dem sie selbst verschwiegen wurde<sup>67</sup> und von dem Bäumer auf ihre Rolle als Frauenrechtlerin und Schriftstellerin reduziert worden war: Zu ihrem 80. Geburtstag gab der mit Theodor Heuss befreundete Verleger Hermann Leins 1953 eine gekürzte Fassung von Bäumers „Lebensweg durch eine Zeitenwende“ unter dem Titel „Im Licht der Erinnerung“ heraus. Leins ließ die Darstellung im Jahr 1901 enden und unterschlug damit nicht nur Bäumers Aktivitäten in der Frauenbewegung, sondern auch ihre parteipolitische Karriere in der Weimarer Republik sowie ihre Promotion. Zur Begründung führt der Klappentext an: „Vor Jahren schrieb Gertrud Bäumer bereits einen Lebensbericht. Manches in dieser Autobiographie ist heute nur noch Stoff der historischen Forschung. Er wurde in dieser neuen Ausgabe beiseitegelassen, und es entstand ein Erinnerungsband, in dem das Ewig-Menschliche ganz rein hervortritt.“<sup>68</sup> Doch auch Lüders' Ruf fand wenig Widerhall. Die Veröffentlichung ihres Buches fiel ebenso wie die Publikationen von Ulich-Beil und von Velsen in eine Zeit, als die Aufbruchsstimmung bezüglich der Geschlechterverhältnisse der Restabilisierung der traditionellen Frauenrolle in der Bundesrepublik gewichen war.<sup>69</sup>

Bäumer erlebte noch, dass ihre Weggenossin Marianne Weber an einer Bäumer-Biographie arbeitete.<sup>70</sup> Die drei anderen fanden dagegen weder zu Lebzeiten noch danach Biographinnen oder Biographen. Zu runden Geburtstagen widmete man sich gegenseitig noch Zeitungsartikel.<sup>71</sup> Jüngerer Akademikerinnen und Politikerinnen waren dagegen Lüders, Ulich-Beil und von Velsen in der Regel nicht mehr bekannt oder sie stießen bei ihnen nicht auf ausreichendes Interesse für biographische Projekte. Die Befürchtung, dass ihre Leistungen nicht nur in der NS-Zeit abgewertet und verleugnet wurden, sondern auch nach 1945 vergessen blieben, war nur allzu berechtigt.

---

67 Zum Verhältnis von Heuss und Lüders vgl. Werner Stephan, *Acht Jahrzehnte erlebtes Deutschland. Ein Liberaler in vier Epochen*, Düsseldorf 1983, 319f. und Theodor Heuss, *Erinnerungen 1905–1933*, Tübingen 1963, 316.

68 Gertrud Bäumer, *Im Licht der Erinnerung*, Tübingen 1953. Bäumer war damals aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage, Einfluss auf diese Veröffentlichung zu nehmen.

69 Vgl. Ute Frevert, *Frauen-Geschichte zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*, Frankfurt a. M. 1986, 255.

70 Das Manuskript wurde allerdings nie veröffentlicht. Erste wissenschaftliche Biographien zu Bäumer wurden ab den 1960er Jahren geschrieben, vgl. Schaser, Helene Lange, wie Anm. 21, 17–20.

71 Lüders schrieb noch eine 19-seitige Broschüre zum 80. Geburtstag von Dorothee von Velsen. Lüders, Dorothee von Velsen, wie Anm. 20.

## Die Figur der *Protopopica* Ein Beitrag zur altrussischen Autobiographie

Yury Zaretskiy<sup>1</sup>

Autobiographisches Schreiben war in Russland spätestens seit dem 18. Jahrhundert eine weit verbreitete Praxis, an der auch Frauen Anteil hatten.<sup>2</sup> Vor allem das Tagebuchschreiben galt als eine weibliche Domäne. Zahlreiche Frauen aus der russischen Aristokratie verfassten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ihre Tagebücher in französischer Sprache und orientierten sich in ihrem Schreiben an der französischen Literatur. Ihre Schriften waren lange vergessen, sind aber inzwischen gut erforscht.<sup>3</sup> Im Gegensatz zur Moderne gibt es nur sehr wenige altrussische Autobiographien. Alle bislang bekannten Texte wurden von Männern geschrieben. Weder die Frage nach den Männlichkeitskonzepten noch die Frage, welche Rolle Frauen in diesen Texten zukam, wurde bisher zum Thema der Forschung. Letzteres lässt sich zum Teil damit erklären, dass Frauen in den meisten altrussischen Autobiographien nur am Rande erwähnt werden. Als Ausnahme

1 Dieser Aufsatz basiert auf einer Studie, die mit Unterstützung der Higher School of Economics Academic Foundation (Projekt Nr. 13-05-0002 „Autobiographien der Frühen Neuzeit: Historische und kulturelle Hintergründe und soziale Praktiken“) in Moskau durchgeführt wurde. Ich danke Halina Zeman-Castillo für die Übersetzung des Textes ins Deutsche.

2 Zur russischen Autobiographik vgl. Alois Schmücker, Anfänge und erste Entwicklungen der Autobiographie in Russland (1760–1830), in: Günter Niggel Hg., Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt 1989, 415–459; Jochen Hellbeck u. Klaus Heller Hg., Autobiographical Practices in Russia – Autobiographische Praktiken in Russland, Göttingen 2004 sowie Frithjof Benjamin Schenk, „Ich bin des Daseins eines Zugvogels müde.“ Imperialer Raum und imperiale Herrschaft in der Autobiographie einer russischen Adelige, in: L'Homme. Z. F. G., 23, 2 (2012), 49–64 (mit weiterführender Literatur); Marianne Liljeström, Arja Rosenholm u. Irina Savkina Hg., Models of Self: Russian Women's Autobiographical Texts, Helsinki 2000 und die erste Ausgabe der neuen mehrsprachigen Zeitschrift der Universität Padua: Avtobiografija: Journal on Life Writing and the Representation of the Self in Russian Culture, online unter <http://journals.padova.universitypress.it/avtobiografija/>.

3 Vgl. Elena Gretchanaia u. Catherine Violette, Si jamais tu lis ce journal... Diaristes russes francophones 1780–1854, Paris 2008. Vgl. auch dies., Russische Tagebücher im ausgehenden 18. Jahrhundert, in: Hellbeck/Heller, Practices, wie Anm. 2, 25–48. Für ihren Artikel haben die Autorinnen 80 Tagebücher untersucht, darunter waren 52 von Frauen geschriebene.

gilt die Geschichte Avvakums, der in seiner „Vita“ mehrmals auf seine Ehefrau zu sprechen kommt.<sup>4</sup> Der *Protopope* (höhere Priester) Avvakum (1621/1622–1682), Anführer der russischen Kirchenspaltung des 17. Jahrhunderts, war einer der bekanntesten Schriftsteller seiner Zeit. Seine „Vita“ gilt als einzigartiges autobiographisches Zeugnis, das in der russischen Literaturwissenschaft bis in die Gegenwart viel Beachtung gefunden hat.<sup>5</sup> Mit seinen Hinweisen auf seine Ehefrau hat Avvakum den Grundstein für eine Mythenbildung gelegt, die Gegenstand dieses Artikels sein soll.

Von Avvakums Ehefrau, Nastas'ja Markovna, lassen sich in den archivalischen Quellen nur ganz wenige Spuren finden: Sie wurde 1624 geboren und im Alter von vierzehn Jahren mit Avvakum, einem siebzehnjährigen Dorfgenossen, verheiratet. Das Paar hatte neun Kinder, von denen zwei im Kindesalter starben. Nastas'ja Markovna begleitete ihren Mann zunächst während seiner zehnjährigen Verbannung nach Sibirien und dann in die Okladnikova Sloboda am Fluß Mezen', wo sie mit den Kindern auch nach seiner Verhaftung blieb. Von dort aus ist es ihr gelungen, ihrem Ehemann durch vertraute Personen Pakete nach Pustozërsk zu schicken. 1670 wurde gegen sie und zwei ihrer älteren Söhne Anklage wegen Unterstützung von Altgläubigen erhoben. Die Söhne wurden zum Tod durch den Strang verurteilt, wobei die Urteile abgemildert wurden, nachdem sie ihre Reue erklärt hatten: Zusammen mit ihrer Mutter wurden sie in ein Erdgefängnis gesteckt, und alle drei mussten schriftlich versichern, dass sie keine Feinde der orthodoxen Kirche („keine Gegner der Katholischen und Apostolischen Kirche“<sup>6</sup>) seien. Im Jahre 1683, nach dem Tod ihres Ehemanns, schrieb sie zwei Bittschriften an die Herrscher Johannes und Peter, in denen sie als „arme und hilflose Witwe des früheren Protopopen Avvakum, Frau Nastas'ica, Tochter des Mark“<sup>7</sup> um Freilassung bat. Nachdem sie nach zehn Jahren durch einen Erlass des Zaren befreit worden war, schlug sie sich nach Moskau durch, wo sie erst bei ihren Verwandten unterkam und dann ein eigenes Haus an der Šabolovka, unweit des Eingangs in die Dreifaltigkeitskirche, erwarb. Dort starb sie 1710, nachdem sie Avvakum um 28 Jahre überlebt hatte.

---

4 In deutscher Übersetzung ist der Text in gekürzter Fassung zuletzt erschienen unter dem Titel: Das Leben des Protopopen Avvakum von ihm selbst niedergeschrieben, übers. von Gerhard Hildebrandt, Göttingen 1965. Eine englische Übersetzung erschien 1979 unter dem Titel: Avvakum Petrovich. Archpriest Avvakum: The Life Written by Himself, with the Study of V. V. Vinogradov, transl. by Kenneth N. Brostrom, Ann Arbor 1979. Die russische Ausgabe von 1963 ist online verfügbar unter <http://feb-web.ru/feb/avvakum/texts/rob/rob-139-.htm>. Eine neuere russische Ausgabe mit einer Fotokopie des Manuskripts ist erschienen unter dem Titel: Pustozërskij sbornik: Avtografy sočinenij Avvakuma i Epifanija, Leningrad 1975. Sie liegt diesem Aufsatz zugrunde.

5 Vgl. Ulrich Schmid, Ichentwürfe. Die russische Autobiographie zwischen Avvakum und Gercen, Zürich 2000, 43–70.

6 Vladimir I. Malyšev, Materialy k „Letopisi žizni protopopa Avvakuma“, in: Drevnerusskaja knižnost', Moskau/Leningrad 1954, 277–322, 311.

7 Vera S. Rumjanceva, Neizvestnyje materialy o sem'e protopopa Avvakuma, in: Russkaja Literatura, 2 (1970), 156–160, 158.

Es waren nicht diese wenigen biographischen Fakten, sondern die Geschichten Avvakums, die späteren Biographen Bausteine lieferten, um die *Protopopica* zur Heldin zu stilisieren. Dabei benutzten sie die „Vita“ freilich nur als Fundgrube für Fakten, ohne sie aus ihrem Kontext heraus zu verstehen. Ich möchte in meinem Artikel das Spannungsverhältnis zwischen der biographischen Darstellung der Ehefrau in Avvakums „Vita“ und der späteren Rezeption aufzeigen und die Figur der *Protopopica* im Kontext von Avvakums Autobiographie analysieren. Dabei knüpfe ich an Ansätze der neueren Selbstzeugnisforschung an, die den Verfasser als einen Akteur sehen, der in einem bestimmten historischen Kontext agiert und sein Selbstzeugnis als Resultat und als Teil von sozialen Praktiken schreibt.<sup>8</sup> Bei dieser Betrachtung werden die durch den Verfasser angewandten Strategien, seine Lebensgeschichte zu erzählen, als Ergebnis einer Interaktion zwischen dem schreibenden Subjekt und seiner Umwelt betrachtet. Der sozial-historische Raum, in dem ein Selbstzeugnis entsteht, hat Einfluss darauf, worüber und wie erzählt wird: wie der Erzähler die Motive auswählt und gruppiert, wie er Akzente setzt, wie er wertet. Mit anderen Worten ausgedrückt: Die soziale und historische Umgebung, mit der die ErzählerInnen interagieren, definiert die von ihnen gewählten Strategien zur Wahrnehmung und Beschreibung der Wirklichkeit.

Ich gehe im Folgenden in vier Schritten vor: In einem ersten Abschnitt werde ich einige einleitende Bemerkungen zur altrussischen Autobiographie machen. Anschließend werde ich in einem *close reading* danach fragen, wo und wie Avvakum über seine Ehefrau schreibt. Die moderne russische Forschung (Abschnitt 3) hat dieses ‚Biographieangebot‘ benutzt, ohne die persönlichen, politischen und religiösen Kontexte zu beachten, in denen das Werk entstanden ist. Sie sollen abschließend erörtert werden (Abschnitt 4).

## 1. Die „Vita“ Avvakums und altrussische autobiographische Erzählungen

Als altrussische Autobiographien werden üblicherweise einige wenige Texte aus dem 12. bis 17. Jahrhundert bezeichnet: Dazu zählen „Die Belehrung“ des Kiewer Fürsten Vladimir Monomach (1053–1125), ein Fragment des ersten Briefes an Andrej Kurbskij des Zaren Iwan IV. (1530–1584), die Geschichten über die Gründung von Klöstern von Martirij Zeleneckij (?–1603) und Eleazar Anzerskij (?–1656), die „Aufzeichnungen“ und die „Vita“ des Mönches Epiphancias (?–1682) sowie die „Vita“ des *Protopopen* Avvakum (1620/21–1682).<sup>9</sup>

8 Vgl. Gabriele Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*, Köln/Weimar/Wien 2002.

9 Vgl. Yury P. Zaretskij, *Istorija subjektivnosti: Drevnjaja Rus'*, Moskau 2010.

Diese Geschichten sind sehr unterschiedlich, sowohl was die Form, den Umfang, die Anzahl der biographischen Details als auch die Selbstthematisierung betrifft. Die „Belehrung“ des Fürsten Vladimir Monomach, ein Text von circa 3.600 Wörtern, der als Abschrift in einer Chronik aus dem 14. Jahrhundert erhalten ist, lässt sich inhaltlich in zwei Abschnitte unterteilen. Der erste Teil ist ein Testament, das sich an die Söhne richtet und auf die Lebenserfahrungen des Erzählers Bezug nimmt. Der zweite Teil, der ebenfalls an die Söhne gerichtet ist, enthält eher allgemeine Angaben über das Leben des Erzählers, der Staatsbediensteter war. Die LeserInnen erhalten Informationen über seine Teilnahme an Kriegshandlungen, diplomatischen Missionen und Dienstreisen. Nur vereinzelt haben diese Mitteilungen persönlichen Charakter.<sup>10</sup>

Wenn man den autobiographischen Abschnitt des ersten Briefes an Andrej Kurbskij des Zaren Iwan IV. mit der „Belehrung“ vergleicht, stellt man fest, dass dieser Text einen ganz anderen, einen apologetisch-polemischen Charakter hat. Ivan wendet sich darin an seinen politischen Gegner und erzählt über die ersten dreißig Jahre seines Lebens, wobei er insbesondere über die Zeit nach dem Tod seiner Eltern berichtet, in der er unter den verräterischen Bojaren sehr gelitten habe. Zu ihnen rechnet er auch den Adressaten seines Textes Andrej Kurbskij: „Wie viel Böses habe ich damals von euch erfahren! Darüber werde ich in den nachfolgenden Sätzen detailliert berichten.“<sup>11</sup> Nach dieser Ankündigung geht Iwan auf seine schwierige Kindheit ein. Er sei schlecht ernährt worden und schlecht gekleidet gewesen, habe nicht richtig ausschlafen dürfen und sei ständig erniedrigt worden. Seine inzwischen verstorbenen Eltern seien beleidigt worden und es seien Intrigen geschmiedet worden, um zu verhindern, dass er den Thron besteigt.

Die nicht so umfangreichen Texte „Die Erzählung über das Leben des Martirij Zeleneckij“ und die „Sage über die Anzersker Klausen“ des Eleazar Anzerskij – sie umfassen 2.900 beziehungsweise 2.100 Wörter – haben viel Gemeinsames: In beiden Geschichten werden die autobiographischen Erzählungen in die Berichte über Klostergründungen eingeflochten, sie werden von Berichten über Wunder flankiert und sind an die Mönchsbruderschaft adressiert. Die Unterschiede beschränken sich lediglich auf die Anzahl der biographischen Details und die Lebendigkeit der Sprache, das heißt, die „Erzählung“ ist informativer und direkter. Darüber hinaus enthält sie, im Unterschied zur „Sage“, Ratschläge zur Klosterleitung und ausdrucksvolle Beschreibungen von Erscheinungen und endet mit einem Aufruf des Erzählers an seine Leserschaft: „Schließt

---

<sup>10</sup> Trotz der Knappheit dieser Mitteilungen wurden von WissenschaftlerInnen mehrmals Versuche unternommen, anhand dieser Details seine Persönlichkeit zu rekonstruieren. Vgl. bspw. D. S. Lichačev, *Velikoe nasledije. Klassičeskiye proizvedenija literatury Drevnej Rusi*, Moskau 1975, 111–131.

<sup>11</sup> Ja. S. Lur'e u. Ju. D. Rykov Hg., *Perepiska Ivana Groznogo s Andreem Kurbskim*, Leningrad 1979, 136.

mich, den Sünder, in eure Gebete ein.“<sup>12</sup> Diese Bitte macht deutlich, dass er mit dem Verfassen seiner autobiographischen Schrift die Hoffnung verband, in die Memoria der Klostersgemeinschaft eingebunden zu werden.

Vom Einsiedler Epiphanius sind zwei autobiographische Texte erhalten geblieben. Sie wurden mit Unterbrechungen über einen Zeitraum von zehn Jahren verfasst und unterscheiden sich wesentlich hinsichtlich ihres Umfangs: Der zweite ist fast viermal so umfangreich wie der erste und umfasst circa 12.000 Wörter. Im ersten Text, in den „Aufzeichnungen“, wird hauptsächlich über das Einsiedlerleben des Epiphanius in der Einöde der Taiga berichtet, das ausschließlich Gott gewidmet ist. Dieses Leben ist voller Beschwerden, voller Prüfungen des Leibes und der Seele. Es ist gekennzeichnet durch den Kampf gegen die dunklen Mächte, aber auch durch erlösende und wunderbare Fälle von Einmischung in diesen Kampf seitens der Himmelskräfte. Der zweite Text, die „Vita“, wurde im Gefängnis verfasst und lässt sich in zwei Abschnitte gliedern: Im ersten Teil wird der Inhalt der „Aufzeichnungen“ zusammengefasst, im zweiten Teil werden größtenteils die körperlichen und seelischen Qualen beschrieben, die Epiphanius im Gefängnis erlitt, nachdem er sich gegen die kirchliche Reform ausgesprochen hatte und dafür verhaftet worden war. Hier wird auch über harte Strafen berichtet, die ihm für sein Festhalten am „alten“ Glauben auferlegt worden waren, und über erlösende Marienerscheinungen.<sup>13</sup> Es werden auch erbauende Episoden aus seinem früheren Leben in der Freiheit beschrieben und die Begegnungen mit seinem Glaubensgenossen und Mitkämpfer, dem *Protopopen* Avvakum.

Die „Vita“ des *Protopopen* Avvakum, die im Folgenden in Hinblick auf die Weiblichkeits- beziehungsweise Ehediskurse analysiert wird, nimmt unter den altrussischen autobiographischen Zeugnissen zweifelsohne eine Sonderstellung ein als die mit 22.600 Wörtern umfangreichste, detaillierteste, lebendigste und hochgradig subjektive Erzählung, in der sich Avvakum als Kämpfer für den „wahren“ Glauben stilisiert. Wie auch die „Vita“ des Epiphanius wurde sie im Gefängnis von Pustozersk verfasst, das heißt an einem Ort, an den nur die unversöhnlichsten Gegner der Kirchenreformen verbannt wurden. Sie hatte zum Ziel, den LeserInnen die Rechtmäßigkeit und Standfestigkeit des Verfassers in seinem Kampf gegen die „teuflischen“ Neuerungen zu demonstrieren. Der Inhalt des Werkes beschränkt sich aber bei Weitem nicht nur auf dieses Thema. Hier werden auch die theologischen Grundsätze des „alten Glaubens“ erklärt, Erbauungsgeschichten erzählt, die das kirchliche Leben Avvakums begleiteten, und die Beschwerden seiner sibirischen Verbannung beschrieben. Auch über seine Erscheinungen, seelischen Leiden und Familienangelegenheiten wird berichtet.

12 Zit. nach Zaretskiy, *Istorija*, wie Anm. 9, 94. Zu beiden Abhandlungen vgl. ausführlich E. V. Krušel'nickaja, *Avtobiografija i žitije v drevnerusskoj literature*, St. Petersburg 1996.

13 Siehe dazu Yury P. Zaretskiy, *Tortured Body as the Location of the Self? A Seventeenth-Century Russian Case*, in: Andreas Bähr, Peter Burschel u. Gabriele Jancke Hg., *Räume des Selbst. Selbstzeugnisforschung transkulturell*, Köln/Weimar/Wien 2007, 187–196.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der „Vita“ Avvakums und einigen anderen altrussischen Autobiographien setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein, doch wurde die altrussische Autobiographie als eine besondere Textsorte und als literarisches Kunstwerk erst ab der zweiten Hälfte der 1950er Jahre in den Blick genommen.<sup>14</sup> Grundlage der Forschungen, in deren Zentrum literaturtheoretische Fragen standen, bildeten die oben genannten Werke.<sup>15</sup> Themen waren die Untersuchung der Kompositionsprinzipien von autobiographischen Werken, die Haupterzählstränge, die Reihenfolge der Darstellung der Ereignisse, die Frage nach literarischen und hagiographischen Vorbildern sowie die Besonderheiten der Poetik und des Stils. Sie sollten als Kunstwerke im Sinne „einer vordefinierten Sammlung von literarischen Mitteln zwecks Darstellung des Lebens eines Menschen und seiner inneren Welt“ analysiert werden.<sup>16</sup> Die Frage nach der künstlerischen Qualität von Lebensgeschichten wurde – durchaus ähnlich wie in der westlichen Welt – verbunden mit Fragen nach Identität und Individualität.<sup>17</sup> Andere nutzten die altrussischen Autobiographien für biographische Rekonstruktionen,<sup>18</sup> um die dramatischen Ereignisse um die russische Kirchenspaltung aufzuklären<sup>19</sup> und um die Transformationen in der russischen Kultur des 17. Jahrhunderts nachzuvollziehen.<sup>20</sup> Geschlechtergeschichtliche Fragen standen bislang nicht im Fokus der Forschungen zur altrussischen Autobiographie, obwohl sich Avvakums „Vita“ geradezu dazu anbietet, den Text in Hinblick auf die Darstellung seiner Ehefrau einer dichten Lektüre zu unterziehen.

---

14 Als Pionier dieser Forschung gilt S. A. Zenkovsky. Vgl. ders., Der Mönch Epifanij und die Entstehung der altrussischen Autobiographie, in: *Die Welt der Slaven*, 1 (1956), 276–292.

15 Siehe auch Andrej M. Rančin, *Avtobiografičeskoje povestvovanije v ruskoj literature vtoroj poloviny 16.–17. vekov* (Povest' Martirija Zeleneckogo, Zapiska Eleazara Anzerskogo, Žitija Avvakuma i Epifanija): Problema žanra, in: ders., *Star' i o drevnerusskoj literature*, Moskau 1999, 158–177.

16 Andrej N. Robinson, *Žitije Epifanija kak pamjatnik didaktičeskoj avtobiografii*, in: *Trudy otdela drevnerusskoj literatury*, 15 (1958), 203–224, 205.

17 Vgl. Schmid, *Ichentwürfe*, wie Anm. 5, 20f.

18 Vgl. dazu Lichačev, *Velikoe nasledie*, wie Anm. 10, 111–131.

19 Vgl. Pierre Pascal, *Avvakum et les débuts du rascol. La crise religieuse au XVII<sup>e</sup> siècle Russe*, Paris 1938 (Repr. 1963); S. Zenkovskij, *Russkoe staroobrjadčestvo: Dukhovnye dvizhenija XVII v.*, München 1970.

20 Vgl. Priscilla Hunt, *The Autobiography of the Archpriest Avvakum: Structure and Function*, in: *Ricerche Slavistiche*, 22–23 (1975–1976), 155–178; M. B. Pljuchanova, *O nacional'nych sredstvach samoopredelenija ličnosti: Samosakralizacija, samosožženie, plavanie na korable*, in: *Iz istorii ruskoj kul'tury*, 3: 17. bis Anfang des 18. Jhs., Moskau 1996, 380–459.

## 2. *Protopopica*, die Ehefrau des *Protopopen*: Vorgehensweisen bei der Benennung

*Erste Begegnung.* In der „Vita“<sup>21</sup> wird die Ehefrau des *Protopopen* sehr unterschiedlich benannt. Es kommen Bezeichnungen vor wie „Ehefrau“ (am häufigsten, Ausdruck der familiären Beziehung), „*Protopopica*“ (auch relativ häufig, als Bezeichnung für den sozialen Status), „*Markovna*“ (Vatersname, vermutlich neckisch gemeint), „*Nastas'ja Markovna*“ (Vor- und Vatersname, förmlich), „*Anastasija*“ (Vorname in seiner Langform, halboffiziell), „Weib“ (pejorativ).

Avvakum erwähnt seine Ehefrau bereits am Anfang seiner Vita, gleich nach der Beschreibung seiner Eltern und der Umstände, unter denen sie den Glauben angenommen hatten. Seine zukünftige Ehefrau wird hier als fromm („sie besuchte die Kirche immerfort“, „betete zu Gott“), arm („führte ein karges Leben“) und als verwaiste Tochter eines früher vermögenden Schmieds („Waisenkind“) charakterisiert. Im Ehestand wird ihr eine zweitrangige Rolle zugewiesen: Sie wird dargestellt als Helferin ihres Mannes auf seinem Weg zur Erlösung („möge sie [die Muttergottes, Anm. der Übers.] mir eine Ehefrau geben, eine Helferin auf dem Weg zur Erlösung“). Es ist bezeichnend, dass der Wille der Brautleute bei der Eheschließung keine Rolle spielt. Der Wunsch der Eltern ist entscheidend, der stellvertretend für den Willen Gottes steht: „Meine Mutter beschloss, mich zu verheiraten. [...] So soll es nach dem Willen Gottes sein.“ (18)

Weiter im Text wird die *Protopopica* meistens zusammen mit ihren Kindern genannt: „ich verließ Ehefrau und Kinder“, „mit Ehefrau und den Kindern“, „und die Frau mit den Kindern“, „Frau und Kinder blieben am Ufer“, „fuhren zusammen mit Frau und Kindern“, „und die *Protopopica* am Ofen, und die Kinder versuchen irgendwie klar zu kommen“ und ähnliches.

„Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter wie dem Herrn“ (Eph. 5,22). Wenn man die bei der Benennung der *Protopopica* in der „Vita“ verfolgte Strategie unter dem Gesichtspunkt der in diesem Bibelzitat ausgedrückten Machtverhältnisse betrachtet, so stellt man fest, dass an den meisten Stellen, an denen beide Eheleute erwähnt werden, *Nastas'ja Markovna* als Objekt thematisiert wird. Die Macht des Ehemannes über die Ehefrau tritt in erster Linie im familiären Umfeld und im Alltag zutage, wird gelegentlich aber auch auf die sittlich-moralische Ebene übertragen: Avvakum ist als Geistlicher dazu berufen, ihr, der Profanen, Moralpredigten zu halten. Als selbstständig handelnde Person tritt die *Protopopica* lediglich an einigen wenigen Stellen auf, wobei es bezeichnend ist, dass ihre Handlungen kein einziges Mal eigenständig beziehungsweise auf ihr eigenes Wohl ausgerichtet sind, sondern viel mehr dem Wohle des

21 Alle Originalzitate in diesem Beitrag stammen aus der Ausgabe: Pustozërs'kij sbornik, wie Anm. 4. Die Seitenzahlangaben erfolgen dahinter in Klammern. Die deutsche Übersetzung ist – wie bereits oben erwähnt – gekürzt. In ihr wird die *Protopopica* anders als im russischen Original fast durchgängig als „Weib“ bezeichnet.

Mannes und der Familie dienen. Ihre Tätigkeiten werden nur in besonderen Situationen erwähnt.

In der sibirischen Verbannung rettet sie ihren Mann vor einem drohenden Kältetod: „[...] die *Protopopica* schleppte meinen halbtoten Körper in die Kate; da ich sehr durstig war, flößte sie mir Wasser ein, zog mich aus.“ (75) Solange er krank und hilflos ist, nimmt sie alle häuslichen Verpflichtungen auf sich, was Avvakum eigens erwähnt: „Die arme Frau mit den Kindern, sie weinte, schlachtete eine Kuh und gab das abgeflossene Blut einem Kosaken, der dafür meinen mit Fisch beladenen Schlitten heranschleppte.“ (ebd.)

Generell verfolgt Avvakum die Strategie, die *Protopopica* als „Helferin bei der Erlösung“ darzustellen. Es geht ihm weniger darum, eine wie immer geartete Wirklichkeit abzubilden, als um die Vermittlung einer religiösen Botschaft. Dies wird in zwei viel zitierten Passagen seiner *Vita* besonders deutlich: in Avvakums Erwähnung von Schiffen und in Avvakums Dialog mit Markovna in der sibirischen Verbannung.

Avvakum träumt von einem rasch herannahenden Schiff und hört auf seine Frage, wessen Schiff es sei, die Antwort des jungen Steuerannes: „Es ist dein Schiff. Wenn du fragst, dann fahre damit zusammen mit deiner Frau und den Kindern.“ (19) Die Schicksale (und vielleicht sogar das Leben) der Frau und der Kinder Avvakums haben in dieser Episode offensichtlich keinen selbstständigen Charakter – sie fungieren lediglich als WegbegleiterInnen seiner „Seefahrt“. Der Sinn dieser Episode erschließt sich, wenn man den Symbolcharakter der Bilder dechiffriert: Meer – das menschliche Leben, Schiff – das menschliche Schicksal, Erlösungsanker – der Glaube.<sup>22</sup>

Im zweiten Beispiel tritt die religiös begründete untergeordnete Rolle *Protopopicas* noch deutlicher hervor: Sie ist dazu bestimmt, die Lebensmühen ihres Mannes geduldig und widerspruchslos zu teilen und ihn zu unterstützen. Kraftlos von all den Strapazen, die sie in der sibirischen Verbannung erlitt, versucht sie sich einmal bei Avvakum über ihr Schicksal zu beklagen. Nachdem sie aber seine Antwort gehört hat, gibt sie ihm demütig Recht: „Danach beklagte sie sich bei mir: ‚Protopope, wie lange soll diese Plackerei noch andauern?‘ Ich sagte zu ihr: ‚Markovna, bis zum Tod‘. Sie erwiderte: ‚Gut, Petrovič. Dann machen wir weiter.‘“ (36)

Auch die Machtverhältnisse zwischen Mann und Frau sind eingebunden in einen religiösen Diskurs. Da alle Erzählungen der „*Vita*“ zwei Ebenen aufweisen, eine aufs Diesseits und eine aufs Jenseits bezogene, werden die Bezeichnungen für die *Protopopica* nicht nur unter dem Aspekt weiblich – männlich beziehungsweise unter Berücksichtigung der zwischen den ProtagonistInnen herrschenden Machtverhältnisse gewählt, sondern sie werden darüber hinaus mit einer sakralen Bedeutung unterlegt, die sich durch eine Dichotomie des Sündhaften und des Göttlichen manifestiert. Beide Ebenen sind ineinander verwoben und lassen sich nicht trennen.

---

22 V. L. Komarovič u. D. S. Lichačev, *Protopop Avvakum*, in: *Istorija ruskoj literatury v 10-ti tomach*, II, 2, Moskau/Leningrad 1948, 302–322, 318.

Nachfolgend werde ich ein Beispiel dafür bringen. Es handelt sich um eine Episode, in der mehrere Personen agieren: Avvakum, Nastas'ja Markovna, die Gnadenbrotempfängerin („Hausangehörige“) Fetin'ja, ein im Haus des *Protopopen* angeketteter geistig Verwirrter („bešennyj“, das heißt vom Teufel besessen) Filipp und der Teufel selbst, der zwar unsichtbar, aber dennoch präsent ist (64f.).

Eines Tages kommt Avvakum nach einer Auseinandersetzung mit den Häretikern verärgert heim („sehr betrübt“) und stellt fest, dass seine Frau sich wegen einer Kleinigkeit („der Teufel hat sie wegen nichts miteinander verzankt“) mit Fetin'ja überworfen hat. Ungeduldig beginnt er, beide zu schlagen und zu beschimpfen. Plötzlich regt sich in Filipp der Teufel und er fängt an „zu brüllen und zu schreien, an der Kette zu zerren und zu toben.“ Er fasst den *Protopopen* und ungeachtet der Versuche der Hausbewohner, ihn zu befreien, schleift er ihn erst fort und lässt dann wieder plötzlich von ihm ab. Dieser Abschnitt endet mit einer Erzählung darüber, wie der *Protopope* vor Gott, der Ehefrau und Fetin'ja tiefe Reue zeigt, wie er die Buße erfüllt und wie der Teufel Filipp verlässt.

Die demütige Art, in der sich Avvakum seiner Frau zuwendet und sie um Verzeihung bittet, ist bemerkenswert, weil hier deutlich wird, dass die Geschichte als Exempel dient. „Ich lag eine Weile darnieder, prüfte mein Gewissen, stand auf, begab mich zu meiner Ehefrau und begann, mich bei ihr zu entschuldigen. Ich verbeugte mich und sagte: „Ich habe einen Fehler begangen, Nastas'ja Markovna, bitte vergib mir, dem Sünder.“ Als gute Christin vergibt Nastas'ja ihrem Ehemann ohne weitere Worte zu verlieren („Auch sie verbeugte sich vor mir“). Schließlich folgt die Erfüllung der Buße, die Avvakum sich selbst auferlegt hat. Sowohl die Ehefrau wie auch die Kinder und Hausbewohner nehmen daran teil: „Ich legte mich mitten im Zimmer hin und befahl allen Menschen, mir je fünf Hiebe mit der Peitsche auf meinen verdammten Rücken zu erteilen; [...] sowohl die Ehefrau wie auch die Kinder schlugen mich in Erfüllung der Buße. Und sie weinen, die Armen, und schlagen weiter [...].“

Es ist offensichtlich, dass die vorbildliche christliche Reue der Anwesenden einen Einfluss auf die dunklen Mächte hat: „Als der Teufel das Unheil sah, verließ er Filipp erneut.“ Es ist auch offensichtlich, dass dies nicht nur deswegen geschah, weil sie vor Gott Reue gezeigt hatten, sondern auch, weil Avvakum seine Schuld vor seiner Ehefrau ehrlich gestanden und sie ihm widerspruchslos verziehen hatte.<sup>23</sup> Nastas'ja Markovna erscheint in diesem Exempel als ideale Ehefrau. Sie befolgt die Normen, die Avvakum vorführen will, erfüllt ihre Rolle als Helferin perfekt und bestätigt ihn auf diese Weise in seiner Position als gutes Familienoberhaupt.

23 Es ist übrigens interessant, dass in der Erzählung nicht über eine mögliche Reue Nastas'ja Markovnas nach ihrem Streit mit Fetin'ja berichtet wird. Über den sündigen „teufelischen“ Charakter dieser Auseinandersetzung berichtet lediglich Avvakum. Anders als er selbst (die „Vita“ ist voll von Erzählungen über die tiefe Reue Avvakums) bereut die *Protopopica* kein einziges Mal. Auch das ist ein Indiz dafür, dass es Avvakum immer um seine eigene Person geht.

*Leidensdulderin.* Wenn man über die Beziehungen zwischen Avvakum und Nastas'ja spricht, so muss man auch die emotionale Komponente berücksichtigen, die Teil von Avvakums Selbstentwurf als guter Ehemann ist. In den meisten Fällen drückt der Erzähler sein Mitleid in Bezug auf seine Frau aus (besonders in den Passagen, in denen das harte Leben in der sibirischen Verbannung beschrieben wird). An einer Stelle wird das „Elend“ beschrieben, das Nastas'ja Markovna erleiden musste, und sie wird dabei ausdrucksvoll als „die Arme“ bezeichnet: „Es haben sie, die Arme, zwei Unglücke in der Kate ereilt: ich und die kranke Kuh.“ (75) Dieses Gefühl wird häufig auch auf die Kinder übertragen. Während der sibirischen Strapazen ziehen die Familienmitglieder Avvakums den Schlitten mit Lebensmitteln und Hausrat selbst beziehungsweise tragen die Gegenstände bis zur Erschöpfung auf dem eigenen Rücken:

Sie waren noch klein, Iwan und Prokopej, sie zogen den Schlitten mit mir zusammen, wie Hündchen. Einen Schleppegang von etwa hundert Werst,\* es ging über ihre Kräfte, die Armen, aber sie haben es geschafft. Und die Protopopica trug Mehl und ihr Neugeborenes auf dem Rücken; und die Tochter, Ogrofëna, schleppte sich auch, bis sie sich auf den Schlitten warf und ihre Brüder sie zusammen mit mir ziehen mussten. (33)

An einer anderen Stelle ist die Rede vom „Kummer“, den der Erzähler verspürte, nachdem ihm die Mühen der Ehefrau und der Kinder bewusst wurden: „Die Ehefrau und die Kinder sowie die anderen Familienangehörigen, zwanzig Leute an der Zahl, blieben in Jur'jevec, man weiß nicht, ob tot oder noch am Leben. Schon wieder ein Kummer!“ (22) Sein Mitgefühl zeigt sich insbesondere an den Stellen, wo er die Strapazen beschreibt, die seine Ehefrau zu erleiden hatte:

Die Protopopica gebar einen Jungen und man transportierte die Kranke auf einem Wagen. Bis nach Tobol'sk waren es dreitausend Werst, das heißt, dreizehn Wochen waren wir mit dem Wagen beziehungsweise auf dem Wasserweg unterwegs und die Hälfte der Strecke auf dem Schlitten. (26)

Als wir auf dem Fluss Tunguska waren, kam ein Gewitter und versenkte mein Boot [...] meiner Frau gelang es irgendwie die Kinder auf die Oberfläche zu holen, sie selbst lief mit strähnigen Haaren herum und verfiel in einen Dämmerzustand, worauf ich in den Himmel blickte und rief: „Oh Herr, errette uns! Oh Herr, hilf uns!“ (28)

*Weib.* An einer Stelle wird die *Protopopica* vom Erzähler allerdings entschieden verurteilt. Als er sich an seine Söhne wendet, die sich gerade zusammen mit der Mutter im

Gefängnis befinden, ruft Avvakum sie dazu auf, den Tod nicht zu fürchten und am „alten Glauben“ festzuhalten. Seiner Frau wirft er vor, die Söhne nicht genügend seelisch gestärkt zu haben, sie nicht darauf vorbereitet zu haben, ihr Leben für den Glauben zu opfern. Es ist die einzige Stelle, wo die *Protopopica* als „Weib“ bezeichnet wird (eine pejorativ gemeinte Bezeichnung für eine unkluge, dem Mann nicht gleichwertige Frau):

Die Mutter aber sitzt mit ihnen zusammen, anstatt die Kinder darin zu bestärken, für Christus zu sterben. Bei allen ihren Versuchen, ihre Pflichten nicht zu vernachlässigen, die Armen durchzufüttern, den Fremden beizubringen, wie man sich bekreuzigen soll und zu beten hat, vergaß sie, die Kinder stark zu machen, damit sie in der Lage sind, für Christus auf dem Galgen zu sterben. (56)<sup>24</sup>

Es muss hinzugefügt werden, dass Avvakum diese Worte aus seiner Pustozersker Verbannung an Markovna richtet, als er die Geschicke seiner hunderte von Kilometern entfernten Familie nur durch Erbauungsbriefe lenken kann. Ungeachtet seiner Lage als „Kerkergefangener“, der heimlich Sendungen von seiner Frau erhält, bleibt Avvakum von der Kraft seiner moralischen und religiösen Autorität überzeugt, und auch davon, dass seine Macht über die Ehefrau keineswegs geschwächt wurde.

### 3. Die *Protopopica* im 20. Jahrhundert: „Eine bemerkenswerte russische Frau“

Die Erzählungen Avvakums über die *Protopopica* in seiner „Vita“ dienten als Quelle für viele Äußerungen über Anastas'ja Markovna als reale historische Person. Es ist bemerkenswert, dass diese Meinungen (sie stammen allesamt von Männern) einen höchst lobenden Charakter haben. Im Bild der Frau Avvakums sahen die Forscher einen Ausdruck der in der russischen Kultur verankerten Vorstellung über den Platz der Frau in der Gesellschaft und über die Verteilung der Machtverhältnisse innerhalb der Familie. Der bekannte Literaturwissenschaftler Vladimir Malyšev spricht von dem Bild „einer bemerkenswerten russischen Frau, standfest und starkherzig.“<sup>25</sup> Ein anderer Forscher der altrussischen Literatur, Viktor Gusev, stellt noch viel direkter eine Beziehung zwischen der Heldin der „Vita“ und der Realität her. Seiner Meinung nach „verkörpert das Bild Nastas'ja Markovnas die besten nationalen Charakterzüge einer russischen Frau in ihrer konkreten historischen Ausprägung.“<sup>26</sup>

24 Avvakum meint hier eine schriftliche Erklärung, welche seine Söhne, Ivan und Prokopej, unter Todesandrohung darüber abgeben mussten, dass sie sich vom „alten Glauben“ abwenden würden (mehr darüber am Ende des Aufsatzes).

25 Vladimir I. Malyšev, *Neizvestnyje i maloizvestnyje materialy o protopope Avvakume*, in: *Trudy otdela drevnerusskoj literatury*, 9 (1953), 387 (Anmerkungen).

26 Viktor E. Gusev, *Protopop Avvakum Petrov – vydajuščijsja russkij pisatel' XVII veka*, in: *Žitič protopota Avvakuma*, Moskau 1960, 38.

Äußerst lobenswert fällt auch die Beurteilung der *Protopopica* durch die russischen Schriftsteller und Dichter aus. Ähnlich wie die Literaturwissenschaftler äußert sich Dmitrij Žukov in seinem Roman „Avvakum“. Er nennt Nastas'ja Markovna „eine bemerkenswerte russische Frau, die mit ihm [das heißt Avvakum, Anm. des Autors] Hand in Hand über alle Qualen ging und ihm neun Kinder gebar.“<sup>27</sup> Auch im Gedicht Arsenij Nesmelovs „Protopopica“ finden wir ein ähnliches Urteil. Den Hauptzweck ihres Daseins sieht die leidende Ehefrau dort in der Erlösung des Ehemanns: „Mit ihrer weiblichen, gequälten Seele/sucht sie unentwegt nach Erlösung für ihren Lieben [...]“.<sup>28</sup>

Das sind lediglich einige Zitate, welche den Tenor der Rezeption der *Protopopica* in der russischen Kultur des 20. Jahrhunderts widerspiegeln. Sie alle benutzen die *Vita*, um eine Frau zu konstruieren, die ihren jeweiligen – zeitgenössischen – Intentionen entspricht. Die *Protopopica* wird dabei der religiösen Kontexte, in denen sie steht, entkleidet und erscheint als reale historische Person.

Es ist allerdings offensichtlich, dass dem nicht so ist, beziehungsweise nicht ganz so. Sowohl die gesamte „*Vita*“ wie auch alle in ihr enthaltenen Erzählungen, auch die Berichte Avvakums über seine Ehefrau, wurden nicht für unsere ZeitgenossInnen geschrieben, das heißt, sie verfolgten ganz andere Zwecke als lediglich die NachfahrInnen davon in Kenntnis zu setzen, „wie es eigentlich gewesen war.“ Es ist also wichtig nachzuvollziehen, an wen die Autobiographie Avvakums adressiert war und zu welchem Zweck sie geschrieben wurde. Mit anderen Worten, es ist wichtig, die Strategien, die bei der Benennung der *Protopopica* angewandt wurden, in einen konkreten historischen Kontext zu setzen.

#### 4. Die *Protopopica* im historischen Kontext des 17. Jahrhunderts

Im Allgemeinen kann dieser Kontext wie folgt beschrieben werden. Die „*Vita*“ wurde in der Zeit der religiösen Reformen geschrieben, die vom Oberhaupt der russisch-orthodoxen Kirche, dem Patriarchen Nikon, durchgeführt und durch den Zaren Aleksej Michajlovič unterstützt wurden. Das Wesen dieser Reformen bestand darin, die ‚verdorbenen‘ russischen liturgischen Bücher in Übereinstimmung mit den griechischen Originalen zu bringen und einige der religiösen Praktiken entsprechend ‚zu korrigieren‘ (das Kreuzzeichen sollte jetzt mit drei Fingern geübt werden und nicht, wie zuvor, mit zwei und während der Gebete sollte das „Halleluja“ drei Mal und nicht nur zwei Mal vorgetragen werden). Diese Reformen wurden von einem bedeutenden Teil der Gläubigen abgelehnt, was zum Bruch innerhalb der Kirche führte. Diejenigen, die sich gegen die Reformen aussprachen (später wurden sie als „Altgläubige“ bezeichnet),

---

<sup>27</sup> Dmitrij A. Žukov, *Izbrannyye proizvedenija v 2-ch tomach*, 1, Moskau 1987, 5.

<sup>28</sup> Arsenij Nesmelov, *Protopopica*, Harbin 1939, 5.

betrachteten diese als Teufelswerk und bezeichneten den Patriarchen Nikon als Antichristen, der die Welt ins Verderben führe.

Avvakum war deren anerkannter Anführer. Für seine Weigerung, die Kirchenreformen anzunehmen, für seine unversöhnliche Haltung und für seine Agitation für den „alten Glauben“ wurde er zusammen mit seiner Familie erst nach Sibirien verbannt, dann laisiert, verhaftet und in das tausend Kilometer hinter Moskau jenseits des Polarkreises liegende Gefängnis der Stadt Pustozërsk gebracht. In der dortigen Gefangenschaft verbrachte Avvakum fast fünfzehn Jahre, wobei er von dort aus weiterhin einen Schriftverkehr mit seinen Gleichgesinnten und eine leidenschaftliche Polemik mit seinen Gegnern führte. Der Widerstand des „aufsässigen Protopopen“ gegen die Reformen dauerte bis zu seinem Tod am 14. April 1682, als man ihn zusammen mit anderen Gefangenen in einem eigens für solche Zwecke errichteten Balkenbau lebend verbrannte.

In Pustozërsk entstand ein großer Teil der Schriften Avvakums, vorwiegend mit religiös-polemischen Charakter. Die „Vita“ (1672–1673) nimmt darin eine besondere Stellung ein, weil es sich dabei um eine autobiographische Schrift handelt. Das Leben des Autors wird darin als Beispiel für ein unbeugsames Festhalten am „alten Glauben“, das heißt als Exempel, dargestellt und er selbst als unversöhnlicher Kämpfer und Märtyrer für den alten Glauben. Es ist offensichtlich, dass, ähnlich wie einige andere Schriften des Pustozërsker Zyklus, auch diese Geschichte als ein wichtiges Argument in seinem Kampf fungierte und dass auch die Darstellung seiner Ehefrau und seiner Kinder diesem Ziel zugeordnet war.<sup>29</sup>

Es steht zudem zweifelsohne fest, dass diese Geschichte in erster Linie an seine AnhängerInnen adressiert war: Sie sollte deren Haltung festigen. Genau das erwartet Avvakum auch von seinen Söhnen: „Deshalb fürchtet nicht den Tod, meine Kinder, haltet am alten Glauben fest und bleibt unbeugsam!“ (56) Heute können wir feststellen, dass seine Erwartungen größtenteils erfüllt wurden: In den nachfolgenden zweihundert Jahren haben Altgläubige von der „Vita“ heimlich Abschriften angefertigt und gehütet, und zwar als Zeugnis für das Leben eines heiligen Märtyrers.

Sowohl die gesamte „Vita“ Avvakums wie auch die einzelnen Berichte über Nastas'ja Markovna waren an ein konkretes Publikum adressiert und erfüllten bestimmte soziale Funktionen, welche durch die gegebene ‚autobiographische Situation‘, in der sich der Verfasser befand, bedingt waren. Aus dieser Situation geht folgendes hervor: Die Figur der *Protopopica* stellt in der „Vita“ in erster Linie ein Idealbild einer Christin und Märtyrerin dar, beispielhaft für andere verfolgte AnhängerInnen des ‚wahren‘ Glaubens. Zweitrangig ist dagegen die Darstellung der persönlichen Eigenschaften eines konkreten

29 Ulrich Schmid verweist in diesem Zusammenhang auf die Hagiographie, die „gerade in Zeiten einer Religionskrise zu einem wichtigen Instrument der Glaubenssicherung werden kann.“ Ders., Ichentwürfe, wie Anm. 5, 43.

Menschen und der familiären Situation einer Frau in Russland des 17. Jahrhunderts. Dieses Bild ähnelt eher einer Ikonenmalerei als einem Porträt. Diese Textfunktionen prägen die „Vita“: Als ‚Datenbank‘ für Fakten war sie keineswegs gedacht.

## Materialitäten des Diaristischen Erscheinungsformen von Tagebüchern von Mädchen und Frauen im 20. Jahrhundert

Li Gerhalter

### 1. Einleitung

In diesem Text wird nach Moden, Konventionen, Gebrauchsweisen und Funktionalisierungen der materiellen Erscheinungsformen von Tagebüchern deutschsprachiger Mädchen und Frauen im 20. Jahrhundert gefragt. Quellengrundlage sind unveröffentlichte Bestände aus Archiven für Selbstzeugnisse in Wien und Berlin;<sup>1</sup> Ausgangspunkt war die Annahme, dass die hier vorliegenden – selten für eine Veröffentlichung geschriebenen – Aufzeichnungen eine größere Formenvielfalt aufweisen als etwa sogenannte „Autorentagebücher“<sup>2</sup>.

Im ersten Teil werden dazu Beispiele von Textträgern vorgestellt, die industriell produziert und kommerziell vertrieben wurden, wobei einige auch für die Einträge bestimmter, zeitlich veränderbarer Inhalte vorgeformt waren. Im zweiten Teil werden anhand der Aspekte ‚Geheimnis‘ und ‚Selbst-Re/Präsentationen‘ unterschiedliche Ebenen diaristischer Materialitäten besprochen. Zentrale Themen der Genrediskussion,<sup>3</sup> insbe-

---

1 Für diesen Beitrag wurden Quellen aus der Sammlung Frauennachlässe (SFN) am Institut für Geschichte und der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen (Doku) am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, den Beständen Historische Kommission (Kommission 45) sowie Nachlässe und private Sammlungen im Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), der Handschriftensammlung in der Wienbibliothek im Rathaus (WBR) und der Nachlasssammlung im Österreichischen Staatsarchiv (ÖStA) sowie dem Walter Kempowski Biographiearchiv (WKBA) in der Akademie der Künste und der Feldpostsammlung in Berlin verwendet.

2 Zu verschiedenen Tagebuchtypen siehe Christiane Holm, Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen, in: Helmut Gold, Christiane Holm, Eva Bös u. Tine Nowak Hg., @bsolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog, Heidelberg 2008, 10–50, 39–41.

3 Als Überblick Christa Hämmerle, Diaries, in: Benjamin Ziemann u. Miriam Dobson Hg., Reading Primary Sources, London/New York 2008, 141–158.

sondere die Ergebnisse der feministischen historischen Selbstzeugnisforschung<sup>4</sup> werden verknüpft und empirisch erweitert um Fragen der vielfältigen dinglichen Erscheinungsformen von Tagebüchern. Damit soll auch ein Beitrag zur aktuellen kultur- und textwissenschaftlichen Forschung<sup>5</sup> sowie zu den Literaturwissenschaften<sup>6</sup> geleistet werden, innerhalb derer nicht zuletzt die „eigenartige Materialität“<sup>7</sup> von Tagebüchern ein neues Gattungsverständnis evoziert hat.

Die vorgestellte Auswahl steht als Plädoyer dafür, das Spektrum davon, was Textträger diaristischer Aufzeichnungen von Mädchen und Frauen im 20. Jahrhundert sein können, möglichst offen zu fassen und (nach Maßgabe einer gewissen Regelmäßigkeit, Themenbreite und Selbstbezogenheit der Einträge) auch Formen wie Kalender oder Haushaltsbücher mit einzubeziehen. Wie anhand von Archivbeispielen gezeigt wird, handelt es sich auch bei diesen Formen oft keineswegs um ‚formlose Gebrauchstexte‘, wie häufig unterstellt wird.<sup>8</sup> Zwar nehmen speziell diese – etwa durch vorgedruckte Tagesfelder – vorgeformten Textträger starken Einfluss auf die Schreibweisen der Diaristinnen. Durch die Entwicklung und Etablierung individueller Tagebuchpraktiken formulieren die Schreiberinnen die vorgegebenen Rahmen jedoch auch stetig um. Dieses Wechselverhältnis darzustellen, ist ein Ziel dieses Beitrags.

## 2. Erscheinungsformen diaristischer Materialitäten

### 2.1 Vorgefertigte Textträger: „kommerzielle Fertigtagebücher“<sup>9</sup> für Mädchen

Tagebuchaufzeichnungen von Jugendlichen sind bereits seit den 1920er Jahren Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschungen;<sup>10</sup> von geschichts- und literaturwissenschaftlicher Seite wurden inzwischen vor allem die Konventionen und Funktionen von Aufzeichnungen junger Frauen und Mädchen differenziert dargestellt.<sup>11</sup> In welchem Ausmaß das Führen von Tagebüchern unter Jugendlichen in der ersten Hälfte des

4 Als allgemeiner Überblick Claudia Ulbrich, Europäische Selbstzeugnisse in historischer Perspektive – Neue Zugänge, unter [http://www.geschkult.fu-berlin.de/e/fmi/arbeitsbereiche/ab\\_ulbrich/media/UlbrichEurop\\_\\_ische\\_Selbstzeugnisse.pdf?1350899276](http://www.geschkult.fu-berlin.de/e/fmi/arbeitsbereiche/ab_ulbrich/media/UlbrichEurop__ische_Selbstzeugnisse.pdf?1350899276), Zugriff: 1.5.2013.

5 Siehe dazu Martin Schubert, Einleitung, in: ders. Hg., Materialität in der Editionswissenschaft, Berlin/New York 2010, 1–13.

6 Dazu insbesondere Arno Dusini, Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung, München 2005.

7 Holm, Montag, wie Anm. 2, 12.

8 Vgl. u. a. Jennifer Sinor, The Extraordinary Work of Ordinary Writing: Annie Ray's Diary, Iowa City 2002, 13f.

9 Begriff nach Marianne Soff, Jugend im Tagebuch. Analysen zur Ich-Entwicklung in Jugentagebüchern verschiedener Generationen, Weinheim/München 1989, 255.

10 Als Überblick Soff, Jugend, wie Anm. 9, 13–28.

11 Dazu etwa die Arbeiten von Philippe Lejeune, besonders *Le moi des demoiselles. Enquête sur le journal de jeune fille*, Paris 1993.

20. Jahrhunderts quantitativ verbreitet war, lässt sich – tendenziell – am Bestand der Wiener Sammlung Frauennachlässe einschätzen: Von den hier aktuell archivierten 72 Tagebuchbeständen von Mädchen oder Frauen aus dem Gesamtzeitraum von 1870 bis 2006 enthalten immerhin 31 zwischen 1870 und 1968 geführte – entweder auch oder ausschließlich – Aufzeichnungen, die von Diaristinnen unter 20 Jahren verfasst wurden.<sup>12</sup>

Als Textträger haben 13 der hier dokumentierten 31 jungen Schreiberinnen auch „kommerzielle Fertigtagebücher“ verwendet, also Bücher, die industriell hergestellt und dezidiert für den Zweck gekauft wurden, Tagebuchnotizen darin einzutragen. Diese Medien machen im Gesamtbestand aller in der Sammlung Frauennachlässe archivierten Tagebücher (747 Bände) mit nicht einmal vier Prozent (27 Exemplare) aber einen verschwindend kleinen Anteil aus. Die ‚Idealform‘ mit geprägtem Aufdruck und seitlich angebrachtem Schloss, die sich in der allgemein-populären Wahrnehmung von ‚Mädchentagebüchern‘ bis heute als eine der besonders langlebigen „Erwartungshaltungen“<sup>13</sup> gegenüber auto/biographischen Dokumenten findet, kommt insgesamt überhaupt nur acht Mal vor. Wann und wo diese auffallende – und so häufig genannte – Erscheinungsform konkret aufgekommen ist, wurde in der Forschung bislang nicht systematisch dargestellt. Das früheste von mir bisher recherchierte Buch mit Prägung und Schloss wurde jedenfalls erst 1905 begonnen,<sup>14</sup> die beiden frühesten nur mit Schloss jeweils 1885 – eines davon von einem erwachsenen Mann.<sup>15</sup>

Um eine Aussage über die Verbreitung von „Fertigtagebüchern“ unter Jugendlichen für das gesamte 20. Jahrhundert treffen zu können, wurde das Sample der Sammlung Frauennachlässe, das ja von 1870 bis 1968 reicht, mit dem einer Studie von Marianne Soff zusammen genommen, das 32 Bestände mit Aufzeichnungen umfasst, die zwi-

12 Der Sammelfokus der Sammlung Frauennachlässe ist nicht auf bestimmte Genretypen oder Inhalte ausgerichtet, bezogen auf Provenienzen werden vielmehr alle in einem Vor- oder Nachlass erhaltenen (und zur Übergabe angebotenen) Formen von auto/biographischen Dokumenten sowie kleine Erinnerungsgegenstände aufgenommen. Dadurch kann neben einer inhaltlichen Breite auch eine mögliche Vielfalt an auto/biographischen Schreib- und Aufbewahrungspraktiken dokumentiert werden. Vgl. dazu u. a. Christa Hämmerle u. Li Gerhalter, *Populäre Tagebücher von Frauen im 19. und 20. Jahrhundert. Genretheoretische und methodische Anmerkungen* (Arbeitstitel), in: Li Gerhalter u. Christa Hämmerle Hg., *Krieg.Politik.Schreiben. Tagebücher von Frauen (1918 bis 1950)*, Wien/Köln/Weimar 2014, im Erscheinen.

13 Renate Hof, *Einleitung: Gender und Genre als Ordnungsmuster und Wahrnehmungsmodelle*, in: dies. u. Susanne Rohr Hg., *Insenzierte Erfahrung. Gender und Genre in Tagebuch, Autobiographie, Essay*, Tübingen 2008, 7–24, 14.

14 Vgl. Lilli Wehle (geb. 1894), SFN NL 21 II.

15 Vgl. Josefine Berger (geb. um 1865), WStLA 3.4.B.156 und Gustav Hübner (geb. 1848), SFN NL 1. Zum Aufkommen der Tagebuchmode vgl. u. a. Alain Corbin, *Kulissen*, in: Michelle Perrot Hg., *Geschichte des privaten Lebens*, 4, Augsburg 2000, 419–630, 464–469.

schen 1958 und 1984 geführt wurden.<sup>16</sup> Bei den damit insgesamt 63 dokumentierten Jugendlichen und Kindern, die im Laufe des 20. Jahrhunderts ein Tagebuch führten, lässt sich nun eine klare Veränderung bei der Nutzung vorgefertigter kommerzieller Schreibunterlagen nachvollziehen: In den ersten fünf Jahrzehnten verwendete nur ein Drittel (zehn von dreißig) von ihnen ausschließlich „Fertigtagebücher“, während die anderen (auch) Schulhefte, Kladden oder Kalender in Gebrauch hatten.<sup>17</sup> Ab den 1950er Jahren waren es 62,5 Prozent (zwanzig von 32); ein deutliches Übergewicht der präformatierten Tagebücher (19 von 26 oder 73 Prozent) ist dann ab den 1970er Jahren zu beobachten. Im gesamten Zeitraum mischten nur vier der 63 jungen Schreiberinnen vorgefertigte und andere Formen, drei davon taten dies zwischen 1908 und 1913 – was als Beleg für die Etablierung der „Fertigtagebücher“ in den ersten zwei Jahrzehnten nach 1900 interpretiert werden kann. Der Altersvergleich<sup>18</sup> ergibt schließlich, dass diese kommerzielle Form im ganzen 20. Jahrhundert tendenziell von Schreiberinnen bis 14 Jahren verwendet wurde (64 Prozent der bis 14-Jährigen zu 28 Prozent der zwischen 15- und 20-Jährigen). Diese Textträger waren demnach eindeutig sehr jungen Schreiberinnen zuzuordnen.<sup>19</sup>

Präformatierte Textträger wurden also – auch von Mädchen – weit weniger verwendet, als es dem Klischee nach angenommen wird. Eine Erklärung für die Hartnäckigkeit dieser Vorstellung liegt wohl in den ebenfalls starren konventionellen Zuschreibungen an das ‚weibliche‘ Tagebuchschreiben<sup>20</sup> in der Tradition des *journal intime*, die sich nicht zuletzt in seinen (behaupteten) dinghaften Attributen (vor allem dem Schloss) manifestieren. In dem Zusammenhang sind auch sowohl die dezidierte Ablehnung dieser Form durch Diaristinnen als auch ihre Imitation zu beobachten: So berichtete die Frauenrechtsaktivistin Rosa Mayreder später davon, ihre frühen diaristischen Aufzeichnungen „auf einzelne Blätter, denen nichts Buchmäßiges anhaftete“, verfasst zu haben, um sie „auch äußerlich von einem gewöhnlichen Tagebuch zu unterscheiden“, da ihr

16 Vgl. Soff, *Jugend*, wie Anm. 9, 254–358.

17 Manche Bestände enthalten exakt gleiche Textträger, die entweder für Schulaufzeichnungen oder für Tagebuchnotizen verwendet wurden. Vgl. u. a. Ruthilt Lemche (geb. 1911), SFN NL 2 I.

18 Eine gravierende Veränderung des Alters beim Beginn des Tagebuchschreibens ist in beiden Samples nicht festzustellen, es blieb von 1870 bis 1984 breit gestreut mit einem Schwerpunkt zwischen zwölf und 15 Jahren.

19 Über die Verbreitung von „Fertigtagebüchern“ unter Burschen lassen sich anhand der mir vorliegenden Daten keine systematischen Aussagen treffen. Im Bestand des Walter Kempowski Biographiearchivs habe ich bisher stichprobenartig zwei Tagebücher von jungen Männern mit Schlössern und Titelprägung aus 1917 und 1920 recherchiert (Sig. 7225 und 6906/1). Im Sample von Marianne Soff verwendeten zwei der elf Schreiber „Fertigtagebücher“ (jeweils ohne Schloss).

20 Vgl. dazu Christa Hämmerle, Ein Ort für Geheimnisse? Jugendtagebücher im 19. und 20. Jahrhundert, in: Peter Eigner, Christa Hämmerle u. Günter Müller Hg., *Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht*, Innsbruck/Wien/Bozen 2006, 28–45.

familiäres Umfeld das Tagebuchschreiben von Mädchen abfällig bewertete.<sup>21</sup> Die Wiener Volksschülerin Christina Dimow wiederum bastelte sich ihr formgetreues Tagebuch in den 1950er Jahren selbst.<sup>22</sup>

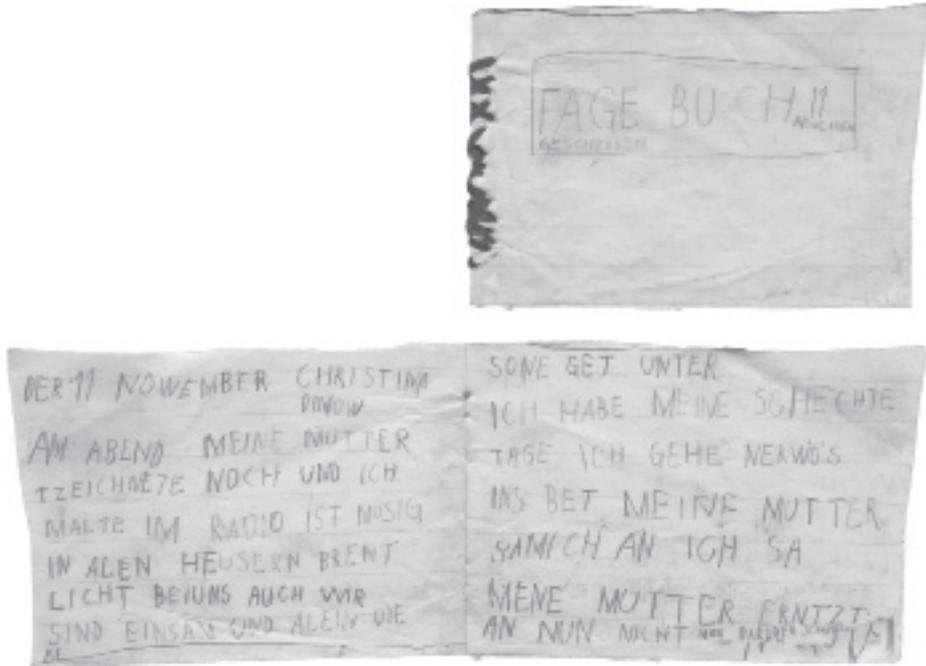


Abb. 1: Selbst gebasteltes Tagebuch von Christina Dimow (geb. 1947), 1950er Jahre

Die Unterstellung, Tagebuchtexte wären von ‚Authentizität‘ und ‚Unmittelbarkeit‘ geprägt, wurde von Genretheoretikerinnen inzwischen überzeugend dekonstruiert.<sup>23</sup> Der Effekt der inhaltlichen Überformung diaristischer Einträge durch die Vorbilder literarischer oder edierter Veröffentlichungen findet in der Verwendung von gekauften modischen Schreibunterlagen seine materielle Entsprechung. Die Erfolgsgeschichte des Mediums ‚Mädchentagebuch‘ ist im 20. Jahrhundert jedenfalls auch die eines Konsumgegenstandes und steht dabei, wie viele junge Diaristinnen beschreiben, im Kontext von verschiedenen Geschenkkulturen: „Am 24. [März 1917] war mein Namens- tag, der Tag wo ich mein Tagebuch bekam. Auch andere Geschenke bekam ich: Ein

21 Siehe Mayreders (geb. 1858) Autobiographie *Mein Pantheon. Lebenserinnerungen*, Dornach 1988, 33. Zu Vorurteilen gegenüber den Tagebüchern bürgerlicher Mädchen vgl. auch Hämmerle/Gerhalter, *Tagebücher*, wie Anm. 12.

22 Christina Dimow (geb. 1947), SFN NL 60.

23 Vgl. zur frühen Debatte Amy L. Wink, *She Left Nothing in Particular. The Autobiographical Legacy of Nineteenth-Century Women's Diaries*, Knoxville 2001, x–xxxvi, xii.

Silberkörnchen mit frischen Blumen gefüllt, 2 Hyazinthen-Stöcke, eine große Mandeltorte und Geld von den Großeltern.“<sup>24</sup> Während, wie dieses Zitat belegt, Tagebücher in den ersten Jahrzehnten nach 1900 nur eine unter mehreren kanonisierten Geschenkgaben für Mädchen und junge Frauen waren, scheinen sie sich später zunehmend exklusiv dafür etabliert zu haben.

Die Tatsache, dass Tagebücher industriell produziert und mit Methode angeschafft wurden, sagt nun freilich noch wenig über ihre tatsächliche Verwendung aus, wie nicht zuletzt zahlreiche abgebrochene Schreibprojekte belegen: „Gestern war Omama Ottis 82. Geburtstag. Darum gab sie jedem von uns ein Tagebuch“, hielt ein Mädchen aus Wien im Februar 1942 in ihrem ersten Eintrag fest – und legte das Buch damit für immer zur Seite.<sup>25</sup> „Fertigtagebücher“ sind also in das Ensemble jener Dinge einzuordnen, die für das (westliche) „ideal self as owner“ des 20. Jahrhunderts über ihre Wertzuschreibungen wirken,<sup>26</sup> wobei der primäre Zweck des Objekts unter Umständen sogar an Bedeutung verliert.<sup>27</sup> Dementsprechend wurden sie (hauptsächlich von Verwandten) womöglich nicht mit der Intention verschenkt, die junge Empfängerin zum Schreiben zu animieren – oder ihrem diesbezüglichen Wunsch zu entsprechen –, sondern vielmehr als ein als Geschenk ‚anerkannter‘ Gegenstand. Dass durch das nunmehrige Vorhandensein des materiellen Rahmens Mädchen (vielleicht ohne vorherige Absichten) dazu angestiftet wurden, mit dem Schreiben zu beginnen, ist zu vermuten.

## 2.2 Vorgeformte Textträger: Kalender, Haushaltsbücher und ‚Müttertagebücher‘

In den Geschenkkulturen der Frühen Neuzeit spielten Textträger in der Gestalt sogenannter Schreibkalender eine große Rolle.<sup>28</sup> Diese Mischform aus Informationsmedium und Ort für eigene Aufzeichnungen konnte durch die Möglichkeit, zusätzlich unbegrenzt viele leere Blätter einzubinden, auch individuell erweitert werden. Schreibkalender waren bis weit in das 19. Jahrhundert enorm verbreitet<sup>29</sup> und werden

24 Ella Reichel (geb. 1905), 26. März 1917, SFN NL 38 V.

25 Dorli Zdansky (geb. um 1932), SFN NL 85. Das Buch wurde später von ihrer älteren Schwester Hedi verwendet und voll beschrieben.

26 Gisela Ecker, Geschichten von Koffern, in: Philip Bracher, Florian Hertweck u. Stefan Schröder Hg., Materialitäten auf Reisen. Zur kulturellen Transformation der Dinge, Berlin 2006, 215–232, 221.

27 Vgl. Hartmut Böhme, Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne, Hamburg 2006, 17.

28 Vgl. als Überblick Helga Meise, Das archivierte Ich. Schreibkalender und höfische Repräsentation in Hessen-Darmstadt 1624–1790, Darmstadt 2002; Harald Tersch, Schreibkalender und Schreibkultur. Zur Rezeptionsgeschichte eines frühen Massenmediums, Graz/Feldkirch 2008.

29 Einzelne Ausgaben erschienen in Großbritannien um 1650 in einer Auflage von 400.000 Stück. Vgl. Tersch, Schreibkalender, wie Anm. 28, 18.

in der Selbstzeugnisforschung als „historische Referenzformen“ der Diaristik identifiziert.<sup>30</sup>

Wie sich in Archivbeständen zeigt, setzte sich im 20. Jahrhundert die Praxis durch, Tagebuchnotizen in (Termin-)Kalender einzutragen, wobei insbesondere diese Aufzeichnungen oft sehr umfangreich sind<sup>31</sup> und nicht selten auf langfristig unveränderten Schreibunterlagen geführt wurden. Es scheint, dass die vorgedruckte strikte Rahmung – neben ihren Reglementierungen – dazu animieren konnte, feste Aufzeichnungsgewohnheiten zu etablieren. Auffällig ist dabei, dass hier die tägliche Textmenge zumeist exakt dem zugewiesenen Platz angepasst wurde, der häufig gänzlich ausgefüllt ist und gleichzeitig meistens auszureichen schien.

Präfigurierte Schreibunterlagen legen auf den ersten Blick frei, was genretheoretisch vielfach als „Kern des Tagebuchs“<sup>32</sup> formuliert wurde: seine Erzählung in Tageseinheiten.<sup>33</sup> Jeder Eintrag von einigermaßen strukturierten diaristischen Aufzeichnungen beginnt mit einer abgesetzt geschriebenen Datierung, worin auch einer der Authentizitätseffekte des Genres besteht<sup>34</sup> – wobei Archivbeispiele aus dem späten 19. Jahrhundert auch diese ungeschriebene Norm als historisch geworden belegen.<sup>35</sup> Bücher mit weißen Blättern liegen vielleicht irgendwann ‚voll beschrieben‘ vor, selbst wenn zwischen den einzelnen Einträgen lange Pausen eingelegt wurden. Das dann durchgängige Schriftbild suggeriert dennoch eine ‚Vollständigkeit‘ der Aufzeichnungen. In präfigurierten Medien wie Kalendern, in denen jene Tage, an denen nicht geschrieben wird, leer bleiben, tritt die Intervall-<sup>36</sup> beziehungsweise Lückenhaftigkeit als weiteres Merkmal der Praxis des diaristischen Schreibens hingegen sichtbar zu Tage. Die große Verbreitung von Kalendern auch unter jungen Schreiberinnen (die sich stattdessen vielleicht ein „Fertigtagebuch“ gewünscht hätten) lag wohl in ihrer relativ leichten Verfügbarkeit seit Anfang des 20. Jahrhunderts als kommerzielle oder politische Werbegeschenke.

30 Holm, Montag, wie Anm. 2, 12. Eine Überschneidung der beiden Genres zeigte sich auch in teilweise aufgetretenen Namensgleichheiten. Vgl. Tersch, Schreibkalender, wie Anm. 28, 22f.

31 Vgl. etwa die 60 Bände der Romanistin Elise Richter (geb. 1865) von 1881 bis 1941, WBR NL Richter.

32 Peter Boerner, Tagebuch, Stuttgart 1969, 13.

33 Vgl. Dusini, Tagebuch, wie Anm. 6, 83–108. Zum Aspekt der Zeit in auto/biographischen Dokumenten siehe zuletzt die Beiträge in Arianne Baggerman, Rudolf Dekker u. Michael Mascuch Hg., Controlling Time and Shaping the Self. Developments in Autobiographical Writing since the Sixteenth Century, Leiden 2011.

34 Vgl. Nicole Seifert, Tagebuchschreiben als Praxis, in: Hof/Rohr, Erfahrung, wie Anm. 13, 39–60, 40.

35 In den um 1880 geführten Tagebüchern der Wienerinnen Marie Fischer (geb. um 1860) und Marietta van der Nüll (geb. 1868) sind die Einträge nur unregelmäßig datiert bzw. die Datumsangaben in den Fließtext eingefügt, WStLA 3.5.41.A1.11 und 3.5.96.A1.1.

36 Vgl. Margo Culley, Introduction to A Day at A Time: Diary Literature of American Women, from 1764 to 1985 (Orig. 1985), in: Sidonie Smith u. Julia Watson Hg., Women, Autobiography, Theory. A Reader, Madison, WI 1998, 217–221, 220.

Das „produktive[...] Wechselverhältnis, das zwischen Formvorgabe und deren Modellierung durch den täglichen Gebrauch“<sup>37</sup> der Textträger diaristischer Aufzeichnungen entstehen kann, lässt sich exemplarisch anhand von Wirtschafts- oder Haushaltsbüchern besonders gut darstellen. Diese waren im deutschen Sprachraum spätestens seit den 1920er Jahren auch als Vordrucke am Papiermarkt erhältlich, was unter einem geschlechterhistorischen Blickwinkel nicht zuletzt in Bezug auf die Professionalisierung der Haushaltsführung sowie die disziplinierenden Vorschläge von nationalökonomischer und sozialpolitischer Seite interessant ist. „Aufruf[e] zur hauswirtschaftlichen Selbsterziehung“<sup>38</sup> waren bereits seit dem späten 19. Jahrhundert lanciert worden; 1928 verglich eine prominente deutsche Nationalökonomin das gewissenhafte Führen eines Wirtschaftsbuches sogar mit der inzwischen (angeblich) als notwendig anerkannten Körperhygiene.<sup>39</sup>

Die Inhalte dieser tatsächlich massenhaft geführten Haushaltsaufzeichnungen<sup>40</sup> gingen dabei häufig weit über rein buchhalterische Zwecke hinaus. Eine Niederösterreicherin notierte auf Standkalendern zwischen 1961 und 1986 neben exakten Abrechnungen telegrammstilartig auch Ereignisse aus ihrem persönlichen Umfeld, in der 13. Kalenderwoche des Jahres 1985 waren dies zum Beispiel Speisefolgen, das Wetter, Körperbefindlichkeiten („Mit Brennesltee wieder aufgehört!“), Gedenktage an zurückliegende Erlebnisse, Informationen aus Radiosendungen oder Zukünftiges wie etwa ihre Sitzplätze bei der „WM-Qualifikation“ zwischen Österreich und Ungarn im April 1985 „im Hanappi-Stadion Trib, Süd, 7. Reihe.“<sup>41</sup> Zwischen zahlreichen Gebrauchsspuren sind auf den Kalendern schließlich Zeichnungen ihrer jüngsten Tochter zu finden.

Die individuelle Erweiterung der Inhalte sowie die Vermischung der Zeitebenen auf ein und demselben Schriftträger hebeln feste Genrezuschreibungen aus beziehungsweise führen die Durchlässigkeit des Genres Tagebuch vor Augen.<sup>42</sup> Lynn Z. Bloom stellte (hier in Bezug auf die Adressierung von Tagebüchern) sogar die Behauptung auf, gerade solche in Schlagworten verfasste Haushaltsaufzeichnungen wären „[t]ruly private diaries [...] Written in neither art nor artifice, they are so terse they seem coded; no

37 Holm, Montag, wie Anm. 2, 44.

38 Mario Wimmer, Abstraktion durch Anschaulichkeit. Wirtschaftliche Haushalts- und Lebensführung in der Zwischenkriegszeit, in *L'Homme. Z. F. G.*, 22, 2 (2011), 129–142, 139.

39 Vgl. Wimmer, Abstraktion, wie Anm. 38, 136.

40 Allein in der Sammlung Frauennachlässe sind 45 Bestände von Haushaltsaufzeichnungen aus dem Zeitraum von 1833 bis 2003 archiviert.

41 Hildegard Vollmann (geb. 1924), SFN NL 56.

42 Vgl. dazu Hämmerle, Diaries, wie Anm. 3; oder Felicity Nussbaum, Toward Conceptualizing Diary (Orig. 1988), in: Trev Lynn Broughton Hg., *Autobiography. Critical Concepts in Literary and Cultural Studies*, IV, London/New York 2007, 3–13.

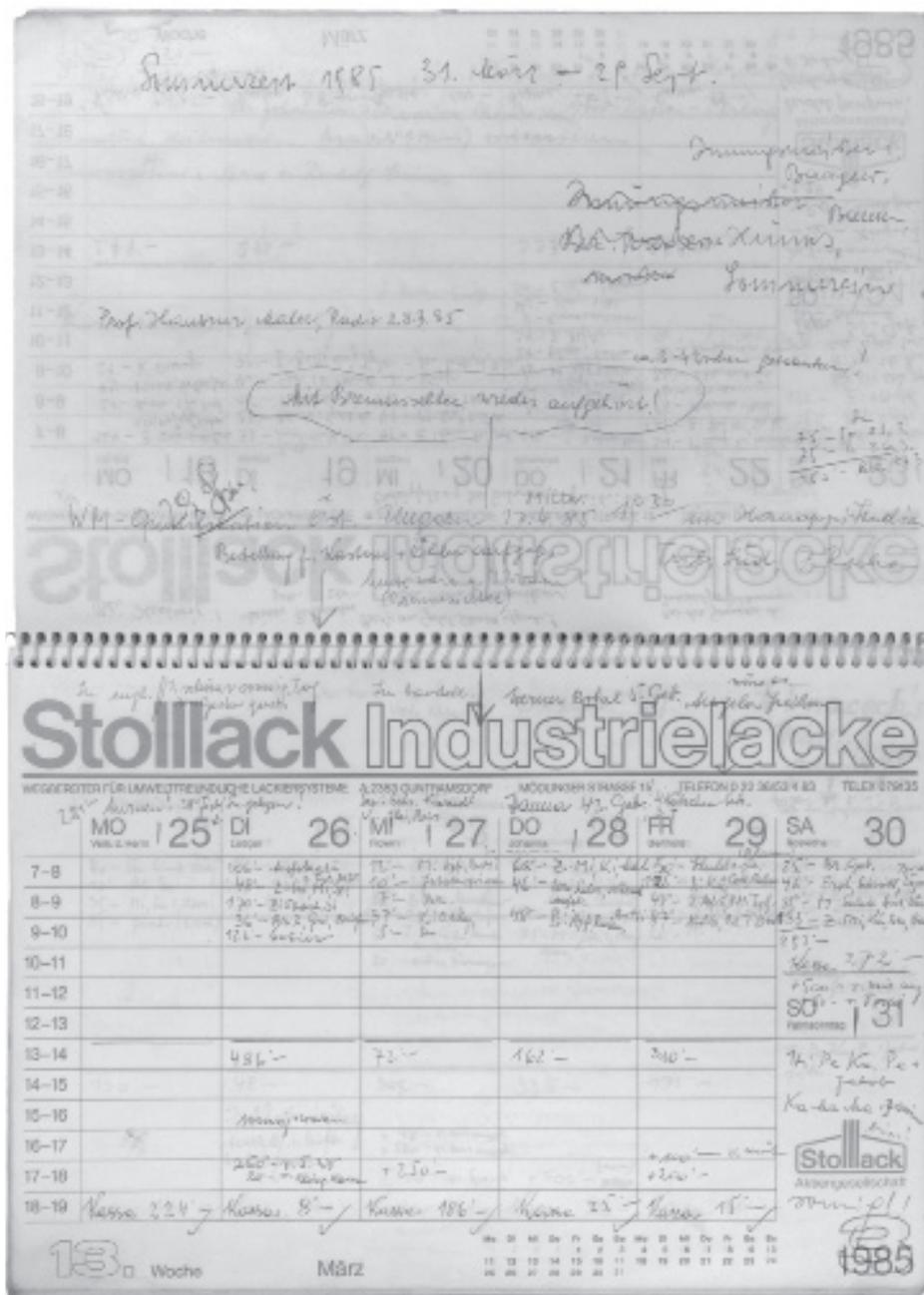


Abb. 2: Einer der Kalender von Hildegard Vollmann (geb. 1924), Fotografie © faksimile digital/Österreichisches Museum für Volkskunde

reader outside the author's immediate society or household could understand them without extra-textual information.<sup>43</sup>

Mit Haushaltsbüchern konnte Dritten gegenüber *Rechenschaft* abgelegt werden – wenn nicht der Volkswirtschaft, so vielleicht dem Ehemann. An ein konkretes Lesepublikum waren auch die von Müttern für ihre Kinder angelegten Aufzeichnungen adressiert.<sup>44</sup> Zuerst war das die ärztliche Autorität, für die mehrmals täglich die Nahrungsaufnahmen und Gewichtsentwicklungen des Säuglings zu dokumentieren waren.<sup>45</sup> Langfristig wurde aber das Kind selbst angesprochen und dem Buch eine Erinnerungsfunktion über die Generationen hinweg zugeschrieben, wie es eine Unternehmerin aus Oberösterreich 1904 für ihren ältesten Sohn formulierte: „Es soll den Zweck haben uns später die Tage seiner Kindheit zu vergegenwärtigen und vielleicht nimmt er diese kleinen Aufzeichnungen als das wärmste Andenken an die, die geboren wenn ich einmal nicht mehr bin.“<sup>46</sup>

Dementsprechend wurden ‚Müttertagebücher‘ oft über lange Zeiträume geführt, wobei sich gerade an diesen Beispielen häufig die mögliche Veränderbarkeit ursprünglicher Konzeptionen auto/biographischer Aufzeichnungen zeigt: Eine Bürokauffrau aus Duisburg hat ihre Aufzeichnungen 1944 anlässlich der Geburt ihres Sohnes begonnen und sie zunächst in der Ich-Form aus dessen Sicht geschrieben.<sup>47</sup> Ab 1950 ist das Buch auch der nun geborenen Tochter gewidmet, zwischen 1953 und 1985 enthält es schließlich chronikhafte Jahresrückblicke. Textträger war über alle fünf Jahrzehnte ein und dasselbe schwarze Notizbuch.

Wie Haushaltsaufzeichnungen wurden auch ‚Müttertagebücher‘ seit Anfang des 20. Jahrhunderts von wissenschaftlicher und staatlich-institutioneller Seite gefördert und ihre medizinierten Inhalte in – teilweise gratis zur Verfügung gestellten – Vordrucken vorgegeben.<sup>48</sup> Bekannt war die Praxis, die Entwicklung eines Kindes zu dokumen-

43 Lynn Z. Bloom, „I Write for Myself and Strangers“: Private Diaries as Public Documents, in: Suzanne L. Bunkers u. Cynthia A. Huff Hg., *Inscribing the Daily. Critical Essays on Women's Diaries*, Amherst 1996, 23–37, 25. Rekurrierend auf Harriet Blodgett definierte sie Tagebücher als „private“ as signifying not *domestic*, but rather *personal*“, 24 (Hervorhebung im Original).

44 Der aktuelle Papierhandel benennt diese Drucksorten ‚Babytagebuch‘, was für die historischen Formen zu kurz greift, da solche Aufzeichnungen meistens weit über das erste Lebensjahr des Kindes hinausgehen. Daher wird hier der Begriff ‚Müttertagebuch‘ verwendet.

45 Vgl. dazu u. a. Timo Heimerdinger, *Brust oder Flasche? Säuglingsernährung und die Rolle von Beratungsmedien*, in: Michael Simon, Thomas Hengartner, Timo Heimerdinger u. Anne-Christin Lux Hg., *Bilder.Bücher.Bytes. Zur Medialität des Alltags*, Münster/Berlin u. a. 2009, 100–110, 106.

46 Augusta Carolina Schanda (geb. 1877) 1904 für ihren ältesten Sohn Willi, SFN NL 97.

47 Vgl. Helene Fröhlich (geb. 1922), SFN NL 157.

48 Vgl. etwa das „Das Tagebuch der Mutter“, das als Anhang des Katalogs der 1907 im Wiener Prater gezeigten Ausstellung „Das Kind. Allgemeine Ausstellung für Erziehung, Schutz und Gesamtwohl des Kindes“ erworben werden konnte.

tieren, aber bereits in früheren Jahrzehnten,<sup>49</sup> und sie wurde im 19. Jahrhundert auch von bürgerlichen Vätern gepflegt, womit eine Verbindung zu den frühneuzeitlichen Geburts- und Taufverzeichnissen und Familienchroniken geknüpft werden kann. Der kommerzielle Papierhandel entdeckte vorgedruckte ‚Babytagebücher‘ in der noch aktuell erhältlichen Form in den späten 1920er Jahren.<sup>50</sup>

### 2.3 Verfügbarkeit als Voraussetzung zur Wahl von Textträgern

Die Wahl der stofflichen Formen diaristischer Aufzeichnungen bot Möglichkeiten zum Erfüllen oder Ausprobieren von Konventionen wie auch zu individuellen Anwendungs- und Gestaltungsmöglichkeiten; vorausgesetzt jedoch, dass sie überhaupt getroffen werden konnte. „Fertigtagebücher“ kosteten selbst als industriell gefertigte Massenartikel Geld, das eine Schülerin, ein Dienstmädchen oder eine junge Arbeiterin vielleicht nicht hatte; in Zeiten von Ressourcenknappheit konnten auch einfache Schreibhefte nicht erhältlich sein. Beides ist vor dem Hintergrund, dass Ausnahmesituationen allgemein zu stark zunehmenden und veränderten Schreibbedürfnissen führen, hervorzuheben.<sup>51</sup>

Für den Zweiten Weltkrieg hat Susanne zur Nieden in ihrer grundlegenden Studie ein Bündel zusammenhängender Gründe dafür herausgearbeitet, dass für Frauen und Mädchen ab 1943, insbesondere aber im Frühling und Sommer 1945 ein „Schreibschwerpunkt auszumachen“ war,<sup>52</sup> den Soldaten und Kriegsdienstverpflichtete – oder auch Verfolgte – bereits zu Kriegsbeginn erlebt hatten.<sup>53</sup> Der Aspekt des Zeugnis-Ablegens wurde dementsprechend speziell in Arbeiten zu auto/biographischen Dokumen-

49 Das früheste bisher von mir in Archiven recherchierte ‚Müttertagebuch‘ wurde 1888 begonnen, WStLA 3.5.13 1.2.

50 Vgl. Ketty G. (geb. 1905), SFN NL 89. Angegeben werden sollten hier Meilensteine in der kindlichen Entwicklung wie: „Den ersten Zahn bekam unser Kind am“, „Schilderungen über die Zeit des Zahnens“, „Die ersten Worte“, „Der erste Schritt“ etc.

51 Zu Selbstzeugnissen in autoritären Regimes als Überblick Christa Hämmerle, *Between Instrumentalisation and Self-Governing: (Female) Ego-Documents in the Age of Total War*, in: François-Joseph Ruggiu Hg., *The Uses of First Person Writings. Les usages des écrits du for privé. Afrique, Amérique, Asie, Europe, Brüssel/Bern/Berlin u. a.* 2013, 263–284. Für die frühe Neuzeit Rudolf Dekker, *Ego-documents in the Netherlands from the Sixteenth to the Nineteenth Century*, in: Erin Griffey Hg., *Envisioning Self and Status: Self-Representation in the Low Countries 1400–1700* (Hull 1999), 255–285, unter [http://www.egodocument.net/pdf/Egodocuments\\_in\\_the\\_Netherlands.pdf](http://www.egodocument.net/pdf/Egodocuments_in_the_Netherlands.pdf), Zugriff: 1.5.2013.

52 Susanne zur Nieden, *Alltag im Ausnahmezustand. Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943 bis 1945*, Berlin 1993.

53 Die Feldpostsammlung Berlin archiviert aktuell 67 Tagebuchbestände aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, drei davon wurden von Frauen verfasst.

ten im Holocaust betont.<sup>54</sup> Christa Hämmerle hat zuletzt für alle Formen von Selbstzeugnissen in der Situation „totaler Kriege“ den Aspekt des „govern oneself [...] not to lose self-control and self-evidence despite all the catastrophes around“ hervorgegriffen.<sup>55</sup>

Geänderte Lebensumstände führten auch zu Neudefinitionen der materiellen Rahmungen von diaristischen Formen. Oft wurde dabei auf Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs zurückgegriffen, die zuvor eine andere Funktion erfüllt hatten. So schrieb eine Müllerin aus Niederösterreich in ein vorgedrucktes Wirtschaftsbuch, in dem sie 1941 Geschäftsgänge ihres Betriebes festgehalten hatte, ab Juni 1945 persönliche „Aufschreibungen“ ein, wobei sie die dabei angesprochenen Themen im Laufe der Zeit sukzessiv erweiterte. Eines davon war die Erinnerung an ihren im Krieg vermissten Sohn.<sup>56</sup>

In totalitären Situationen wie der Gefangenschaft in einem Konzentrationslager konnte auch nicht mehr auf Alltagsgegenstände zurückgegriffen werden, vielmehr war es lebensgefährlich, sich Schreibmaterialien überhaupt zu beschaffen.<sup>57</sup> Aufzeichnungen wie die auf losen Papierfetzen festgehaltenen fragmentarischen Notate einer Wienerin im KZ Terezín/Theresienstadt<sup>58</sup> bezeugen eindrücklich die völlige Auflösung zivilgesellschaftlicher Ordnungen auch auf den materiellen Ebenen von Selbstzeugnissen.

### 3. Unterschiedliche Ebenen diaristischer Materialitäten

Jeder Textträger hat verschiedene materielle Ebenen wie das Papier, die Schrift, die Beilagen, Deckblätter – und auch die Umgebung, in der er aufbewahrt wurde oder wird. Anhand der exemplarisch gewählten Aspekte ‚Geheimnis‘ und ‚Selbst-Re/Präsentationen‘, die sie unterschiedlich queren können, werden diese einzelnen Ebenen im Folgenden schlaglichtartig besprochen.

54 Vgl. Alexandra Barbarini, *Numbered Days. Diaries and the Holocaust*, New Haven/London 2006. Zur Komplexität der „Traumatic Cultural Memory“ („Remember to Forget“) siehe u. a. Julia Epstein u. Lori Hope Lefkowitz, *Shaping Losses. Cultural Memory and the Holocaust*, Urbana/Chicago 2001 (Zitat 186); Ulrich Baer Hg., „Niemand zeugt für den Zeugen“. *Erinnerungskultur nach der Shoah*, Frankfurt a. M. 2000.

55 Hämmerle, *Instrumentalisation*, wie Anm. 51, 276.

56 Theresia Vogt (geb. 1901), SFN NL 12. Dazu Ulrich Schwarz, *Die „Tagesaufschreibungen“ der Theresia Vogt. Von der Verwandlung einer Buchführung im ländlichen Niederösterreich (1945–1950)*, in: Gerhalter/Hämmerle, *Krieg*, wie Anm. 12.

57 Vgl. Renata Laqueur, bearb. von Martina Dreisbach, *Schreiben im KZ. Tagebücher 1940–1945*, Hannover 1991. Weiterführend dazu zuletzt Beiträge der Konferenz „Her Story“. *Transference Methods of Women's Biographies and Autobiographies from the Holocaust* im März 2013 an mehreren Orten in Israel, unter <http://www.womenandtheholocaust.org>, Zugriff: 1.5.2013.

58 Vgl. Emilie Wehle (geb. 1873), SFN NL 21 I.

### 3.1 Tagebücher als materialisierte Geheimnisse?

„Das Wort Tagebuch ist im allgemeinen Verständnis nahezu ein Synonym für Geheimnis“,<sup>59</sup> was seine materielle Entsprechung in dem Schloss von „Fertigtagebüchern“ findet. Optisch weniger augenfällig, aber in derselben Absicht angebracht, sind die von Jugendlichen häufig auf den ersten Innenseiten formulierten Bannsprüche wie „Tagebuch bitte nicht lesen! Bei Deiner Würde“,<sup>60</sup> die in den Archivbeständen vorwiegend seit Mitte des 20. Jahrhunderts zu beobachten sind. Die tatsächliche Handhabe von Tagebüchern war und ist freilich vielfältig, so wurden sie beispielsweise speziell unter Freundinnen weitergegeben, um ihre Beziehungen zu etablieren oder zu festigen.<sup>61</sup>

Versperbare Bücher können als Minimalvariante von ‚A Room of One’s Own‘ verstanden werden, oder zumindest als eine – durch das Schloss sichtbar gemachte – Willensbekundung dazu. Paradoxerweise ist hier aber auch ein Moment der Disziplinierung verborgen: Hauptsächlich Mädchen aus dem Bürgertum (die bis in das 20. Jahrhundert hinein ohnedies auf die häusliche Sphäre beschränkt agieren sollten) wurden mittels dieser modischen Gegenstände dazu angeleitet, sogar ihre Gedanken in den Zwischenraum zweier Buchdeckel zurückzuziehen – wo diese von den Erziehungsberechtigten dann auch leicht kontrolliert werden konnten.<sup>62</sup> Zudem erforderte die sachgemäße Handhabe der ‚geheimen‘ Tagebücher, sie – samt dem Schlüssel – gut aufzubewahren, da eine sich sonst selbst daraus ausschließen konnte, wie eine Internatsschülerin in Sachsen 1920 schilderte: „Nun habe ich mehrere Tage nicht in mein liebes Tagebuch schreiben können, denn ich hatte den Schlüssel zu demselben verloren, nun habe ich ihn wieder.“<sup>63</sup>

Gibt es Inhalte zu bewahren, umfassen die materiellen Ebenen des Diaristischen also auch die Schreib- und Aufbewahrungsorte,<sup>64</sup> was sich in Kriegszeiten wiederum drastisch zeigte. Ungeschützte Aufzeichnungen konnten zur Lebensbedrohung werden, etwa im Zuge von Kontrollen durch Gestapo-Angehörige, wovon eine Wienerin bei der Übergabe ihrer Aufzeichnungen an das Wiener Stadt- und Landesarchiv 1975 berichtete.<sup>65</sup> Eine junge Linzerin beschrieb bereits in ihrem Tagebuch, dieses während der

59 Nicole Seifert, *Von Tagebüchern und Trugbildern. Die autobiographischen Aufzeichnungen von Katherine Mansfield, Virginia Woolf und Sylvia Plath*, Berlin 2008, 64.

60 Helga M. Frey (geb. 1940), Jänner 1955, SFN NL 68.

61 Vgl. Rebecca Anne Steinitz, *Shared Secrets and Torn Pages: Diaries and Journals in Nineteenth-Century British Society and Literature*, Berkeley 1997.

62 Vgl. dazu u. a. Arianne Baggerman, *Lost Time: Temporal Discipline and Historical Awareness in Nineteenth-Century Dutch Egodocuments*, in: dies./Dekker/Masuch, *Time*, wie Anm. 33, 455–541.

63 Thea H. (geb. 1907), 30. März 1920, WKBA 2918.

64 Vgl. Arno Dusini, ... im Leben blättern ... Das Tagebuch als materialisierte Zeit, in: Gold u. a., *Tagebuch*, wie Anm. 2, 97–99, 99.

65 Vgl. Begleitbrief aus dem Jahr 1975 von Margaret Jagoda (pers. Daten unbekannt) zur Abschrift ihres Tagebuches, WStLA 3.15.A1 77.

Kriegsdienstverpflichtung in Wien (gemeinsam mit den „Dokumenten und Schmucksachen“) wegen ihrer durch Fliegerangriffe unsicher gewordenen Wohnsituation immer in ihrer Handtasche mit sich zu führen: „Das hat freilich auch einen Haken, denn mit diesen Blättern trage ich mein Todesurteil mit mir.“<sup>66</sup> Für eine Wiener Gastwirtin schließlich stand in der Schilderung von Plünderungen im April 1945 das Öffnen ihres Tagebuchs durch Fremde für die Zerstörung ihres Wohnbereichs: „[M]ein Privatschreibtisch wurde aufgebrochen, Zigaretten u. Seife gestohlen, Tagebuch gelesen, ebenso alte Briefe aus einer versperrten Kasette.“<sup>67</sup>

Auf der Ebene der Schrift bestehen bereits während des Schreibens durch Codierungen, durch die Verwendung von (mehr oder weniger) geheimen Schriftzeichen oder schlichtweg durch inhaltliche Auslassungen Möglichkeiten zu Geheimhaltungen, deren lange Tradition bereits berühmte und mitunter phantasievolle Exempel aus der Literaturgeschichte belegen. Interessanterweise verschlüsselten jugendliche Schreiberinnen im 20. Jahrhundert trotz der handfesten Verschlößbarkeit ihrer Einträge mit einem Schloss weiterhin Passagen davon zusätzlich schriftlich. Eine 15-jährige Gymnasiastin aus Wien verbarg etwa in Kurzschrift nähere Angaben dazu, was denn bei einer Tanzveranstaltung in den Sommerferien 1937 nun genau „sehr schön“ gewesen war, im Herbst 1938 dann den Grund dafür, nicht beim „Bund Deutscher Mädels“ aufgenommen worden zu sein.<sup>68</sup>

Durch das spätere Ausstreichen oder Überkleben von Passagen oder das Herausschneiden von Seiten- bis hin zu ganzen Buchteilen konnte einst Festgeschriebenes auch noch nachträglich geglättet oder entfernt werden.<sup>69</sup> Als Spuren bleiben diese – nun unlesbaren – Textstellen dennoch Teil des Textes<sup>70</sup> und verweisen damit auf die Prozesshaftigkeit als einen weiteren Aspekt des Führens von Tagebüchern, die geschrieben und aufbewahrt, aber darüber hinaus auch gelesen, kommentiert, weiter- und umgestaltet werden.

### 3.2 *Tagebücher als gegenständliche Selbst-Re/Präsentationen?*

Die Prozesshaftigkeit der Inhalte von Tagebüchern weist nun weiters direkt auf deren Funktionen als Medien der Selbst-Re/Präsentationen hin. Als Erweiterungen von geschriebenen Tagebuchtexten sind dazu neben Zeichnungen häufig papierene Einlagen wie Korrespondenzstücke, Eintrittskarten, Zeitungsausschnitte oder zusätzlich eingelegte Tagebuchteile zu

66 Anonyme Schreiberin (pers. Daten unbekannt), Anfang 1945, WStLA 3.15.A1 302.

67 Marianne Raft-Marwil (pers. Daten unbekannt), 23. April 1945, WStLA 3.15.A1 28a.

68 Hertha Bren (geb. 1922), SFN NL 41.

69 Solche Praktiken sind bereits im 17. Jahrhundert nachzuweisen. Vgl. Meise, *Ich, wie Anm.* 28, 152–154. Zu Formen der Selbstzensur siehe auch Nikola Langreiter, *Nachbemerkungen – Wetti Teuschls Tagebuch als kulturwissenschaftliches und historisches Material*, in: dies. Hg., *Tagebuch von Wetti Teuschl (1870–1885)*, Köln/Weimar/Wien 2010, 151–194, 159–162.

66 70 Vgl. Holm, *Montag*, wie Anm. 2, 39.

finden, vorzugsweise bei Mädchen und Frauen zudem gepresste Blumen, Textilstoffproben oder Büschel von Haaren von Verwandten, Geliebten oder Freundinnen.<sup>71</sup>

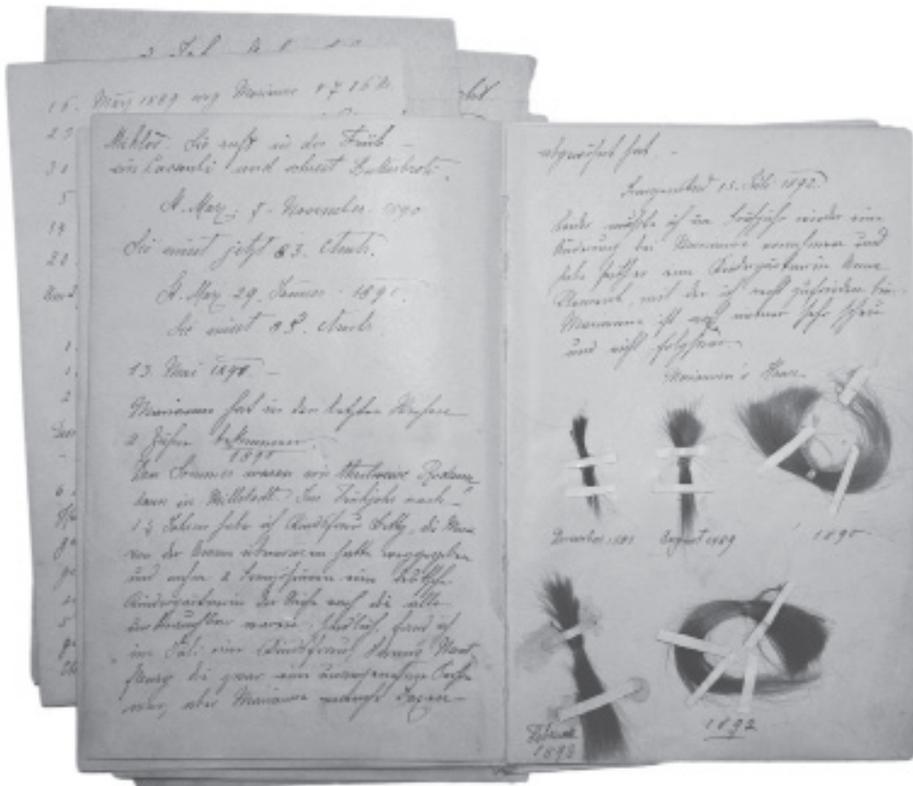


Abb. 3: ‚Muttertagbuch‘ von Elsa Dittel von Wehrberg für die Tochter Marianne mit deren Haarlocken von 1888 bis 1892<sup>72</sup>

Tagebücher aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts enthalten zudem manchmal frühe Belege von Privatfotografien sowie die Beschreibung von deren Entstehung. So berichtete eine Lehramtskandidatin zu Weihnachten 1907 von der Fotoausrüstung samt Dunkelkammer, die ihr Vater, ein Wiener Volksschuldirektor, für die Familie angeschafft habe. Am Dreikönigstag 1908 klebte sie bereits das erste Ergebnis davon in das Tagebuch ein.<sup>73</sup>

71 Rosa Zimerits (geb. 1932) fügte in ihr während einer „Kinderlandverschickungs“-Aktion 1944 und 1945 geführtes Buch Haarlocken der besten Freundin ein. Doku, Sig. Zimerits.

72 WStLA 3.5.13 1.2.

73 Vgl. Josefina Stegbauer (geb. 1889), SFN NL 104. Vgl. dazu auch Li Gerhalter, „Erika hätte so gern ein Bild von Koch.“ Materielle Erinnerungskulturen in Mädchenschulen in Österreich und Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Genre & Histoire. La revue de l'Association Mnémosyne, 8 (2011), unter <http://genrehistoire.revues.org/1153>, Zugriff: 1.5.2013, 1–30, 15–17.

Aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts werden nun zunehmend Reisedokumentationen archiviert. Diese teilweise enorm umfangreichen Aufzeichnungen<sup>74</sup> funktionieren vorrangig durch ihre materielle Vielschichtigkeit;<sup>75</sup> die repräsentativen optischen Gestaltungen verweisen auf ein mögliches Lesepublikum, was auch in der Tradition der historischen Reiseberichterstattung steht.<sup>76</sup> Genretheoretisch zeigt sich anhand aller die Buchstruktur erweiternden Souvenirs die Offenheit der Textform Tagebuch,<sup>77</sup> die auch damit zu einer hybriden Gattung wird.

Zeitlich starke Veränderungen und Moden sind zu guter Letzt auf der Ebene der Deckblätter und Einbände von Tagebüchern nachvollziehbar. Vor allem aus dem späten 19. Jahrhundert, als sich die gebundene Buchform für diaristische Aufzeichnungen durchgesetzt hat, liegen aufwändige Deckblattgestaltungen vor; das Buch einer Wiener Bürgertochter aus 1885 trägt beispielsweise ein Emblem mit der Gravur ihrer Initialen.<sup>78</sup>

Überzeitlich zu beobachten sind nachträgliche Nummerierungen von Tagebuchbänden durch die Schreiberinnen, zumeist verbunden mit der Deklaration der darin beschriebenen Zeiträume. Diese rückblickenden chronologischen Systematisierungen der Aufzeichnungen erzeugen insgesamt einen einheitlichen ‚Korpus‘, der nicht weniger vorgibt als eine Vollständigkeit des ‚archivierten Ichs‘.<sup>79</sup> Insbesondere feministische Theoretikerinnen haben die ‚Kontingenz‘, ‚Vielstimmigkeit und Disparität von Ich-Entwürfen‘ sowie von ‚Subjektvorstellungen‘<sup>80</sup> herausgearbeitet, die Diaristinnen beim Schreiben entwickeln.<sup>81</sup> Dieses vielgestaltig konstruierte diaristische ‚Ich‘ erhält durch die spätere Strukturierung seiner materiellen Erscheinungsform, der Bücher, die durch die Bezifferung zu einer abgeschlossenen Serie werden, eine vermeintlich einheitliche Rahmung.

74 Die Büroangestellte Elisabeth Müller (geb. 1914) aus Innsbruck dokumentierte etwa zwischen 1939 und 1993 in 61 Bänden Reisen in 29 Länder in Europa, Nordafrika und Asien. Die Bücher enthalten u. a. ca. 4.900 Fotografien. SFN NL 176.

75 Vgl. Hans Erich Bädcker, Arnd Bauerkämper u. Bernhard Struck Hg., *Die Welt erfahren. Reisen als kulturelle Begegnung von 1780 bis heute*, Frankfurt a. M./New York 2004; Philip Bracher, Florian Hertweck u. Stefan Schröder, *Dinge in Bewegung. Reiseliteraturforschung und Material Culture Studies*, in: dies., *Materialitäten*, wie Anm. 26, 9–24.

76 Vgl. dazu u. a. Gabriele Habinger, *Frauen reisen in die Fremde. Diskurse und Repräsentationen von reisenden Europäerinnen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert*, Wien 2006.

77 Vgl. Holm, Montag, wie Anm. 2, 26.

78 Vgl. Josefine Berger, wie Anm. 15.

79 Meise, Ich, wie Anm. 28.

80 Hämmerle, Ort, wie Anm. 20, 29.

81 Vgl. dazu Hämmerle, *Diaries*, wie Anm. 3; oder Culley, *Introduction*, wie Anm. 36, 217: „It is a paradox that the process whose frequent goal is to establish self-continuity involves at its heart a dislocation from the self, or a turning of subject into object. [...] this [is a] kind of ‚double consciousness‘, as the self stands apart to view the self.“

### 3.3 Materialitäten sekundärer Tagebuchtexte

Eine Form des Arbeitens am ‚diaristischen Ich‘, die zugleich die Aspekte ‚Geheimnis‘ und ‚Re/Präsentation‘ enthalten kann, ist das Ab- oder Umschreiben von Tagebuchtexten auf neuen Textträgern – sowohl durch die Schreibenden selbst als durch andere Personen. In jedem Fall wurden diese sekundären Versionen für bestimmte Zwecke angefertigt und konkret adressiert, etwa an bestimmte Personen wie den Verlobten<sup>82</sup> oder an das Familiengedächtnis.<sup>83</sup> Im Prozess des Abschreibens von Tagebuchtexten finden jene Transformationen statt, die allgemein die aktuellen Editionswissenschaften beschäftigen: Die „stofflichen Aspekte der Schrift wie auch der Überlieferung als Ganzes [entziehen sich dabei] der durch das Druckmedium vorgegebenen Linearierung zu Fließtext, der Normierung und der Reduktion auf das erweiterte lateinische Alphabet.“<sup>84</sup>

Dieser Punkt soll hier besonders stark gemacht werden, da Selbstzeugnisse auch in Archiven häufig nicht als originale Handschriften vorliegen.<sup>85</sup> Das trifft speziell auf Sammlungen zu, die einen bestimmten inhaltlichen Fokus verfolgen, wie am Bestand Historische Kommission (Kommission 45) im Wiener Stadt- und Landesarchiv exemplarisch gezeigt werden kann. Die mehr als 300 auto/biographischen Aufzeichnungen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, die 1955 und in den 1970er-Jahren per Aufruf der Bürgermeister gesammelt wurden,<sup>86</sup> enthalten insgesamt 18 Tagebuchtexte von Frauen. Davon liegt nur ein Kalender im Original vor; die 17 anderen sind vier hand- sowie 13 maschinengeschriebene Abschriften, deren Inhalte zudem stark auf Kriegsgeschehnisse im Frühjahr 1945 bezogen sind. Das ‚Eindampfen‘ sowohl der Materialität wie auch der Inhalte der Handschriften wurde in einigen Fällen auch von den Schreiberin-

82 Vgl. die 1933 von der Studentin Ruthilt Lemche (wie Anm. 17) gefertigte Abschrift ihrer Bücher von 1922 bis 1930.

83 Vgl. die 1975 von der Musikerin Therese Lindenberg (geb. 1892) angefertigte Abschrift ihrer Bücher aus dem Zweiten Weltkrieg, SFN NL 3 I. Siehe dazu Christa Hämmerle u. Li Gerhalter Hg. unter der Mitarbeit von Ingrid Brommer u. Christine Karner, *Apokalyptische Jahre. Die Tagebücher der Therese Lindenberg 1938 bis 1946*, Wien/Köln/Weimar 2010.

84 Thorsten Ries, „Materialität“? Notizen aus dem Grenzgebiet zwischen editorischer Praxis, Texttheorie und Lektüre. Mit einigen Beispielen aus Gottfried Benns „Arbeitsheften“, in Schubert, *Materialität*, wie Anm. 5, 159–178, 161.

85 Als frühes Beispiel etwa die posthum angefertigte Abschrift des Tagebuchs der Gräfin Maria Josepha Eleonora Hohenwart (geb. 1720) von 1770 bis 1798. ÖStA, Sig. Familienarchiv Hohenwart. Dazu auch Benigna von Krusenstjern, *Schreibende Frauen in der Stadt der Frühen Neuzeit*, in: Daniela Hacke Hg., *Frauen in der Stadt. Selbstzeugnisse des 16.–18. Jahrhunderts*, Ostfildern 2004, 41–58, 54f. Wie ich darstellen konnte, setzte sich auch die seit dem Zweiten Weltkrieg verschwundene Sammlung des Wiener Forschungsteams der Jugendpsychologin Charlotte Bühler aus getippten Abschriften zusammen. Li Gerhalter, *Zwei Quellenfunde, k/ein Archiv. Die Tagebuchsammlung des Wiener Forschungsteams von Charlotte Bühler*, in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit*, 10, 2 (2010), 53–72.

86 Grob verzeichnet in: *Wiener Geschichtsblätter*, 32, Sonderheft 2 (1977) und 36, Beiheft 2 (1981).

nen selbst angesprochen: „[...] wenn ich alles hier niederschreiben müsste, würde es ein Buch mit unzähligen Seiten werden, ich nahm nur Teile von meinem Tagebuch heraus.“<sup>87</sup>

Neben dem Eigennamen<sup>88</sup> und der Datumsangabe ist als Effekt der ‚Authentizität‘ gerade von Tagebüchern wohl die Handschrift zu zählen, die in den sekundären Textversionen jedoch (zumeist) verschwindet. Die Glaubwürdigkeit wird den Quellen stattdessen durch die Autorität des Archivs verliehen, dem gegenüber sich die Schreiberinnen und Schreiber verpflichten: „Alles hier Beschriebene ist amtlich belegbar im Falle dies nötig ist.“<sup>89</sup>

Die getippten oder später dann mit Personal Computer angefertigten (Ab-)Schriften zeugen schlussendlich von der Technisierung der Privathaushalte im Laufe des 20. Jahrhunderts sowie von bestimmten – geschlechterspezifisch unterschiedlich verbreiteten – Fertigkeiten wie dem Maschinenschreiben. Beide sind nicht zuletzt Grundlagen der sich aktuell rasant entwickelnden virtuellen Sphäre, die in Form von Weblogs auch das Thema Materialitäten des Diaristischen betrifft.<sup>90</sup> Wo diese Praxis hinführen wird, ist – auch aus archivischer Sicht – derzeit spannenderweise offen.

Als weiterführende Forschungsfrage wäre es in diesem Zusammenhang jedenfalls interessant, systematisch zu vergleichen, wie der jeweilige Sammelfokus einzelner Archive für auto/biographische Dokumente<sup>91</sup> (neben den Inhalten) auch darauf Einfluss nimmt, welche materiellen Erscheinungsformen hier ‚erhalten‘ bleiben. Ob, auf welche Weise und in welchem Umfang bestimmte Genres den Weg in Archive finden, beeinflusst schließlich – wie auch in diesem Text – nicht zuletzt die wissenschaftliche Tradierung von Genreinschätzungen.<sup>92</sup>

87 Brief der Pferdefuhrwerkerin Elisabeth Horak (pers. Daten unbekannt), WStLA 3.15.A1 158.

88 Vgl. Philippe Lejeune, *Der autobiographische Pakt*, Frankfurt a. M. 1994 (Orig. 1975), 13–54.

89 Elisabeth Horak, wie Anm. 87.

90 Als Überblick Tine Nowak, *Vom Blatt zum Blog. Der Medienamateur und das digitale Tagebuch*, in: Gold u. a., *Tagebuch*, wie Anm. 2, 51–63.

91 Grob unterschieden werden kann hier (abgesehen von Institutionen hegemonialer Erinnerungspraktiken, die Dokumente von bestimmten Personengruppen aus definierten Öffentlichkeiten sammeln) nach dem Fokus auf 1) bestimmte Inhalte oder zeitliche Perioden wie etwa im Walter Kempowski Biographiearchiv, in der Feldpostsammlung Berlin oder dem Bestand Historische Kommission im Wiener Stadt- und Landesarchiv, 2) bestimmte Genres wie etwa in der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen oder im Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen oder 3) Provenienzen wie in der Sammlung Frauennachlässe, vgl. Anm. 12.

92 Zur Überlieferung und den vielfältigen Motivationen, persönliche Dokumente an öffentliche Archive zu geben, siehe mehrere Beiträge von Christa Hämmerle oder Li Gerhalter, zuletzt etwa Li Gerhalter, „Quellen für die Frauen- und Geschlechtergeschichte haben wir auf jeden Fall benötigt“: Die Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte, in: Hubert Szemethy u. a. Hg., *Gelehrte Objekte? Wege zum Wissen. Aus den Sammlungen der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien*, Wien 2013, 122–141, 131.

#### 4. Zusammenfassung

Die Form der Textträger diaristischer Aufzeichnungen von Mädchen und Frauen unterlag im 20. Jahrhundert verschiedenen Moden und Konventionen, für die auch eine Auswahl vorgefertigter und vorgeformter Medien zur Verfügung stand, die auch Teil bürgerlicher Geschenkkulturen wurden. Das wirkmächtigste Objekt war und ist dabei das versperbare Mädchentagebuch. Wie anhand eines Samples von 63 Jugendtagebuch-Beständen aus dem Zeitraum von 1870 bis 1984 gezeigt werden konnte, war diese industriell produzierte Schreibunterlage jedoch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts weit weniger in Gebrauch, als gemeinhin angenommen wird.

Unter der Voraussetzung der Verfügbarkeit bot die Wahl der Textträger den Schreiberinnen die Möglichkeit, geschlechtsspezifische Erwartungen zu erfüllen – oder aber diese abzulehnen und sich in umformulierten Anwendungs- und Gestaltungsvarianten individuell auszudrücken. Häufig erweitert wurden etwa Haushaltsbücher und ‚Müttertagebücher‘, an deren Verbreitung durch verschiedene Institutionen nicht zuletzt gesellschaftspolitische Interessen geknüpft waren.

Schließlich zeigt sich in der engen Verwobenheit von Inhalt, Form und Material von Tagebüchern – sowie dem (nachträglichen) Umgang damit – die Vielseitigkeit und Prozesshaftigkeit auto/biographischer Praktiken, die sowohl historisch als auch im Laufe des Lebens einer Schreiberin veränderbar sind. Um diese möglichen Veränderungen wissenschaftlich herausarbeiten zu können, empfiehlt es sich, die Definition davon, was denn nun ‚Tagebuchaufzeichnungen‘ sein können, wie auch die Einschätzung, auf welchen Schreibunterlagen diese zu finden wären, in der Quellenauswahl vorerst möglichst offen zu halten. Aussichtsreich scheint dazu nicht zuletzt die Auswertung unveröffentlichter Bestände, die von zahlreichen Spezialarchiven und -sammlungen für auto/biographische Dokumente inzwischen auch in großem Umfang bereitgestellt werden.



## Extra

### **Gendered Silences, Gendered Memories: New Memory Work on Islamized Armenians in Turkey**

Ayşe Gül Altınay<sup>1</sup>

Since 2004, at least 17 books (across the genres of memoir, fiction, oral history, history, and historiography) have been published in the Turkish language on the Islamized Armenian survivors of the 1915 genocide and the (post)memories of their “Muslim” grandchildren. This emerging body of memory work poses significant challenges to Turkish national self-understanding, the official politics of genocide denial as well as to the growing scholarship on 1915. It also calls for a critical analysis of the nine decades of silence on Islamized Armenians in all historiographies. This article aims to discuss the need for a feminist perspective to make sense of both this silence and the recent process of unsilencing.

In what follows, I first provide a brief overview of the emerging literature on the predicament of the Ottoman Armenians who survived the 1915 genocide through (forced) Islamicization and the (post)memories of their grandchildren. Since the main concern of this article is the major historical silence that this new memory literature has unravelled rather than the literature itself, I will confine myself to a general overview except for a brief discussion of the groundbreaking memoir “Anneannem” [My Grandmother]. In the second section, I examine the making of the historical silence on Islam-

1 This work derives from earlier work with Fethiye Çetin and Yekta Türkyılmaz and has been developed in the context of the project “Gendered Memories of War and Political Violence” with Andrea Petö, in the framework of the CEU-Sabancı University Joint Academic Initiative. Versions of this article have been presented at the Middle East Studies Association Annual Meeting (2009), Hrant Dink Memorial Workshop (2009), and Gendered Memories of War and Political Violence Conference (2012) as well as at various universities in Europe and the USA. I am grateful to all comments and criticism I have received in these presentations. I would also like to thank Gabriele Jancke for her very constructive comments and encouragement and the editors and two anonymous reviewers of “L’Homme” for their helpful criticism.

ized Armenians and how nationalist and post-nationalist scholarship on 1915 has approached this group of survivors. In the third section, I analyse the gendered aspects of both the predicament of Islamized Armenians and their historical silencing in society and scholarship. In my concluding remarks, I argue for the need to work at the intersections of gender studies and post-nationalist genocide studies in order to develop a nuanced understanding of the historical (un)silencing of Islamized Armenians.

## 1. The 'Discovery' of Armenian Grandmothers and Grandfathers

“How can our albums and archives gesture toward what has been lost and forgotten, toward the many lives that remain obscured, unknown and unthought?” asks Marianne Hirsch in her latest book on postmemory.<sup>2</sup> In the past decade, a number of creative responses to this question have surfaced in Turkey with regard to the “obscured, unknown and unthought” lives of Ottoman Armenians who survived the massacres and death marches of 1915 by converting to Islam and taking on Turkish, Kurdish, or Arabic names. Although it is impossible to know the exact figures, the estimates of those who survived the 1915 genocide through conversion to Islam are around 200,000.<sup>3</sup> If this figure is accurate, it would imply that several million Muslims in Turkey today are in some way affiliated (as children, grandchildren, nieces, nephews, in-laws etc.) with converted Armenian survivors. Yet, sheer numbers are not enough to disturb deep nationalist silences. Before discussing the historical dynamics behind these lives becoming “obscured, unknown and unthought”, I would like to provide an overview of the ongoing moment of uncovering, getting to know, and making intelligible.

I have argued elsewhere that 2005 was a turning point in the debate on 1915 in at least two ways. Firstly, for the first time in Republican history, a national public debate, with genuinely different perspectives, on 1915 and the fate of Ottoman Armenians emerged. Secondly, it became recognised that a significant number of Armenians had survived the massacres and death marches of 1915 by converting to Islam.<sup>4</sup> As Armenians in Armenia and across the diaspora were organizing events commemorating the 90<sup>th</sup> anniversary of the genocide, a small group of academics in Turkey prepared to host the first critical academic conference on 1915. After much public controversy, the conference was finally held

---

2 Marianne Hirsch, *The Generation of Postmemory: Writing and Visual Culture After the Holocaust*, New York 2012, 247.

3 Cf. Taner Akçam, *A Shameful Act: The Armenian Genocide and the Question of Turkish Responsibility*, trans. by Paul Bessemer, New York 2006, 183; Sefa Kaplan, 1915'te Ne Oldu? [What Happened in 1915?], İstanbul 2005, 107f. (Interview with Etyen Mahçupyan).

4 Cf. Ayşe Gül Altınay, *In Search of Silenced Grandparents: Ottoman Armenian Survivors and Their (Muslim) Grandchildren*, in: Hans-Lukas Kieser and Elmar Plozza eds., *Der Völkermord an den Armeniern, die Türkei und Europa – The Armenian Genocide, Turkey and Europe*, Zürich 2006, 117–132.

in September 2005 at Istanbul Bilgi University. Although its full title was “Ottoman Armenians during the Demise of the Empire: Responsible Scholarship and Issues of Democracy”, the conference was referred to as the Genocide Conference in the mainstream media.<sup>5</sup> A key panel, titled “Tales of Tragedy and Escape”, included Fethiye Çetin, a human rights lawyer whose book “Anneannem” had become a bestseller in the previous year, and İrfan Palalı, a surgeon who had recently published a novel titled “Tehcir Çocukları: Nenem bir Ermeniymiş” [The Children of Tehcir: My Grandmother turned out to be an Armenian...] based on his Armenian grandmother’s story.<sup>6</sup> Both grandmothers had survived the catastrophe of 1915 as children aged eight or nine. They were adopted by Muslim families, were given Turkish names, and ‘passed’ as Muslims for the rest of their lives.<sup>7</sup>

By the time the conference panel took place, drawing a large and engaged audience, Fethiye Çetin’s memoir “Anneannem” had already raised significant public interest going through five editions in its first six months. As of August 2013, it is in its tenth edition and continues to be read and discussed widely, not only in Turkey, but also internationally through its translations into Arabic, Western Armenian, Eastern Armenian, Bulgarian, Dutch, English, German, Greek, French, Italian, and Polish.

The book starts with the grandmother’s funeral. We read how Fethiye Çetin bursts out when her grandmother’s parents are named as Hüseyin and Esmâ: “But that’s not true! Her mother’s name wasn’t Esmâ; it was İsguhi! And her father wasn’t Hüseyin, but Hovannes!”<sup>8</sup> Hence, at the outset, we are confronted with the first public outburst of a grandchild against the “obscuring” of the Armenian names of her beloved grandmother and her parents. The moment of death marks the beginning of the process of reckoning with a violent past and its ongoing effects.

The book moves between three intersecting storylines. The first is the narrative of Heranush/Seher, as conveyed by her granddaughter, on Armenian life in the village of Habab<sup>9</sup> before 1915, on the death march of 1915, and on Heranush’s journey to become-

5 Cf. Fahri Aral ed., *İmparatorluğun Çöküş Döneminde Osmanlı Ermenileri: Bilimsel Sorumluluk ve Demokrasi Sorunları* [Ottoman Armenians during the Demise of the Empire: Responsible Scholarship and Issues of Democracy], İstanbul 2011.

6 Fethiye Çetin, *Anneannem* [My Grandmother], İstanbul 2004; İrfan Palalı, *Tehcir Çocukları: Nenem Bir Ermeniymiş...* [The Children of Tehcir: My Grandmother turned out to be an Armenian...], İstanbul 2005. Although the earliest example of this body of literature was Serdar Can’s “Nenemin Masalları” [My Grandmother’s Tales] (İstanbul, 1991), it had only reached a limited audience.

7 My own presentation at the conference also focused on Islamized Armenians through an analysis of “Anneannem” and its reception. In the same year, Fethiye Çetin and I started doing in-depth interviews with other “Muslim grandchildren” with Armenian grandparents, which culminated in our co-authored book in 2009, see Ayşe Gül Altınay and Fethiye Çetin, *Torunlar* [Grandchildren], İstanbul 2009. “Torunlar” is based on the reflections of 25 grandchildren on the lives of their Islamized Armenian grandmothers and grandfathers as well as their own lives as grandchildren.

8 Fethiye Çetin, *My Grandmother: A Memoir*, trans. by Maureen Freely, London 2008, 2.

9 Historically (and colloquially) known through its Armenian name Habab or Havav, Heranush’s village is currently named Ekinözü and is located in the Elazığ province in Eastern Turkey.

ing Seher first as the adopted daughter of an Ottoman corporal and then as the wife of a Muslim man from the neighbouring town of Maden with whom she has five children. The second storyline is that of the author telling us about her grandmother's life and relations with different members of the family. The third storyline is Fethiye Çetin's own struggle with the story of her grandmother, her unsuccessful efforts to establish a relationship with her grandmother's Armenian family in the US while Heranush/Seher is alive, her protest at the funeral, and finally, her trip to New Jersey to visit the graves of her grandmother's parents and to meet the American members of the Gadarian family. The last photograph, which is also on the cover of the book, portrays the graves of Ovannes and Esquhe Gadarian with the pink roses brought to them by Fethiye Çetin, who asked for their "forgiveness" when she placed the roses at their graves.

Çetin's story would inspire others to "ask for forgiveness" as well. A columnist in a popular daily, *Milliyet*, for instance, wrote an essay in 2006 titled "I apologize!" extending an apology for what had happened to Armenians in 1915 after having read "Anneannem": "stories can do what large numbers or convoluted concepts cannot do [...]. Concepts are cold, stories can touch you inside."<sup>10</sup> My own presentation at the critical conference on Ottoman Armenians in 2005 discussed "Anneannem" as a powerful example of what Hannah Arendt had called "critical storytelling", a kind of storytelling that (in Lisa Disch's terms) "serves not to settle questions but to *unsettle* them and to inspire spontaneous critical thinking in its audience"<sup>11</sup> and becomes a powerful tool in confronting totalitarian narratives.

For Fethiye Çetin, the critical storytelling that materialized in the book has a long and troubled personal history. Fethiye remembers her years in military prison after the 1980 coup d'état where she faced weeklong torture, daily beatings and solitary confinement because she would not reveal anyone else's name of her leftist organization or because she refused to partake in the militarist rituals of prison life. And yet, she says, "when I was telling my friends in prison about my grandmother, I would speak in a whisper."<sup>12</sup> For years, a "socialist revolution" was more imaginable to her than a public sharing of her grandmother's story of survival. Marianne Hirsch's generative concept of "postmemory" tackles the relationship that "the generation after" has with "the personal, collective, and cultural trauma of those who came before – to experiences they 'remember' only by means of the stories, images, and behaviors among which they grew up. But these experiences were transmitted to them so deeply and affectively as to seem to constitute memories in their own right."<sup>13</sup> In the case of Fethiye Çetin, the fears, anxieties, and careful silences that shaped the stories of her grandmother had obviously

10 Tuba Akyol, *Özür Dilerim*, [I Apologize], *Milliyet Pazar*, March 25, 2006, at: <http://www.milliyet.com.tr/2006/03/25/pazar/yaztuba.html>.

11 Lisa J. Disch, *More Truth Than Fact: Storytelling as Critical Understanding in the Writings of Hannah Arendt*, in: *Political Theory*, 21, 4 (1993), 665–694, 665.

12 Personal communication with Fethiye Çetin, May 2012.

13 Hirsch, *Generation*, see note 2, 5.

left deep marks on the postmemories of the “revolutionary” granddaughter. The transformation of these postmemories into publicly shared stories would take almost thirty years, culminating in the publication of “Anneannem” in November 2004, only months before the 90<sup>th</sup> anniversary of 1915.

As I have noted earlier, 2005 marked a turning point in the Turkish public debate on 1915. Since 2005, the stories of Islamized Armenian survivors have become publicly visible through memoirs, novels, documentary films, theatre plays<sup>14</sup> as well as historical and anthropological research.<sup>15</sup> With at least 17 books published on Islamized Armenians, we can consider it as a “moment of public discovery” regarding the presence and cultural legacy of Islamized Armenians. Using Marianne Hirsch’s terminology, we can also conceptualize it as a moment of “postmemory” when second and third generation family members use a variety of different forms to express their (post)memories, challenging the historical silence on Islamized Armenians through an affective engagement with their own family “albums and archives”.

In November 2013, the Hrant Dink Foundation will be hosting an international conference on Islamized Armenians in Istanbul, the first major conference to be held on this topic anywhere in the world.<sup>16</sup> In the meantime, “Anneannem” has been translated into eleven languages, our co-authored book “Torunlar” [Grandchildren] into three languages,<sup>17</sup> several books on Islamized Armenians have been published in Armenian, English, and French by Armenian and international researchers, and others seem to be on their way.

This new wave of cultural and academic production on Islamized Armenians raises questions about the absence of this particular group of survivors in the scholarly and popular histories of 1915 for almost nine decades. This absence not only marks Turkish scholarship and public debates, but international (including Armenian) academic and popular histories of 1915 as well. In other words, the stories of Islamized Armenian survivors of the genocide of Ottoman Armenians in 1915 have been silenced by all historiographies, either in the form of complete erasure or of serious trivialization.<sup>18</sup> In

14 For the documentaries that focus specifically on Islamized Armenians, see Berke Baş dir., *Nahide'nin Türküsü/Hush!*, 2009 and Mehmet Binay dir., *Anadolu'dan Fısıltılar & Konuşan Fotoğraflar/Whispering Memories-Talking Pictures*, 2009. Since 2011, an international documentary on the topic has also been screened in Istanbul: Suzanne Khardalian dir., *Grandma's Taboos*, 2011. Two theatre plays have used “Anneannem” and “Torunlar” as texts: Anneannem [My Grandmother], Seyyar Sahne, 2010; *Geçmiş Zamanın Rivayeti [Rumors from the Past]*, İTÜ Sahnesi, 2010.

15 A comprehensive bibliography is available on the Hrant Dink Foundation website: [http://hrantdink.org/picture\\_library/tr.pdf](http://hrantdink.org/picture_library/tr.pdf).

16 Conference on Islamized Armenians, organized by the Hrant Dink Foundation, November 2–4, 2013, at: <http://www.hrantdink.org/?Detail=645&Lang=&Home&Lang=en>, access: August 22, 2013.

17 It has been translated into Eastern Armenian, French, and English (forthcoming).

18 For a discussion of silencing through “total erasure” and “trivialization”, see Michel-Rolph Trouillot, *Silencing the Past: Power and the Production of History*, Boston 1995.

what follows, I will focus briefly on how Turkish nationalist – as well as the recent post-nationalist – historiography has approached the issue of Islamized Armenians. I will then discuss the making of a historical (and historiographical) silence.

## 2. Where are Islamized Armenians in Turkish Nationalist and Post-Nationalist Historiography?

Anthropologist Michel-Rolph Trouillot, who analyses the silencing of the Haiti Revolution, suggests that there are four moments when silences enter the process of historical production: “the moment of fact creation (the making of *sources*); the moment of fact assembly (the making of *archives*); the moment of fact retrieval (the making of *narratives*); and the moment of retrospective significance (the making of *history* in the final instance).”<sup>19</sup> He also identifies two formulas for silencing: formulas of erasure and formulas of banalization (or trivialization).<sup>20</sup> Using Trouillot’s terminology, it can be argued that in the making of sources, archives and early narratives of 1915 in Ottoman-Turkish sources, neither the Armenian massacres of 1915 nor the survival of women and children through Islamization were silenced in the form of total erasure (although they are at times banalized and legitimized). Yet silence as erasure did occur in the moment of “retrospective significance”, that is in the making of history in the final instance.

In her analysis of how Ottoman and Turkish historiography describes what happened to Ottoman Armenians in 1915, Müge Göçek identifies three historical periods marked by distinct narratives: the Ottoman Investigative Narrative (1910s), the Republican Defensive Narrative (1953 onwards), and the Post-Nationalist Critical Narrative (1990s onwards).<sup>21</sup> Written around the time of the events of 1915, works that Göçek classifies as the Ottoman Investigative Narrative are based on a recognition of the Armenian “massacres”. According to Göçek, “the central tension in the Ottoman investigative narrative regarding the Armenian deaths and massacres in 1915 is over the attribution of responsibility for the crimes”<sup>22</sup> rather than their existence. Recent studies on the various texts of this period (1915–1920) – from the memoirs of Cemal Pasha and Halide Edib to Ottoman newspapers, magazines, and archival records – suggest that one can also find a wide range of narratives on the different fates of Armenian

---

19 Trouillot, *Silencing*, see note 18, 26, italics in the original.

20 Cf. Trouillot, *Silencing*, see note 18, 96.

21 Cf. Fatma Müge Göçek, *Reading Genocide: Turkish Historiography on the Armenian Deportations and Massacres of 1915*, in: Israel Gershoni, Amy Singer and Y. Hakan Erdem eds., *Middle East Historiographies: Narrating the Twentieth Century*, Seattle 2006, 101–127.

22 Göçek, *Genocide*, see note 21, 111.

women and children during the deportations.<sup>23</sup> These narratives point to the survival of significant numbers of women and children through Islamization and adoption into Muslim families.<sup>24</sup>

After the establishment of the Turkish Republic in 1923, both the Armenian massacres and the fate of the Islamized women and children became “a page of human history that is best forgotten.”<sup>25</sup> This strategic “forgetting”, which characterizes the national curriculum from primary school to university, is accompanied by the development of what Müge Göçek has called the “Republican Defensive Narrative”. After the 1950s, and more intensely after the Armenian armed group ASALA’s (Armenian Secret Army for the Liberation of Armenia) deadly attacks against Turkish diplomats and institutions in Europe and North America in the 1970s, a limited number of books (written mostly by diplomats) appeared that challenged the emerging claims of “genocide”. In this body of work, the size of the Armenian population before the war and the numbers of casualties during the war were minimized, wartime Muslim losses were emphasized, “massacring” of Armenians was denied, and the main responsibility for the

23 Cf. Hülya Adak, “Ötekileştiremediğimiz *kendimizin keşfi*”: Yirminci Yüzyıl Otobiyografik Anlatıları ve Ermeni Tehciri [The Armenian Deportations and Autobiographical Narratives of the Twenty-First Century], in: *Tarih ve Toplum Yeni Yaklaşımlar*, 5, Spring (2007), 231–253; Yavuz Selim Karakışla, *Savaş Yetimleri ve Kimsesiz Çocuklar: “Ermeni” mi, “Türk” mü?* [War Orphans and Destitute Children: “Armenian” or “Turkish”?], in: *Toplumsal Tarih*, 12, 69 (1999), 46–55; Ferhunde Özbay, *Milli Mücadele Döneminde Öksüz ve Yetimler: 1911–1922 Yıllarında Anadolu’nun Kimsesiz Kız Çocukları* [Orphans During the Period of National Struggle: The Destitute Girls of Anatolia during 1911–1922], in: E. Gürsoy-Naskali and A. Koç eds., *Savaş Çocukları, Öksüzler ve Yetimler* [War Children and Orphans], İstanbul 2003, 105–115; *Osmanlı Belgelerinde Ermeniler (1915–1920)* [Armenians in Ottoman Documents (1915–1920)], T.C. Başbakanlık Devlet Arşivleri Genel Müdürlüğü, *Osmanlı Arşivi Daire Başkanlığı*, Ankara 1994; İbrahim Ethem Atnur, *Türkiye’de Ermeni Kadınları ve Çocukları Meselesi (1915–1923)* [The Issue of Armenian Women and Children in Turkey (1915–1923)], Ankara 2005; Hans-Lukas Kieser, *Iskalanmış Barış: Doğu Vilayetlerinde Misyonerlik, Etnik Kimlik ve Devlet 1839–1938* [Missed Peace: Missionaries, Ethnic Identity and the State in the Eastern Provinces, 1839–1938], trans. by Atilla Dirim, İstanbul 2005; Nazan Maksudyan, *Foster Daughter or Servant, Charity or Abuse: Beslemes in the Late Ottoman Empire*, in: *Journal of Historical Sociology*, 21, 4 (2008), 488–512; Selim Deringil, *Conversion and Apostasy in the Late Ottoman Empire*, Cambridge 2012.

24 For a more extensive discussion, see Ayşe Gül Altınay and Yektan Türkyılmaz, *Unraveling Layers of Silencing: Converted Armenian Survivors of the 1915 Catastrophe*, in: Amy Singer, Christoph Neumann and Selcuk Aksin Somel eds., *Untold Histories of the Middle East: Recovering Voices from the 19<sup>th</sup> and 20<sup>th</sup> Centuries*, London 2010, 25–53.

25 Şevket Süreyya Aydemir, *Suyu Arayan Adam* [The Man Searching for Water], İstanbul 2003 (Orig. 1965), 121, quoted by Adak, “Ötekileştiremediğimiz *kendimizin keşfi*”, see note 23, 248, my translation. On the Republican silence and the impact of continuity in the ruling elite in the perpetuation of this silence, see Erik Jan Zürcher, *Renewal and Silence: Postwar Unionist and Kemalist Rhetoric on the Armenian Genocide*, in: Ronald Grigor Suny, Fatma Müge Göçek and Norman M. Naimark eds., *A Question of Genocide: Armenians and Turks at the End of the Ottoman Empire*, Oxford 2011, 306–316. For an insightful analysis of the articulations of this silence at the local level, as well as the national, see Uğur Ümit Üngör, *The Making of Modern Turkey: Nation and State in Eastern Anatolia, 1913–1950*, Oxford 2011.

*tehcir* (translated as relocation or deportation in some text sources) was placed on the Armenians themselves and on the Great Powers by representing the Ottoman state/Muslims/Turks as “victims” rather than perpetrators.

One of the deep silences of the Republican Defensive Narrative is the silence over Islamized Armenian survivors. Not only does their existence remain unmentioned in canonical works, this particular group of survivors is also treated as a non-entity in the “number-crunching” regarding the total Armenian population and casualties, which is central to this narrative. In other words, they are not only “obscured”, but also “unthought” and, indeed, “unthinkable”. For instance, one of the key texts of Turkey’s official narrative of 1915, Kamuran Gürün’s 1983 book “Ermeni Dosyası” [“The Armenian File”],<sup>26</sup> includes several telegrams sent from the Ministry of the Interior to various provinces claiming that “the Government particularly emphasized the protection of life and property, and continually gave instructions for necessary measures to be taken.”<sup>27</sup> Gürün also cites telegrams conveying government orders for Armenian orphans to be adopted by Muslim families, but they are listed merely as “evidence” for his general claim about the “protection of life and property” by the Ottoman government.<sup>28</sup> Nevertheless, these references make it clear that Gürün is aware of the conversion and adoption of Armenian children. In fact, he seems to generalize from these specific telegrams and presents such conversions and adoptions as a measure for “the protection of life”. Yet, how does he account for this “life” when it comes to his “computations” of losses? Although Gürün never mentions Islamized Armenians in his “computations” (his terminology), the only category where they would fit seems to be among the “dead”.<sup>29</sup> In other words, Armenian converts and adoptees are not regarded by Gürün (or by others contributing to Turkish nationalist historiography who have used Gürün as their main source) as “survivors” of the *tehcir*.

The first book in Turkish nationalist historiography that focuses specifically on Islamized Armenian survivors is a detailed 300-page study by historian İbrahim Ethem Atnur.<sup>30</sup> In line with mainstream nationalist historiography, Atnur regards *tehcir* as a legitimate measure in response to the rebellious acts by Armenian subjects of the Ottoman Empire. Throughout the book, Atnur recognizes the great suffering of Armenian women and children, who “despite their innocence, constituted the main body of victims.”<sup>31</sup> Yet he blames Armenian nationalists, the Western powers, who aided their aim of establishing “Great Armenia”, and American Protestant missionaries for their suffering. Atnur

26 Kamuran Gürün, *Ermeni Dosyası*, Ankara 1983; Kamuran Gürün, *The Armenian File: The Myth of Innocence Exposed*, New York 1985.

27 Gürün, *File*, see note 26, 212.

28 Gürün, *File*, see note 26, 211f. For a critical reading of these telegrams, see Akçam, *Act*, see note 3, 175.

29 For a detailed discussion, see Altınay/Türkyılmaz, *Unraveling*, see note 24.

30 İbrahim Ethem Atnur, *Türkiye’de Ermeni Kadınları ve Çocukları Meselesi (1915–1923)* [The issue of Armenian women and children in Turkey, 1915–1923], Ankara 2005.

31 Atnur, *Türkiye’de Ermeni*, see note 30, 293.

seeks to demonstrate the Ottoman government's "resolve to administer and implement the relocations in humane fashion",<sup>32</sup> although he repeatedly notes the practical difficulties of realizing this aim in conditions of war. Interestingly, Atnur also recognizes the occasional acts of "sexual violation" targeting young girls and women, but emphasizes the "immediate interventions" of the Ministry of the Interior when such incidences occurred.

A central concern for Atnur is the question of whether acts of conversion (by women and children alike) constitute an effort to assimilate. His answer is a cautious no. Large sections of Atnur's book are dedicated to post-war efforts by the Armenian church, missionaries, foreign consuls, and, in particular, by the Near East Relief to "gather" Armenian girls, women, and children from orphanages and Muslim homes. In the case of children, he discusses the government's strict orders to give Armenian children to their families, relatives, the Armenian community or missionaries, and describes the diligent (even aggressive) efforts of Armenians and missionaries to retrieve the children. His conclusion is that the Near East Relief had taken "a great majority" of the Armenian orphans out of the country by the end of 1922.<sup>33</sup>

In the case of women, the story is quite different. According to Atnur, women who married Muslim men "mostly" stayed with their husbands instead of reclaiming Armenian lives for several reasons: "because they loved their husbands, because they had children, because they feared the break-up of their families, and because of their anxieties about how they would be received by their own communities."<sup>34</sup> In this discussion Atnur ignores the issue of "forcefully married" women claiming that they had already left these marriages during the Armistice. He also acknowledges the possibility that "under the conditions of the time" some women may not have been able to leave their husbands despite wanting to do so.<sup>35</sup>

What became of these women who stayed behind with their Muslim husbands? What about the children who remained with their adopted families? Atnur leaves these questions virtually unexamined. His historical account ends with Armenian orphans leaving the country with Near East Relief and other missionaries in 1922 and 1923, together with large portions of the remaining Armenian population. There are no references throughout the entire book to the emerging memory literature, apart from a footnote in which he politically distances himself from the authors of these works and cautions against "propaganda in between the lines".<sup>36</sup>

The "propaganda" Atnur refers to in this text is presumably the politics of genocide recognition, which he overtly opposes in his book. While elaborating on the suffering of "women and children as innocent victims", Atnur builds his main argument around

32 Atnur, *Türkiye'de Ermeni*, see note 30, 27.

33 Atnur, *Türkiye'de Ermeni*, see note 30, 284.

34 Atnur, *Türkiye'de Ermeni*, see note 30, 186.

35 Atnur, *Türkiye'de Ermeni*, see note 30, 186.

36 Atnur, *Türkiye'de Ermeni*, see note 30, 68.

the claim that the Ottoman state did not employ a *systematic* policy of assimilation – in fact, that it took painstaking measures to prevent such assimilation. Atnur’s “defense” is clearly addressing the UN definition of such policies as part of genocide, since Article 2 of the UN Convention of Genocide refers to forcibly transferring children of one group to another group as a genocidal act. This is a clear example of the ways in which the issue of Islamized Armenians causes nationalist anxieties vis-à-vis the politics of genocide recognition.

In short, within the mainstream (nationalist) Turkish historiography since the early years of the Republic, Armenian converts and adoptees have been either erased from the historical record altogether or treated as examples of Ottoman government efforts to “protect life”. In the “computations” regarding the remaining Armenian population after the *tehcir*, the only category reserved for them (indirectly) has been among the “dead”.<sup>37</sup>

How has this silence been challenged by post-nationalist critical scholarship in recent years? Müge Göçek identifies the 1990s as a period when the “post-nationalist critical narrative” on 1915 emerged in Turkish scholarship and public debates.<sup>38</sup> Ironically, the 1990s also mark the peak of a civil war between Kurdish militants and the Turkish State that ended up claiming the lives of at least 40,000 people between 1984 and 1999. Despite (or perhaps given impetus by) the ongoing civil war, the 1990s and 2000s witnessed a major transformation in Turkish society, politics, and scholarship whereby a number of taboo issues (including militarism, conscientious objection, religious, sectarian and ethnic exclusions, feminism, sexual orientation, and sexual identity) became subjects of academic research, political activism and public debate. In relation to the Armenian issue, the founding of Aras Publishing House in 1993 (publishing Turkish and Armenian literature and memoirs); the founding of the Turkish-Armenian weekly newspaper *Agos* under the editorship of Hrant Dink in 1996; the publication of historian Taner Akçam’s critical books on the Armenian genocide (1992, 1999) as well as other academic and (auto)biographical books by Armenian and international scholars in the 1990s (by Belge Yayınları and others); public statements made by Turkish historians (especially by Halil Berktaş) in daily newspapers and weekly magazines starting in the 2000s; the appearance of Armenian intellectuals (Hrant Dink in particular) in TV debates; and the first critical conference on 1915 organized by three universities in 2005 – all these aspects contributed to the creation of alternative narratives of and a critical debate on what happened to Ottoman Armenians in 1915 and beyond.

---

37 Armenian historiography is not in the scope of this article, but I would like to emphasize the need to review Armenian historiography of 1915 within the same light. Many Armenian historians of genocide also refer to the converted Armenian women and children as representing the “eradicated nation”. For a detailed discussion, see Altınay/Türkyılmaz, *Unraveling*, see note 24. For a critical reading of Armenian (as well as Turkish and international) historiography of 1915, see Marc Nichanian, *The Historiographic Perversion*, trans. by Jin Anidjar, New York 2009.

As I have discussed earlier, this critical debate has also included the converted Armenians, particularly after the publication of “Anneannem” in 2004. The 17 books of literature, memoir and research that have been published since 2004 and their enthusiastic reception point to the growing public interest in this issue. Yet, this interest is only recently being translated into historical and anthropological/sociological research. In other words, in the case of Islamized Armenians, it is fair to say that it has been memory work and literature that has pushed the limits of the existing post-nationalist scholarship and paved the way for a new research field.

How can we understand the nine decades of silence on Islamized Armenians in Turkish scholarship? First, the hegemonic nationalist narrative that constructs the Turkish nation as a primordial, homogeneous entity defined through Sunni Islam and an ethnicized (and at times racialized) understanding of Turkishness must have played a key role in the silencing of Islamized Armenian survivors. Until recently any mention of “other” identities has been regarded as a “divisive threat” and the discussion of any difference from the Turkish-Sunni-Muslim norm has been silenced in various ways. Against this background, voicing Armenian heritage or affinity or conducting research on this topic would have been considered risky. After all, Islamized Armenians (and their offspring) threaten the homogeneity and ethnic identification of the Turkish nation.

Second, this silence needs to be read as part of the general silence on the fate of Ottoman Armenians in 1915. The public taboo around this issue has had its impact in Turkish historiography and social science literature. Moreover, the 1980 coup d’etat and the subsequent changes in the Turkish higher education system have put further restrictions on academic research on any politically sensitive topic, including the fate of Ottoman Armenians.<sup>39</sup>

Third, with the advent of the concept of “genocide” in the latter part of the twentieth century and of an international politics of genocide recognition, reinforced by the violent attacks by ASALA in the 1970s, this issue became a matter of “national security” and “defense”. I have discussed elsewhere how until recently the hegemonic framework of the Turkish debates on 1915 has been shaped by a “war of theses” with two clearly distinguishable sides: the Turkish thesis on the one hand and the Armenian thesis on the other. In this war it is alleged that objectivity, true scholarship and scientific evidence are the strength of the Turkish side (which basically claims that the events of 1915 do not constitute genocide) whereas the Armenian side (in this view represented by the Armenian diaspora as the key player or the main “enemy”) lacks these qualities. The dichotomies such as honorable vs. disgraceful nationhood, heroism vs. treason, friend vs. enemy, and victory vs. defeat are commonplace in nationalist schol-

39 The researcher who has suffered the most from research taboos is İsmail Beşikçi, the first social scientist to write books on the Kurds. Beşikçi spent 17 years of his life in prison and 32 of his 36 books have been banned. See <http://en.wikipedia.org/wiki/%C4%B0sma%CC%99fik%C3%A7i>.

arly and popular literature that participates in this “defence” of the nation, resulting in a fetishization and militarization of the “nation”.<sup>40</sup> Islamized Armenians pose major challenges to this “war of theses”. Not only do Islamized Armenians blur the boundaries between the neatly defined “Turkish” and the “Armenian side”, but, as I have shown above, their presence also creates anxieties in view of Article 2 of the Genocide Convention which refers to forcibly transferring children of one group to another group as a genocidal act.

For these reasons it is not surprising that the silence on Armenian grandparents has been broken with the advance of what Göçek calls the “post-nationalist critical narrative”. Yet these reasons do not explain the relatively late and still inadequate engagement with Islamized Armenians in the emerging post-nationalist scholarship, particularly in historiography. If one reason for this has been the silence on Islamized Armenians in the international genocide literature,<sup>41</sup> another reason, I argue, is the ongoing lack of a critical gender lens in current post-nationalist scholarship. In the next section, I discuss the ways in which both the experience of Islamized Armenians and their (post)memories are deeply gendered and argue for the need to work at the intersections of post-nationalist genocide studies and critical gender studies in order to understand the gendered silencing and unsilencing of Islamized Armenians.

### 3. Gendering Silences and (Post)Memories

Both historically and presently in recent literature in Turkey, the issue of Islamized Armenians has largely been about “women and children.” Even a cursory look at the titles of the emerging memory literature suggests an almost exclusive emphasis on “grandmothers”: “Nenemin Masalları” [My Grandmother’s Tales], “Anneannem” [My Grandmother], “Nenem bir Ermeniymiş” [My Grandmother was Armenian], “Ermeni Kızı Ağçık” [Ağçık, the Armenian Girl], “Müslümanlaştırılmış Ermeni Kadınların Dramı” [The Tragedy of Islamized Armenian Women]. We are yet to see memoir, fiction or academic research that focus specifically on Islamized Armenian grandfathers or on Islamized Armenian adult men.<sup>42</sup>

---

40 For a more detailed discussion see Altınay, Search, see note 4.

41 For a brief overview of the silence in Armenian genocide literature see Altınay/Türkyılmaz, Unraveling, see note 24.

42 Several books touch upon the stories of male children adopted by Muslim families. For instance, Altınay/Çetin, Torunlar, see note 7, and the orally recorded memoir of M. K. who later escaped and settled in Australia: Baskın Oran ed., “M. K.” Adlı Çocuğun *Tehcir* Anıları: 1915 ve Sonrası [The Tehcir Memories of a Child Named “M. K.”: 1915 and Its Aftermath], İstanbul 2005; the grandfather depicted in: Filiz Özdem, *Korku Benim Sahibim* [Fear Rules Over Me], İstanbul 2007; and the stories of two “hidden” Armenians, interviewed by Kemal Yalçın in: Kemal Yalçın, *Seninle Güler Yüreğim* [You Rejoice My Heart], İstanbul 2006.

There are several important reasons for this that reflect the gendered nature of the genocidal process and the patriarchal organization of Ottoman-Turkish society. As Arlene Avakian observes:

The genocide was very clearly gendered. Men were killed, and women and children were sent on forced marches. Women and girls were raped and abducted, some were forced into prostitution, both during the genocide and in its aftermath, as a way to survive. These aspects of the genocide were recognized by contemporary observers, but until very recently there has been very little scholarly attention to this central feature of the genocidal process.<sup>43</sup>

Some historians claim that Muslim families who adopted children in this process preferred girls over boys and that boys who remembered their Armenian families had the relative freedom of mobility to leave and search for their families once they were old enough to travel on their own, whereas girls, as soon as they reached puberty, were married off, and often became young mothers.<sup>44</sup> Yet, our joint research with Fethiye Çetin on second and third generation family members showed that quite a few men, and in more exceptional cases whole families or neighborhoods and villages, had become Islamized in the early stages of the war and that many Muslim families tried match-making between Islamized girls and boys when they reached puberty. Hence, Islamized Armenian children from different families, often from different villages and towns, would get married among themselves. In other words, the absence of Islamized Armenian grandfathers in the emerging literature cannot be explained solely by the gendered nature of the genocidal process and its aftermath. One also needs to look at the gendered process of transmission across generations, at the possible effects of patriarchal

43 Arlene Avakian, *A Different Future? Armenian Identity Through the Prism of Trauma, Nationalism and Gender*, in: *New Perspectives on Turkey*, 42 (2010), 203–214, 208f.

44 For an analysis of the different treatment of women and men during the genocidal process see Akçam, *Act*, see note 3, 174–183; Matthias Bjørnlund, “A fate worse than dying”: Sexual Violence During the Armenian Genocide, in: Dagmar Herzog ed., *Brutality and Desire: War and Sexuality in Europe’s Twentieth Century*, New York 2009, 16–58; Ara Sarafian, *The Absorption of Armenian Women and Children into Muslim Households as a Structural Component of the Armenian Genocide*, in: Omer Bartov and Phyllis Mack eds., *God’s Name: Genocide and Religion in the Twentieth Century*, New York 2001, 209–221; Katharine Derderian, *Common Fate, Different Experience: Gender-Specific Aspects of the Armenian Genocide, 1915–1917*, in: *Holocaust and Genocide Studies*, 19, 1 (2005), 1–25; Vahé Tachjian, *Gender, Nationalism, Exclusion: The Reintegration Process of Female Survivors of the Armenian Genocide*, in: *Nations and Nationalism*, 15, 1 (2009), 60–80. More research on the gendered aspects of genocide is underway. The 2012 conference “Gendered Memories of War and Political Violence” included a panel titled “Gendering the Armenian Genocide”, with contributions from Anna Aleksanyan, Hourig Attarian, Doris Melkonian, Arlene Avakian, and myself ([http://myweb.sabanciuniv.edu/genderconf/files/2011/08/14-May%C4%B1s\\_-Program.pdf](http://myweb.sabanciuniv.edu/genderconf/files/2011/08/14-May%C4%B1s_-Program.pdf)). Our joint research with Andrea Petö explores the similarities and differences between the gendering of genocide and its representations in the Armenian Genocide and the Holocaust literature.

inheritance practices, at the predominance of a patrilineal understanding of descent as well as at the gendered construction of historiography and scholarship in general.

From storytellers in families to authors of books, women come across as key actors in the process of transmission. Even in those cases where men as grandchildren have written memoirs or given interviews, it is mothers who constitute the majority of second generation storytellers. And the stories these mothers convey are often those of grandmothers rather than of grandfathers. Among the 25 grandchildren whose stories we present in our book “Grandchildren” only four are grandfather stories (despite the fact that they are published anonymously) and only a couple of grandmother stories have been told by fathers.<sup>45</sup> In other words, in the first two generations women come across as the predominant storytellers who share their own or their mothers’ stories of survival.

Why has this been the case? Several of our research participants in the Grandchildren project reflected on this peculiarity and highlighted the gendered approach to descent in their communities. With patrilineality providing the predominant framework for understanding descent across Turkey, grandchildren with Armenian grandfathers might be finding it more difficult to share their stories. Zerdüşt, for instance, referred to the widespread practice in his small town to call only those children with Armenian fathers and mothers “Armenian”, whereas others like him who had Armenian grandmothers or mothers were regarded as Kurdish.<sup>46</sup> Salih also mentioned the use of “Armenian children” as a humiliating term especially during fights and quarrels among children or teenagers, but only for those who were Armenian from their father’s side: “They never used it against me because my father’s side is not Armenian.”<sup>47</sup> Accordingly, Turkish kinship terminology differentiates between maternal grandmother, *anneanne*, and paternal grandmother, *babaanne*, and indeed, most published stories are about maternal grandmothers. In other words, within the patrilineal understanding of descent prevalent in most local communities across contemporary Turkey, having an Armenian grandfather, father or even a paternal grandmother seems to characterize a person as ‘more Armenian’ than having an Armenian maternal grandmother or mother. Consequently this leads to the silencing of stories of survival and descent regarding Islamized Armenian grandfathers, fathers and – although perhaps to a lesser extent – of paternal grandmothers.

A related issue is connected to material inheritance practices and fears of economic marginalization: With men constituting the overwhelming majority of property owners and women being a negligible minority in the labour force and in professional

---

45 The grandchildren who tell their Armenian grandfather’s stories are Henaramin, Nükhet, Aslı, and Elif. Cf. Altınay/Çetin, Torunlar, see note 7.

46 Zerdüşt is a pseudonym. All but two of our research participants appear in the book under pseudonyms rather than under their real names: Cf. Altınay/Çetin, Torunlar, see note 7.

86 47 Altınay/Çetin, Torunlar, see note 7, 146 (from the story of “Salih”).

life,<sup>48</sup> particularly in the first two generations, men may have felt that they – and their families – had more to lose if their Armenian heritage became publicly known, which prevented them from sharing this knowledge even with their children and grandchildren.

It is not only the local and familial memory and postmemories of 1915 and the genocidal process that is gendered, but historical and other scholarship as well. The same year Cynthia Enloe published her insightful analysis that “nationalism has typically sprung from masculinized memory, masculinized humiliation, and masculinized hope”,<sup>49</sup> a feminist Armenian scholar, Eliz Sanasarian, problematized the gendered nature of research on the Armenian genocide: “Despite a wealth of literature on the Armenian genocide, little research has been done on women who made up the mass of the deportees. The significance of gender differences in the genocidal process has been neither empirically conceptualized nor systematically analyzed.”<sup>50</sup> According to Sanasarian, Armenian women have not only been absent in genocide literature, but also in post-genocide analyses of Armenian life.

Until recently, the scholarship on the Armenian genocide has typically treated women as undifferentiated victims, as opposed to historical actors. In both Turkish and Armenian, the term that is most frequently used for single women without a husband or father, or other male relatives who act as their guardian is *sahipsizlanter* (both terms translate literally as “without an owner”).<sup>51</sup> Not surprisingly, women are often discussed in the same sentence as “property” and defined as “their women” or “our women” underscoring the construction of women as commodity (under patriarchal ownership).

[Armenians settling in the Southern provinces under French rule in 1919] began to take back property that had been confiscated or seized, and to take the women who had been forcibly converted to Islam and reconvert them to Christianity.<sup>52</sup>

[During the Lausanne peace talks:] The Turkey delegation was uncompromising in its opposition to any article in the peace agreement regarding the search for lost women and children or the return of confiscated property.<sup>53</sup>

48 According to a January 2013 report men own 65 per cent of the real estate property in Turkey and in certain provinces such as Hakkari, Mardin and Siirt this figure reaches 80 per cent, see Tapuda Kadının Adı Yok! [In the Deeds, Women Have no Name!], Habertürk, January 22, 2013, at: <http://ekonomi.haberturk.com/emlak/haber/813703-tapuda-kadinin-adi-yok>, access: August 22, 2013, 3 paragraphs. Women's employment rate in 2012 was 28.7 percent, the lowest among OECD countries: OECD, Employment rate of women, in: Employment and Labour Markets: Key Tables from OECD, No. 5, 2013, doi: 10.1787/emp-fe-table-2013-1-en.

49 Cynthia Enloe, *Bananas, Beaches and Bases: Making Feminist Sense of International Politics*, London 1989, 44.

50 Eliz Sanasarian, Gender Distinction in the Genocidal Process: A Preliminary Study of the Armenian Case, in: *Holocaust and Genocide Studies*, 4, 4 (1989), 449–461, 449.

51 Cf. Altınay/Türkyılmaz, *Unraveling*, see note 24.

52 Akçam, *Act*, see note 3, 340.

53 Akçam, *Act*, see note 3, 281.

These two quotes from Taner Akçam's 2006 book highlight both the gendered narratives in historical sources and the uncritical use of such narratives in post-nationalist genocide scholarship. In this framework the nation is masculinized, with "women and children" often falling under the same category. This resonates with Cynthia Enloe's critique of militarized discourses of national honour that place "womenandchildren" (as one entity) under the custody of men.<sup>54</sup> In both Armenian and Turkish scholarship, "womenandchildren" are treated as passive beings in need of male protection and guidance without which they become *sahipsiz/anter*, without an owner.

Moreover, this patriarchal framework defines women's bodies as "fields" to be sown by men, and hence as vehicles of masculinized honour. Historian Vahé Tachjian discusses the marginalization of women who were raped and those who became prostitutes, in both the post-genocide Armenian nation-building process and Armenian scholarship since.<sup>55</sup> According to Tachjian:

The typical Armenian heroine is often considered to be the woman who taught her child the Armenian alphabet in the sands of the desert; or the woman who, weapon in hand, defended Urfa against the executioner at the cost of her life; or else the one who threw herself into the River Euphrates from a high cliff so as not to fall into the hands of the Turks and be raped.<sup>56</sup>

Instead, Tachjian proposes a framework where women are regarded as historical actors who have used various forms of resistance in the face of a "machine of destruction and eradication" to survive, including marriage, prostitution and conversion to Islam.<sup>57</sup>

Arlene Avakian, who has been a pioneering feminist voice in the diaspora Armenian memory literature, links this absence of women in historical and historiographical literature to "the absence of a feminist voice in both scholarship and community debate" in the Armenian-American context. Avakian argues that this absence has been detrimental for both scholarship and the Armenian community.<sup>58</sup> According to her, researching Islamized Armenian survivors in Turkey from a feminist perspective is crucial for the diaspora Armenian community and scholarship as well:

---

54 Cynthia Enloe, "Women and children": Making Feminist Sense of the Persian Gulf Crisis, in: Village Voice, September 25, 1990, 29–32.

55 Cf. Tachjian, Gender, see note 44.

56 Tachjian, Gender, see note 44, 76f.

57 Tachjian, Gender, see note 44, 77. Historian Keith David Watenpaugh's insightful analysis of the gendered development of humanitarianism is also geared towards the effort to "recover women and children survivors as discrete historical actors": idem, The League of Nations' Rescue of Armenian Genocide Survivors and the Making of Modern Humanitarianism, 1920–1927, in: American Historical Review, 115, 5 (2010), 1315–1339, 1337.

58 Avakian, Future, see note 43, 203. Also see Avakian's groundbreaking feminist memoir: Arlene Voski Avakian, Lion Woman's Legacy, New York 1993.

They are also victims and survivors who ought to be honored, and researching them from a feminist and ethnic perspective can provide vital insights into how post-genocide efforts to rebuild the nation and Armenian identity were gendered and how those conceptions continue to shape both our ethnic and gender identities.<sup>59</sup>

#### 4. Concluding Remarks

Since 2004, the public in Turkey has been going through a period of 'discovery' regarding the fate of Armenians in general and Islamized Armenians in particular. What makes the current moment particularly noteworthy is that it follows nine decades of absolute public silence and that, in the case of Islamized Armenians, it is the (post) memory literature that is shaping the public debate and emerging scholarship. This article aimed to show that a critical understanding of gendered silencing and unsilencing of Islamized Armenians will not be possible unless we work at the intersections of post-nationalist genocide studies and critical gender studies. As Angelika Epple and Angelika Schaser suggest, "historiography has rarely been gendered. It is high time for a change of perspective."<sup>60</sup> In the case of Islamized Armenians this change of perspective has the potential to unsettle some of the founding blocks of contemporary politics and scholarly frameworks of analysis.

The stories of Armenian converts who have spent their lives in Muslim families or Muslim towns open up the Pandora's box of gender and national identifications for both Turkish and Armenian nationalists as well as for scholars of genocide. Who belongs to the nation? Who is an "Armenian" and who is a "Turk"? Whose lineage matters? If genocide is defined as the eradication of a racial, cultural, national group, then who qualifies as a "survivor" in genocide? Are Islamized Armenian women, men, and children "survivors" of the Armenian Genocide? Can we, responding to Vahé Tachjian's call, consider their survival as an act of resistance?

This article has argued that the emerging memory literature on Islamized Armenians in Turkey poses several difficult questions regarding the gendered nature of the genocidal process, the gendered embodiment of race/ethnicity/nation, gendered memories of the genocide, the presumed purity or exclusivity of predominant understandings of the nation, the easy equation between nation and religion as well as the prevalent conceptions of who qualifies as a "survivor" of a genocide. A feminist lens, enriched by critical race studies and post-nationalist genocide studies, is key to unravelling these questions.

<sup>59</sup> Avakian, *Future*, see note 43, 209f.

<sup>60</sup> Angelika Epple and Angelika Schaser, *Multiple Histories? Changing Perspectives on Modern Historiography*, in: idem eds., *Gendering Historiography: Beyond National Canons*, Frankfurt o. M. 2009, 7–23, 8.



## Forum

---

### **Verquere Überlegungen zu Menschen-Geschlechtern Rede zur Verleihung des René-Kuczynski-Preises in Wien am 12. November 2012**

Karin Hausen

*2012 erhielt Karin Hausen den René-Kuczynski-Preis für hervorragende Publikationen aus dem Bereich der internationalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte für ihr Buch „Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte“ (Göttingen 2012).<sup>1</sup> Die Preisverleihung fand an der Universität Wien statt. Die Laudatio hielt Claudia Jarzebowski von der Freien Universität Berlin.<sup>2</sup>*

Es fällt mir schwer, meinen Dank für die verständnisvollen und persönlichen Laudationes in passende Worte zu übersetzen. Meine diversen Aktivitäten so genau und wohlwollend von Außen wahrgenommen und beurteilt zu sehen, macht mich glücklich und verlegen. Gewiss, mein jahrzehntelanges akademisches und außerakademisches Tun und Lassen war stets an ein Publikum adressiert. Aber meine Eitelkeit hat nie ausgereicht, um die in der Regel stummen Publikumsreaktionen als Erfolg auf meiner Habenseite zu verbuchen. Wenn ich in den durchaus häufigen Krisen das Scheitern und die Erfolge meines Tuns bilanzierte, um zu entscheiden, ob ich nun zu Dienst nach Vorschrift übergehen oder meiner sturen Beharrlichkeit wieder aufhelfen wollte, dann entschied ich letztlich nach dem erwartbaren persönlichen Vergnügen. Ja, es hat mir Spaß gemacht, zusammen mit vielen Menschen innerhalb und außerhalb der Universität zu arbeiten, zu lehren, zu forschen und verquere Projekte auszudenken und praktisch umzusetzen.

---

<sup>1</sup> Karin Hausen, *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte* (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 202), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012, 394 S., gebunden, ISBN 978-3-525-37025-4.

<sup>2</sup> Vgl. [http://www.ith.or.at/ith/kuczynski2012\\_laudatio.pdf](http://www.ith.or.at/ith/kuczynski2012_laudatio.pdf).

Genug der Bekenntnisse. Es ist mir eine große Ehre und ein nicht minder großes Vergnügen jetzt zur Rolle der Rednerin überzuwechseln. Es widerfährt mir zum ersten Mal, für etwas Publiziertes einen Preis zu erhalten. Dafür danke ich sehr herzlich allen, die an der Schaffung, Zuerkennung und feierlichen Verleihung des René-Kuczynski-Preises beteiligt sind. Dieser Preis beglückt mich um so mehr, als das preiswürdig erachtete Buch nach meinem Verständnis in der Tat in der Summe mehr ist als nur eine Sammlung bereits bekannter Aufsätze. In meinem Kopf entstanden die Aufsätze als tastende Versuche, Geschlechtergeschichte in ihren unterschiedlichen Dimensionen als Gesellschaftsgeschichte zu erproben, auszuweisen und für die dergestalt aufgezeigten Zusammenhänge innerhalb und außerhalb von Geschichtswissenschaft und Universität Akzeptanz einzuwerben. Das Buch kann vielleicht dazu anregen, sich intensiver mit der Geschichte dieser historiographischen Entwicklungen und deren in die Zukunft weisenden Relevanz für aktuelle Problemanalysen und Politiken auseinanderzusetzen.

Den René-Kuczynski-Preis zu erhalten, bereitet mir noch aus einem anderen Grund Freude. Der Preis erinnert mich an meine langjährigen, anregend-kritischen wissenschaftlichen Kontakte zu den Kuczynski-Wissenschaftlern. Zunächst irritierte mich der Name René Kuczynski; denn den durch politische Anliegen motivierten Statistiker mit seinen umfangreichen, vorbildlich genau erläuterten eigenen Datenerhebungen und nationenübergreifenden Vergleichen entdeckte ich während meiner Forschungen zur Deutschen Kolonialherrschaft in Kamerun Mitte der 1960er Jahre unter dem Namen Robert R. Kuczynski. Seine statistischen Arbeiten zu Wohnungsfrage, Löhnen und Arbeitszeiten, Ernährung, Bevölkerungsentwicklung faszinieren mich noch heute und ebenso sein um die Wende zum 20. Jahrhundert zeittypischer Optimismus, dass das Bereitstellen stichhaltiger Daten politisches Handeln optimieren werde. Wie viel Jürgen Kuczynski diesen Vorarbeiten seines Vaters verdankte, zeigt insbesondere seine von ‚westlichen‘ Wissenschaftlern zuerst ignorierte, dann kritisierte, allmählich als Herausforderung akzeptierte und als Quellensammlung stets benutzte vielbändige „Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus“. Es wird Sie nicht wundern, dass ich hier eigens die 1966 als Band 18 erschienenen „Studien zur Geschichte der Lage der Arbeiterin in Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart“ hervorhebe. Die dort ausführlich zitierten Textpassagen riefen in Erinnerung, wie kontrovers und ausführlich Frauenerwerbsarbeit schon im 19. Jahrhundert politisch diskutiert und wissenschaftlich untersucht wurde. Dieses Verdienst anzuerkennen, ist mir nie schwer gefallen, auch wenn ich niemals hatte glauben können, dass allein der Sozialismus und speziell die SED vermochte, die Frauenfrage definitiv zu lösen. Der Band 18 ist allerdings zugleich ein gutes Beispiel dafür, dass 1966 – wie in der BRD so auch in der DDR – für die Wissenschaft die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung mit ihren hierarchischen Kooperationen und Aneignungen nach wie vor höchst respektabel war. Dass der Fundus des 18. Bandes „einer großen Sammlung von Abschriften und Fotokopien, die Ruth Hoppe [...] aus dem im Zentralarchiv in Merseburg vorhandenem Material anlegte“, entstammt, wird im Vorwort (VII) kurz erwähnt; als Mitarbeiterin aber erscheint Ruth Hoppe nur

im Inhaltsverzeichnis und zwar als die für das Register verantwortliche Person. Bleibt noch in dritter Generation über meine Begegnungen mit Thomas Kuczynski zu berichten. 1988 kam es zwischen dem Institut für Wirtschaftsgeschichte an der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin unter dem Direktor Thomas Kuczynski und meiner Arbeitsgruppe an der Technischen Universität in Westberlin zu Kontakten, um gemeinsame Diskussionen über laufende Forschungen zur Geschichte der Frauenarbeit anzubahnen. Ein erstes Seminar, an dem ich leider nicht teilnehmen konnte, fand in der DDR statt. Lebhaft aber ist meine Erinnerung an den Vortrag über die große Wäsche, den ich auf Einladung von Thomas Kuczynski im Frühjahr 1989 im Akademie-Institut hielt. Zu meiner freudigen Überraschung stritten in der anschließenden Diskussion zuerst Wissenschaftlerinnen heftig und mit lebensnahen Beispielen über das Pro und Contra beziehungsweise die Unzulänglichkeiten des sozialisierten Wäschewaschens, und anschließend nutzte ein junger Wissenschaftler einige Sätze meines Vortrags als Startbahn für eine Debatte über das nicht minder brisante Thema Umweltverschmutzung. Schließlich sei erwähnt, dass ich das „Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte“ stets mit großem Interesse herangezogen und deshalb ab 1991 als neue Mitherausgeberin versucht habe, dessen Kontinuität zu sichern. Damit endet der mit respektvoller Verbeugung dargebotene Preisträgerin-Dank.

Nun gilt es, die mit dem Thema „Verquere Überlegungen zu Menschen-Geschlechtern“ angekündigte Preisrede in die vorgesehenen Bahnen zu lenken. Obwohl Sie sich von meiner Formulierung des Themas nicht haben abhalten lassen, hierher zu kommen, bin ich Ihnen wohl dennoch eine Erläuterung schuldig. „Verquer“ ist eines der fast schon veralteten, vieldeutigen und verwirrenden Wörter, die ich liebe und auf die ich nicht verzichten möchte, weil sie Rätsel aufgeben und zum Nachfragen und Nachdenken herausfordern. Der „Duden“ erläutert die Wortbedeutung erstens als „schräg, schief, quer, nicht richtig, nicht wie es sein sollte“; und zweitens als „in seltsamer Weise vom Üblichen abweichend, absonderlich merkwürdig“. Ich werde im Vortrag beide Bedeutungen von „verquer“ umspielen und – um die Komplexität noch ein wenig zu steigern – darüber hinaus „verquer“ außer auf meine eigenen Überlegungen auch auf anderer Leute Überlegungen beziehen. Dass ich das Thema zusätzlich wortschöpferisch mit „Menschen-Geschlechtern“ beladen habe, bedarf ebenfalls einer Erklärung. Bindestrich und Geschlecht im Plural dienen mir als Barriere, um das übliche Sprachverständnis von Menschengeschlecht als Gesamtheit aller Menschen (Menschheit – *man-kind*, *humanity*, *human race* – *genre humain*, *humanité*) zu blockieren und statt dessen die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass bis heute Menschen in der Regel entsprechend ihrer wahrnehmbaren körperlichen Merkmale von Geburt an nach Geschlecht unterschieden und in den für sie historisch jeweils relevanten soziokulturellen Ordnungen sozialisiert werden.

Bis vor kurzem war in der Historiographie das verquere Absehen von dieser alle sozialen Stratifikationen durchziehenden Geschlechtsspezifität des gesellschaftlichen Zusammenlebens weit verbreitet. Ich unterbreite Ihnen als Beispiel eine an ein breiteres

Publikum gerichtete mehrbändige Publikation, die in den 1980er und 1990er Jahren anfangs parallel von Laterza in Rom, den Editions de la Fondation Maison des Sciences de l'Homme in Paris und Campus in Frankfurt realisiert wurde. Die pro Epoche veröffentlichten Bände tragen im Deutschen – im Französischen kann *l'homme* Mann und Mensch bedeuten – die Titel: Der Mensch der Renaissance, der Mensch des Barock, der Aufklärung, der Romantik, des 19., des 20. Jahrhunderts. Die herausragende Qualifikation und Reputation derjenigen, die die Bände herausgegeben und die lesenswerten Artikel geschrieben haben, steht außer Frage. Insgesamt aber evozieren die Inhaltsverzeichnisse Band für Band mit ihrer Darbietung epochaler „Menschentypen“ verquere historische Menschenbilder. Ich lese Ihnen die Inhaltsverzeichnisse vor:

*Für die Renaissance:* Der Fürst, Der Condottiere, Der Kardinal, Der Höfling, Der Philosoph und Magier, Der Kaufmann und Bankier, Der Künstler, schließlich: Die Frau sowie zuletzt: Der Reisende und der Eingeborene.

*Für das Barock:* Der Staatsmann, Der Soldat, Der Finanzier, Der Rebell, Der Missionar, dann: Die Ordensschwester, Die Hexe, und weiter: Der Wissenschaftler, Der Künstler, der Bürger und in der deutschen Ausgabe hinzugefügt: Die Hausmutter und Landesfürstin.

*Für die Aufklärung:* Der Adelige, Der Geschäftsmann, Der Gelehrte, Der Wissenschaftler, Der Künstler, Der Beamte, Der Priester und zuletzt: Die Frau der Aufklärung.

*Für die Romantik:* Der Bürger, Der Arbeiter, Die Frau, Der Arzt, Der Priester, Der Intellektuelle, Der Revolutionär.

Die 1999 nur noch bei Campus verlegten von Ute Frevert und Heinz Gerhard Haupt für 19. und das 20. Jahrhundert herausgegebenen Bände setzen das konzeptionell verquere „Der Mensch ...“ fort, bemühen sich allerdings um Korrekturen.

Das monotone Lesen der Inhaltsverzeichnisse bringt, so hoffe ich, die verquere Konzeption dieser Bände und meine Enttäuschung über diese Art von breitenwirksamer Geschichtsbelehrung zum Ausdruck. Immerhin habe ich mich zusammen mit unzähligen Anderen seit den 1970er Jahren im Zuge der weltweiten feministischen Bewegungen darum bemüht, das in der üblichen Rede von dem oder den Menschen stillschweigend ausgeblendete Wissen um die gesellschaftliche Bedeutung von Geschlechtlichkeit explizit hervorzuheben. Das Ziel ist bis heute, der philosophischen, anthropologischen, sozialwissenschaftlich-politischen Menschenrede als Korrektiv die Geschlechtlichkeit des Mensch-Seins entgegenzusetzen, die Relevanz von Geschlecht in historischen und aktuellen Analysen freizulegen und deren kulturelle, soziale, wirtschaftliche und nicht zuletzt politische Gestaltungen kritisch zu kommentieren und zu bewerten.

Diese konzertierten Anstrengungen zeitigen seit Ende der 1980er Jahre ohne Zweifel auch in der deutschen Historiographie Wirkungen. Diese treten bisweilen allerdings eher verquer als geradlinig zutage. So brachte die „Süddeutsche Zeitung“ vom 15. Oktober 2012 zu Bernd Stövers 763-Seiten-Buch über „United States of America. Geschichte und Kultur. Von der ersten Kolonie bis zur Gegenwart“ eine ausführliche, sehr positive Rezension des Münchener Amerikanisten Gert Raeithel. Dieser vermerkt bei

der Auflistung einiger Fehler und Auslassungen unter anderem: „Der Kulturbeitrag der Amerikanerin wurde nicht ganz vernachlässigt, aber doch ziemlich nonchalant abgehakt. Kein Historiker muss sich zu den Zielen der *herstory* bekennen – doch den radikalen Feminismus einzuzwängen zwischen zwei Absätzen über Discomusik und Aids?“ Der Rezensent hat offensichtlich gelernt, dergleichen Vernachlässigungen überhaupt zu bemerken; aber auch er spricht – unter vorsorglicher Abwehr des Verdachts, feministisch vereinnahmt zu sein – diese Vernachlässigungen nur verschämt an und reduziert mit seiner offenen Frage die Bedeutung des Monierten umgehend zu einer Stilfrage. Ist solche eiertanzende Vorsicht heute noch notwendig, oder ist sie im Umfeld dessen, was aktuell diskutiert wird, nur ein verqueres Relikt verflussener Gepflogenheiten?

(Statt einer Antwort habe ich eine flüchtige Zusammenfassung dessen vorgetragen, was Tageszeitungen an amüsanten verquerten Äußerungen vorgetragen haben. Darauf sei hier verzichtet.)

Ich will jetzt überleiten zu der überhaupt nicht leichtfüßigen Frage, wie feministisch-historische Forschungen beitragen können zur Gestaltung der Gegenwart und Zukunft unserer Gesellschaft. Damit kommen nun meine eigenen verquerten Überlegungen zum Zuge. Ich habe in meinen Forschungen mit verschiedenen Suchbewegungen und Forschungsstrategien versucht, mich dieser Frage anzunähern und dabei vor allem gelernt, analytisch immer deutlicher zu unterscheiden zwischen erstens langlebigen kulturell tradierten normativen Geschlechterordnungen, zweitens strukturell und institutionell verankerten Geschlechterverhältnissen und drittens den von Menschen einzeln und in Gruppen im Alltag gelebten und gestalteten Geschlechterbeziehungen. Den Nutzen dieses Schemas will ich thesenartig am Beispiel der gesellschaftlichen Ordnung des Arbeitens im westlichen Europa seit der Frühen Neuzeit erläutern.

Die frühneuzeitlichen *Normen der Geschlechterordnung* behalten in ihren Grundzügen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ihre Gültigkeit. Sie stellen sicher, dass es zwei Geschlechter zu geben hat, dass Männer nicht wie Frauen und Frauen nicht wie Männer sein sollen, und dass Männer, die den Erwachsenen-Status erreicht haben, innerhalb ihrer sozialen Schicht hinsichtlich Macht, Ansehen, Ressourcen höherrangig sind als Frauen derselben Schicht. Diese Normen korrespondieren mit und werden abgesichert durch die *Institution der monogamen Ehe*. Wem es in der Frühen Neuzeit nicht gelingt, eine Ehe einzugehen und im eigenen Haushalt zu leben, der untersteht der Gewalt des Vaters oder der hausherrlichen Gewalt des Dienstherrn. Ich übergehe hier die Sonderstellung von Priestern, Mönchen, Nonnen, Gemeindearmen und vagabundierendem Volk. Mit Ehe und Hausstand erreicht der Mann den Erwachsenen-Status nebst zugehörigen Rechten und Pflichten; die Frau erreicht mit der Heirat den Status der Hausmutter und untersteht statt der väterlichen nun der eheherrlichen Gewalt. Einzig in der Ehe gilt die fleischliche Vermischung (Sexualität) als legitim und als eheliche Pflicht. Menschen und Verhaltenweisen, die in diese institutionell abgesicherte Ordnung nicht eingepasst sind, riskieren Sanktionen: der außereheliche Schwängerer, die ledige Schwangere und Mutter, das außereheliche Kind, die Prostituierte, die

gleichgeschlechtlich Liebenden. Gesellschaftlich relevant ist außerdem, dass die Norm der Zweigeschlechtlichkeit die geschlechtsspezifische Verteilung aller Tätigkeiten, Arbeiten und Zuständigkeiten strukturiert und dadurch täglich das, was dem einem und was dem anderen Geschlecht frommt, als Wirklichkeit der Zweigeschlechtlichkeit zur Anschauung bringt. Mit diesem Allem ist allerdings nicht bereits geklärt, inwiefern diese allgemein gültigen Rahmungen in der Frühen Neuzeit tatsächlich Geltung erlangen für die *Geschlechterbeziehungen* zwischen Menschen und die Art und Weise, wie Einzelne ihr Leben und Arbeiten innerhalb und außerhalb ihres jeweiligen Standes, ihrer Korporation, in Stadt und Land und als mit Reichtum Gesegnete oder zu Armut Verdammte gestalten.

Nehmen wir nun das 19. Jahrhundert in den Blick und damit den zügigen Ausbau von kapitalistischer Wirtschaft und Industrie, effizienterer bürokratischer Staatsverwaltung, Rechtsstaatlichkeit, Parlamentarisierung und Demokratisierung. Welche relevanten Kontinuitäten oder Veränderungen treten unter den Bedingungen dieses tiefgreifenden historischen Wandels bei den oben skizzierten Rahmenbedingungen zu Tage?<sup>3</sup>

Die Geschlechterordnung, die Ehe als Institution und die Geschlechtsspezifik der Arbeitsteilungen bleiben im Prinzip erhalten, werden allerdings den neuen Gegebenheiten angepasst. Was der angemessene gesellschaftliche Ort für das männliche und für das weibliche Geschlecht sowie für Männlichkeiten und Weiblichkeiten zu sein hat, wird naturalisiert und sozial verallgemeinert. Ich benenne in sechs Punkten thesenartig die relevanten Veränderungen:

1. Im 19. Jahrhundert werden die alten Beschränkungen der ständischen Gesellschaft endgültig ausgehebelt und die für moderne Wirtschafts-, Gesellschafts- und Politikverhältnisse entscheidende innovative Ausrichtung auf das Individuum verallgemeinert. Das autonom gedachte mobile Individuum ist zunächst jedoch nur der Mann. Dieser erhält den Erwachsenen-Status nun unabhängig von Ehe und Haushalt mit Erreichen eines bestimmten Alters. Ihm öffnen sich die erweiterten Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten der kapitalistischen Marktwirtschaft und der modernen Staatsverwaltung sowie die dem Staatsbürger neu eingeräumten politischen Partizipationschancen. Frauen haben erst im 20. Jahrhundert mit ihrem Kampf um gleiche Rechte und Chancen für erwachsene Frauen und Ehefrauen Erfolg.
2. Die Figur des männlichen Individuums, das seinen Leistungen entsprechend in der Gesellschaft reüssiert, rückt in der öffentlichen Wahrnehmung diejenigen Leistungen in den Schatten, die von Verwandtschaft, Familie und Haushalt für die Gesamtheit aller Sozialverhältnisse und deren generative, kulturelle, soziale und wirtschaftliche Reproduktion erbracht wurden und bis heute werden. Die moderne begriffliche Fassung von Wirtschaft unterschlägt die gesamte Wirtschaft der privat genannten

---

<sup>3</sup> Die folgenden Überlegungen sind ausführlicher erläutert in: Karin Hausen, Arbeit und Geschlecht, in: dies., Geschlechtergeschichte, wie Anm. 1, 238–252, 249–251.

Haushalte. Ebenso wird der moderne Arbeitsbegriff verengt auf marktvermittelte und marktorientierte bezahlte Erwerbsarbeit, ungeachtet der tatsächlichen Gemengelage von regulärer Erwerbsarbeit, bezahlter oder unbezahlter Schattenarbeit, unbezahlter Familien- und Hausarbeit und ehrenamtlicher Arbeit. Der verengte Arbeitsbegriff ermöglicht zwar Eindeutigkeit, befördert aber Fehlwahrnehmungen und Fehlbewertungen von Arbeit im Sinne des Einsatzes von Zeit, Kraft und Können. Er überbewertet systematisch die für Männer ausgelegte ‚richtige‘ Arbeit, die in Geld vermessen, hierarchisch geordnet, nach Berufszweigen ausdifferenziert, professionalisiert und nach Zeiten und Dauer des Arbeitens und Nichtarbeitens unterteilt wird. Heute ist es überfällig, die im engen Arbeitsbegriff ausgeblendeten Formen, Inhalte, Ordnungen und Bewertungen des Arbeitens erneut als gewichtigen Teil des Gesamtsystems geschlechtsdifferent strukturierter und organisierter Arbeit zu berücksichtigen.

3. Das in der Frühen Neuzeit als Arbeitspaar in der haushaltsbasierten Wirtschaft kooperierende Ehepaar verändert sich unter den Bedingungen des entfalteten kapitalistischen Arbeits- und Warenmarktes entscheidend. Männer, Frauen und Kinder leisten ihre Erwerbsarbeiten zunehmend haushaltsfern, individuell, mit unterschiedlichen Zeiten, Orten, Formen und Inhalten des Arbeitens. Doch die Vorstellung der Ergänzung von Mann und Frau im ehelichen Arbeitspaar dient weiter als normatives Muster für weitreichende gesellschaftliche Differenzierungen nach Geschlecht. Im 19. Jahrhundert wird den Körpern eingeschrieben, was die Natur von Weiblichkeit und Männlichkeit mit allen Zuständigkeiten, Arbeitsteilungen und Dominanzgefügen in polarer Gegensätzlichkeit und Ergänzung zu sein und zu bedeuten hat. Dieses diskursive Bollwerk dient dazu, den bedrohlichen Individualisierungsprozess vom patriarchalisch geordneten Ehe- und Familienstand fernzuhalten.
4. Das Prinzip der Geschlechtsspezifität des Arbeitens erhält für die Praxis eine runderneuerte Übersetzung. Die als Einzelkämpfer konditionierten Männer aller Bevölkerungsgruppen sollen familienfern erwerbstätig sein, außerfamiliale Bereiche gestalten und gleichzeitig innerhalb ihrer Familien anerkannt als Oberhaupt, Ernährer und Beschützer von Weib und Kindern wirken. In Ergänzung dazu sollen Frauen möglichst ausschließlich ihren natürlich genannten weiblichen Hauptberuf der fürsorgenden Hausfrau, Gattin und Mutter ausüben. Deshalb bleibt dem weiblichen Geschlecht vorenthalten, was das männliche als Zugewinn erlangt, nämlich das Recht auf selbst bestimmte individuelle Nutzung politischer und wirtschaftlicher Möglichkeiten. Frauen werden unabhängig davon, wie viel Zeit und Kraft sie in den Erwerb investieren und ob sie tatsächlich in einer Ehe leben oder nicht, immer konsequenter dem ihnen zugewiesenen Hauptberuf verpflichtet. Diese unter Beibehaltung der Geschlechterhierarchie den Bedingungen der modernen Erwerbsgesellschaft angepasste geschlechtspezifische Ordnung soll eine Balance zwischen Familienhaushalt einerseits und individualisierend funktionierender Wirtschaft und Gesellschaft andererseits sichern. Zu diesem Zweck aber verschiebt sie die Geschlechterbalance zu Lasten von Frauen. Denn Familie und Haushalt als einzige

Bereiche anerkannter Frauenzuständigkeit werden vom erwerbstätigen Mann abhängig und hinsichtlich öffentlicher Gestaltungsmacht und Wertschätzung im Gefüge der Gesellschaft randständig.

5. Im 19. Jahrhundert soll es für Frauen möglichst keine attraktive Alternative zu ihrer primären Familienzuständigkeit geben. Entsprechende Vorkehrungen sind etwa der Ausschluss von beruflicher und höherer Ausbildung, die verweigerter Vertragsfähigkeit, gesetzlich eingeräumte Kontrolle des Ehemannes über das Vermögen oder Erwerbseinkommen der Ehefrau. Auf dem Arbeitsmarkt sorgen außerdem je länger je mehr geschlechtsdifferente Segmentierungen und Segregierungen der Berufsfelder dafür, dass Frauen generell nur Zugang haben zu sogenannten Frauenarbeiten und dort einzig den mit dem weiblichen Status der Zuverdienerin gerechtfertigten Niedriglohn verdienen können.
6. Die Ordnung der geschlechtsspezifisch aufgeteilten Zuständigkeiten und Arbeiten gilt im 19. und 20. Jahrhundert als fragil. Das signalisieren die öffentlichen Diskurse über Frauenerwerbsarbeit, Fabrikarbeit verheirateter Frauen, die Befreiung der Frauen vom wirtschaftlichen Zwang zur Erwerbsarbeit durch Erhöhung des Ernähreinkommens und, seit Frauen im 20. Jahrhundert von verbesserten Ausbildungs- und Berufs- und Partizipationschancen profitieren, Diskurse über die öffentliche Erziehung junger Frauen für ihren ‚natürlichen‘ Mutter-Beruf und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als Frauendilemma. Es wächst die in Gesetzesvorhaben umgesetzte Überzeugung, dass Industriegesellschaften zum Erhalt von Ehe und Familie sozialstaatlicher Flankierung bedürfen. Vorreiter und Vorbilder sind hierfür der am Ende des 19. Jahrhunderts etablierte gesetzliche Arbeiterinnenschutz und diverse soziale Sicherungen zur Regulierung von Armut und zur Stärkung der Erwerbsposition des Ernährers-Mannes.

Ich wende mich nun der Gegenwart und Zukunft zu. Meine These lautet: Die in den alten Industriegesellschaften so selbstverständliche, sozialstaatlich gestützte geschlechtsspezifische Zuordnung von Zuständigkeiten und Arbeiten wird seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts erstmals prinzipiell in Frage gestellt. Seitdem zielen gesellschaftspolitische Zukunftsvisionen, kleinteilige Politiken des Alltags und individuelle Lebensentwürfe immer häufiger auf eine konsequente Überwindung aller bislang geschlechtsdifferenz strukturierten gesellschaftlichen Arbeits- und Lebensordnungen. Meine verquerten Überlegungen treffen sich im Folgenden mit Queer-Entwürfen, die seit längerem kritisch und kreativ die Utopie einer Gesellschaft ohne strukturell verankerte Zweigeschlechtlichkeit ausgestalten.

Der zunehmend akzeptierte Bruch mit altherwürdigen Kontinuitäten hat mehrere Voraussetzungen. Die ehemals so selbstverständliche Praxis, alle Gesellschaftsbereiche gemäß geschlechtsdifferenter Ordnungen zu strukturieren, verflüchtigt sich. Entscheidend dazu beigetragen hat die internationale feministische Aufkündigung der herkömmlichen Geschlechterordnung. Anhaltende feministische Debatten, Reformbemü-

hungen und flankierende Forschungen über Chancengleichheit, Machtverhältnisse und Gerechtigkeit haben im Laufe der Jahre die frühere Akzeptanz und Legitimität der Geschlechterdifferenz als Funktionselement hochindustrialisierter Gesellschaften erfolgreich unterminiert.

Verstärkend wirkt seit den 1970er Jahren zusätzlich eine soziale Doppelbewegung. Zum einen verliert das jahrzehntelang erfolgreich auf den männlichen Ernährer ausgerichtete Normalarbeitsverhältnis unter dem Druck anhaltender Arbeitslosigkeit seine frühere Verlässlichkeit und zerstört damit die dem männlichen Geschlecht zugemutete Ernährer-Zuverlässigkeit. Zum anderen verändern Frauen mit ihrem Verlangen nach individueller Autonomie, Berufsorientierung und kontinuierlicher Berufsarbeit die weibliche Seite des geschlechtsdiffernten Arbeitssystems. Der Zwang, alternativlos die Ehe als ‚natürlichen Hauptberuf‘ anzustreben, verliert seine Macht. Ehefrauen sind, zumal wenn ihnen ein novelliertes, weniger diskriminierendes Scheidungsrecht entgegen kommt, schneller bereit, eine Ehe auch wieder zu verlassen. Die wachsende Zahl außerehelicher Lebensgemeinschaften bekräftigt die Botschaft, dass für Frauen ein Leben ohne wirtschaftliche und soziale Abhängigkeit vom Ehemann durchaus möglich ist. Dieses Alles macht es plausibel und legitim, die traditionelle Privilegierung von Männern in der Erwerbswelt prinzipiell in Frage zu stellen und für Frauen gleichwertige Karrierechancen und Leistungshonorierungen einzufordern. Hinzu kommt, dass die Ehe als Institution ihre ehemalige Sonderstellung verliert. Das ist unter anderem eine Folge der wachsenden Zahl schwer durchschaubarer Patchwork-Familien, der liberalen Aufkündigung alles dessen, was früher außereheliche sowie lesbische und schwule sexuelle Praktiken sanktionierte, und auch ein Effekt des Rückgangs alltäglicher sozialer Kontrollen in Sachen Sittlichkeit und ehemals massiver Diskriminierung lediger Mütter und unehelicher Kinder.

Die tiefgreifenden Veränderungen der letzten Jahrzehnte sollten allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass es nach wie vor überaus schwierig ist, das strukturell verfestigte Regelwerk der geschlechtsspezifischen Differenzierungen und Hierarchisierungen abzubauen und so zu ersetzen, dass Interessen, Belange, Bedürfnisse und Ansprüche von Menschen – wessen Geschlechts auch immer – gleichberechtigt zum Zuge kommen können.

An diesem Punkt meiner Argumentation erinnere ich noch einmal an die bereits angesprochene Notwendigkeit, erstens den derzeitigen Begriff von Wirtschaft um die Hauswirtschaft zu erweitern, zweitens alle nicht marktvermittelten, häufig unbezahlten Arbeiten in den Arbeitsbegriff einzubeziehen und drittens die bislang sehr wichtige strukturelle Ergänzung von familialem Haushalt und außerhäuslicher Erwerbswirtschaft zu beachten. Die politischen Programme zur Herstellung von mehr Gleichberechtigung zielen meistens auf das voll leistungsfähige erwachsene Individuum. Diese Denkfigur ist hilfreich, um sich von alten Vorstellungen zu befreien, und zugleich gefährlich, wenn nicht ausreichend bedacht wird, was unversehens für alle noch nicht, nicht mehr oder niemals voll leistungsfähigen Menschen auf der Strecke bleiben könnte.

Bislang wird die Erwerbswirtschaft in erheblichem Umfang durch die äußerst flexibel in Familien- und Erwerbsarbeit eingesetzte Arbeit von Frauen gestützt. Dieses geschieht durch unbezahlte Familienarbeiten und – zumal bei öffentlichen Dienstleistungen – durch generell sehr niedrige Lohn- und Sozialkosten für typische marktvermittelte Frauenarbeiten, deren ökonomischer Nutzen durch die Möglichkeit variabel abrufbarer Teilzeit- und Saisonarbeit noch gesteigert wird. Insbesondere die im weitesten Sinne fürsorgenden Leistungen werden auf lange Sicht nicht mehr zu den heute noch sehr günstigen Konditionen von Frauenarbeit zu haben sein; es wird im gesamten Sozial- und Dienstleistungsbereich zu erheblichen Kostensteigerungen kommen. Dies gilt sowohl für die derzeit unbezahlte Kinder-, Kranken- und Altenversorgung innerhalb der Familien als auch für die von qualifizierten Krankenschwestern, Erzieherinnen, Altenpflegerinnen beruflich geleisteten Arbeiten. Die steigende Nachfrage nach derartigen Dienstleistungen werden die schon heute zur Hilfe geholten Arbeitskräfte aus Niedriglohnländern auf Dauer nicht befriedigen können. Angesichts solcher Szenarien ist es erstaunlich, dass zur Zeit immer noch intensiver über den aufgekündigten Generationenvertrag als über die Folgen des aufgekündigten Geschlechtervertrags („sexual contract“, Carole Pateman) debattiert wird. Letzterem gelten nun meine weiteren verqueren Überlegungen.

Hochentwickelte Industriegesellschaften stehen vor der Möglichkeit und Notwendigkeit, auf der Grundlage einer vergleichsweise einfach gewordenen reichhaltigen Versorgung mit materiellen Gütern eine neue soziale Ordnung zu etablieren.

Lassen Sie mich hier nun ein absichtsvoll optimistisches Zukunftsbild entwerfen. Die neue soziale Ordnung wird die derzeit noch primär Männern zugeordneten Erwerbsaufgaben und primär Frauen zugeordneten Familien- und Haushaltsaufgaben wieder zusammenführen in Arbeits- und Lebensformen, die nun geschlechtsunabhängig strukturiert sind. Das erwünschte Angebot an Gütern und Diensten wird durch ein hochwertiges integriertes Angebot bezahlter und unbezahlter, wie auch immer staatlich, marktwirtschaftlich, zivilgesellschaftlich und familial organisierter Arbeiten erbracht. Entscheidend ist, alles Arbeiten als vielgestaltiges individuelles und kollektives Tun wahrzunehmen als Lust und Last, als Zwang und Vergnügen und immer erneut Klarheit darüber zu gewinnen, welche und wie viele Arbeiten notwendig sind, um als Gesellschaft das Leben von Generation zu Generation und für die einzelnen Menschen von der Geburt bis zum Tod menschenwürdig und möglichst angenehm auszugestalten. Die Vielfalt der notwendigen und wünschenswerten Arbeiten, Tätigkeiten und Beschäftigungen real und visionär zu erfassen bleibt deshalb ebenso eine gesellschaftliche Daueraufgabe wie das folgenreiche Aushandeln und Entscheiden, welche Tätigkeiten, in welcher Weise mit welchen individuellen Gestaltungs- und Einkommenschancen verknüpft werden sollen. Bei allen Aufgaben, die – wie die Sorge für Kinder – längerfristige soziale Verbindlichkeit erfordern, sind die ansonsten möglichst frei gestaltbaren individuellen Entscheidungen sozial verträglich abzufedern.

Um eine solche gesellschaftliche Umgestaltung in Gang zu setzen, muss im ersten Schritt die weiblich-männliche Angleichung sämtlicher Arbeitsmöglichkeiten und Erwerbchancen gelingen. Männer müssen in Zukunft, ebenso wie bislang viele Frauen, im Laufe ihres Lebens zwischen Phasen der Erwerbsarbeit und Phasen der Nichterwerbsarbeit wechseln, in eher kurzen Abständen wiederholt ihre Arbeitsfähigkeiten neuartigen Anforderungen anpassen, die für ihre Erwerbsarbeit vorgegebenen Arbeitszeiten und Einsatzorte mit ihren sonstigen Verpflichtungen abgleichen. Frauen sind für ihre Berufsarbeit zukünftig mit gleichwertigen Startchancen ausgestattet wie Männer; sie mobilisieren genauso viel Berufs- und Karriereorientierung und überlegen sich genauso wie Männer, ob sie kurz- oder langfristig aus der Berufsarbeit ausscheiden wollen. Sie werden mit ihrer Erwerbsarbeit dasselbe Einkommen und dieselben Ansprüche und Möglichkeiten eigener Daseinsvorsorge und sozialer Sicherungen erreichen und mit demselben Maß an Autonomie entscheiden, wie und wo sie arbeitend ihre Zeit und Kraft verausgaben wollen. Jegliche geschlechtsspezifische Diskriminierung verschwindet als relevanter Ordnungsfaktor aus dem System des Arbeitens. Männer werden sich ebenso wie Frauen phasenweise, sei es beruflich oder nichtberuflich, sozial engagieren für die tägliche Versorgung, Zuwendung und Fürsorge für andere Erwachsene ebenso wie für Kinder, für gesunde ebenso wie für kranke, alte und sonstige hilfsbedürftige Menschen. Im Wechsel zwischen Beruf und außerberuflichem Lebenszusammenhang werden Männer nun ebenso intensiv wie Frauen ihre ‚Doppelrolle‘, ‚Doppelaufgabe‘ und ‚Doppelbelastung‘ zu bewältigen haben. Das Aufziehen von Kindern und das Sorgen für Hilfsbedürftige, ein früher allein Frauen zugemutetes Berufs- und Einkommensrisiko, betrifft nun gleichermaßen Männer; das ehemals viel beschworene Frauendilemma wird zum Dilemma aller Erwerbstätigen.

Der Übergang in eine entwicklungsfähige, nicht geschlechtsdifferent organisierte Gesellschaft, wird noch viel Zeit beanspruchen und von heftigen Konflikten begleitet sein. Ein gravierendes Hindernis dürfte die insbesondere in der Erwerbswelt, aber auch im Bereich der Familienarbeit bislang privilegierte Platzierung des männlichen Geschlechts sein. Die Beseitigung dieser Privilegien ist schwierig, solange die Bevorzugung nicht als solche wahrgenommen, sondern als ein quasi natürlicher Bestandteil von Männlichkeit gelebt und immer erneut von Mann zu Mann bekräftigt wird. Die derzeit nach Geschlechtszugehörigkeit hierarchisierten Erwerbseinkommen und Erwerbchancen auf ein männlich-weiblich gleichrangiges Niveau zu bringen, heißt den historisch gewachsenen Anspruch auf einen Ernährerlohn ebenso wie den prioritären Ernährersanspruch auf einen Arbeitsplatz zu zerstören. Auch das seit Jahrzehnten strukturell fest verankerte System der Bewertung von Arbeitsleistungen, welches für Frauenarbeiten prinzipiell niedrigere Arbeitseinkommen und daraus abgeleitete Sozialleistungen vorsieht, muss aufgegeben und durch ein geschlechtsneutrales System ersetzt werden.

Für die Etablierung einer androgyn funktionierenden Gesellschaft muss im Gesamtsystem des Arbeitens die männliche Geschlechtsposition relativ zur weiblichen das verlieren, was die weibliche Geschlechtsposition gewinnen soll – und umgekehrt wird die

weibliche Geschlechtsposition das verlieren, was die männliche gewinnen soll. Die Crux dieses Austarierens liegt darin, dass Menschen männlichen Geschlechts bislang darauf ‚geeicht‘ sind, nicht allein den Rückzug von der Vorzugsstellung im Bereich der Erwerbsarbeit als Verlust zu verbuchen. Sie werden wohl auch die familialen und außerfamilialen fürsorglichen Arbeiten und Zuständigkeiten, die sie in Zukunft von der weiblichen Geschlechtsposition übernehmen sollen, eher als Zumutung denn als Zugewinn wahrnehmen. Mein Eindruck ist, dass dem gegenüber Menschen weiblichen Geschlechts schon heute den Gewinn der angestrebten Veränderungen höher veranschlagen als den Verlust. Notwendig ist in jedem Fall eine weitreichende Umwertung des geschlechtsdifferenzierten Werte- und Gesellschaftssystems, bevor die angestrebte Entkoppelung von Arbeitsordnung und Geschlechterordnung tatsächlich umfassend zustande kommen kann. Erst wenn Menschen nicht unter dem Leidensdruck von Verlusten, sondern mit der kreativen Lust möglicher Gewinne daran gehen, ihre eigene Welt des Lebens und Arbeitens androgyn auszugestalten, wird diese Vision einer besseren Zukunft ihre verlockenden Möglichkeiten entfalten können.

Um Sie nicht noch länger vom Programmpunkt „kleines Buffet“ fernzuhalten, beende ich jetzt meine Rede und erspare Ihnen damit die von mir ebenfalls angedachte pessimistische Variante zukünftiger Entwicklungen. Ich danke Ihnen für Ihr Kommen und Zuhören und freue mich nun auf Ihr Mitfeiern.

## Enthüllen und Verbergen: Autobiographische Erzählweisen in der Frühen Neuzeit

Natalie Zemon Davis

*Der vorliegende Artikel stellt einen Ausschnitt aus dem Keynote-Vortrag dar, den Natalie Z. Davis 2011 auf dem Early Modern Workshop: Resources in Jewish History, „Egodocuments: Revelation of the Self in the Early Modern Period“, an der University of Texas at Austin unter dem Titel „Revealing, Concealing: Ways of Recounting the Self in Early Modern Times“ gehalten hat. Der Text wurde für diesen Artikel von Natalie Z. Davis in Zusammenarbeit mit Gabriele Jancke und Claudia Ulbrich gekürzt und von Linda Richter übersetzt. Der Beitrag thematisiert einige für die Autobiographieforschung wichtige Aspekte. Im ersten Teil dieses Artikels stehen Fragen des Genres und des anvisierten Publikums im Zentrum, die Natalie Z. Davis unter dem Stichwort „Revealing“ analysiert. Der zweite große Aspekt ihres Vortrags befasst sich mit dem „Concealing“ und den Strategien, die dahinter stehen können. Für den Druck wurde eine Bibliographie mit den Angaben der erwähnten und zitierten Quellen angehängt; in mehreren Fällen werden auch die deutschen Übersetzungen beziehungsweise deutschen originalsprachlichen Ausgaben angegeben. Für die Vortragsfassung wird auf die Online-Version verwiesen; der Vortrag ist in voller Länge online abrufbar.<sup>1</sup>*

### 1. Enthüllen

Wenn Menschen über sich selbst schreiben, entscheiden sie sich für ein bestimmtes Genre und damit auch für ein anvisiertes Publikum. Beide bilden einen Rahmen autobiographischen Erzählens. Grundsätzlich kann man unterscheiden zwischen Lebensgeschichten, die für sich alleine stehen (*stand-alone lives*), und solchen, die mit anderen Genres verwoben oder verknüpft sind. Glikl Hameln, Leon Modena und Marie de l'Incarnation sind Beispiele aus dem 17. Jahrhundert für *stand-alone lives*. Die Kauffrau Glikl Hameln schrieb

<sup>1</sup> Vortrag als Video unter <http://wescholar.wesleyan.edu/emw/emw2011/>; der vollständige Vortragstext findet sich unter <http://medievalstudies.ceu.hu/events/2011-11-01/open-seminar-with-natalie-zemon-davis>.

ihr Leben in jiddischer Sprache für ihre „lieben Kinder und Enkel“ auf – ihre Ehemänner, ihre Kinder, ihre Geschäfte, ihre Sorgen und moralischen Reflexionen, und all dies kommentierte sie mit Volksmärchen. Der gelehrte Rabbi Leon Modena schrieb in „chaje Jehuda“ (1618, englisch „Life of Judah“) sein Leben in hebräischer Sprache auf für „my sons, the fruit of my loins and to their descendants, and [for] my students, who are called sons“ – seine Predigttriumphe in Venedig und seine Publikationen, seine Schicksalsschläge und seine Spielsucht, seine Familie. Marie de l’Incarnation schrieb ihre geistliche Autobiographie – ihren Lebenslauf von der Handwerkerin und verwitweten Mutter in Tours zur Mystikerin und danach ursulinischen Lehrerin und Missionarin der amerikanischen UreinwohnerInnen in Québec – auf Französisch für ihren Sohn, den sie für Gott verlassen hatte.

Keine dieser drei Personen beabsichtigte, ihre Lebensgeschichte zu veröffentlichen. Glikl Hameln wäre beunruhigt gewesen, wären ihre Erzählungen an jemanden außerhalb der Familie gelangt, und innerhalb dieser verblieb auch ihr Manuskript bis 1896. Leon Modena rechnete zwar mit einer begrenzten Zirkulation unter seinen ehemaligen jüdischen Schülern, hätte aber sein Manuskript nicht viel weiter gelangen lassen wollen. Auch ihm wurde dieser Wunsch erfüllt, denn öffentlich erwähnt wurde das „Life of Judah“ erstmals in der Mitte des 19. Jahrhunderts von Juden, die eine Geschichte jüdischer Gelehrter verfassten.

Die geistliche Autobiographie von Marie de l’Incarnation hatte ein anderes Schicksal. Durch ihren Beichtvater dazu ermutigt, ihre „Relation“, wie sie den Text nannte, zu verfassen, hatte Marie ihrem Sohn Claude, nunmehr Benediktiner in Frankreich, das Versprechen abgenommen, entweder das Manuskript zu verbrennen, nachdem er es gelesen hätte, oder es an ihre ursulinische Nichte weiter zu geben. Sobald sie gestorben war, veröffentlichte er jedoch ihre Lebensgeschichte mitsamt seinen eigenen Kommentaren. In das Vorwort fügte er Maries Brief ein, in dem sie ihm das Versprechen entlockte, dass nur er und ihre Nichte das Manuskript zu Gesicht bekommen würden. Auf diese Weise demonstrierte er den LeserInnen die Demut seiner Mutter in Bezug auf ihre Gaben und seinen eigenen rechtmäßigen Vertrauensbruch, sie dennoch der Welt zugänglich zu machen.

Dom Claude hatte das aufgeschriebene Leben seiner Mutter in ein kollaboratives Unterfangen beider verwandelt, doch manchmal entstand eine frühneuzeitliche Autobiographie auch als Diktat. Als Beispiel möchte ich „The History of Mary Prince, A West Indian Slave. Related by Herself“ erwähnen, niedergeschrieben von der jungen Abolitionistin Susanna Strickland mit dem Anspruch, sich dabei an Marys „own simple story and language“ zu halten.

Nach dieser Auswahl von *stand-alone lives* soll es nun um Selbstzeugnisse gehen, die mit anderen Genres verwoben oder verknüpft sind. Beginnen will ich mit einer Form, an der genau wie in „The History of Mary Prince“ ein Erzähler/eine Erzählerin sowie ein Verfasser/eine Verfasserin beteiligt sind: die Berichte christlicher Missionare über ihre KonvertitInnen.

Die jesuitischen „Relationen“ aus Kanada im 17. Jahrhundert umfassten lange Zitate der KonvertitInnen über ihre Lebensgeschichte und emotionale Transformation,

ursprünglich in einer Sprache der Algonquin oder Irokesen formuliert und zur Veröffentlichung von den Jesuiten ins Französische übersetzt. Die Jesuiten waren gute Sprachenkenner, doch wer kann beurteilen, wie nahe diese Reden den tatsächlichen Worten der amerikanisch-indianischen SprecherInnen kamen?

Ein Beispiel, dessen Verlässlichkeit ich besser beurteilen kann, stammt aus den Regenwäldern Surinams im späten 18. Jahrhundert, wo die Herrnhuter Brüdergemeine mehrere Jahrzehnte lang daran gearbeitet hatte, die Maroons zu bekehren. Einer ihrer wenigen Erfolge war ein Mann namens Alabi, Nachfahre von Sklaven, die von den Plantagen jüdischer SiedlerInnen geflohen waren, und selbst der Erbe für die Position des Häuptlings des Saramacca-Stammes. Seine Kreolsprache, das Saramaccaans, basierte teilweise auf dem Portugiesisch, das von den jüdischen SiedlerInnen gesprochen wurde. Nach seiner Taufe auf den Namen Johannes Arrabini arbeitete er mit einem der Missionare zusammen an einem saramaccaans-deutschen Wörterbuch. Die Herrnhuter Tagebücher und Berichte sind voller Hinweise auf und Zitate von Alabi, sogar mit Briefen, die er auf Saramaccaans diktiert hatte und die von den Brüdern ins Deutsche übersetzt worden waren. Sie zitieren ihn, dass er Folgendes gesagt hätte, als er sich seinem dreißigsten Lebensjahr näherte:

[...] vor diesem hatte ich niemals Ruhe, bald mußte ich meine Seele speisen, bald den bald jenen Gado befriedigen, bald jenen längst Verstorbenen begütigen, daß er mich nicht tödten solle, bald die bald jene Obia machen und [mich damit] reinigen. Nun bin ich von aller der Last, Plage und Furcht befreyt. Dank sey dem lieben Heiland, der mich davon befreyt hat.

Jahre später und fast sechzig Jahre alt erzählt er seine Vergangenheit mit zwei ehemaligen Konvertiten:

Ich war der Hauptanführer bei allen Tänzen und Lustbarkeiten, wie ihr wißt; auch ist euch bekannt, wie wir als Heiden in allen Greueln gelebt haben mit Fresen und Saufen und ich war ein berühmter Trommelschläger dabei, und du Josua und du Andreas, ihr wart Meister im Singen und Schreien; unsre Weiber und Kinder tanzten dabei, und so tobten wir ganze Nächte hindurch. Dann machten wir uns Götter von Holz, von Lehm und dergleichen, weihten sie ein und schütteten zu essen und zu trinken vor ihnen hin, empfahlen uns ihnen, warfen uns und unsere Kinder ihnen zu Füßen, knieten und beteten sie mit vielem Ernst an und trugen ihnen unsere Anliegen vor, welche doch nur auf äußere Glückseligkeit gerichtet waren; wir dachten, wir täten ein gutes Werk; aber wir haben damit dem Teufel gedient. Doch hat sich Gott unser erbarmt[.]

Alabis Fragmente einer Autobiographie sprühen vor Lebendigkeit und Einsicht über seine Phase als junger Erwachsener. Gleichzeitig sind sie weniger formelhaft als die „Lebensläufe“, die von Herrnhuter Konvertiten in Nordamerika geschrieben wurden.

Eine weitere Option derer, die ihr eigenes Leben erzählen wollten, bestand darin, es an die Biographie anderer anzuhängen. Seit dem Mittelalter fügten die arabischen Autoren biographischer Lexika, der unter muslimischen Gelehrten so beliebten *tabaqat*, ihre eigenen Lebensgeschichten zwischen die der Koryphäen ein. Welche Eigenarten diese auch einschließen mochten, sie wurden auf diese Weise Teil der Gemeinschaft solcher Leute, deren Glaubwürdigkeit ernst genommen wurde – ein wichtiger Punkt in einer kulturellen Tradition, die von Überlieferungsketten bestimmt wurde.

Im westlichen Europa verbanden manche Menschen ihre Geschichte mit der eines nahen Verwandten oder einer hochstehenden Person. Montaigne verglich sich in seinen „Essais“ unzählige Male mit seinem Vater und meinte, sein erwachsenes Selbst sei teilweise die Erfüllung der Pläne seines Vaters. Der Gelehrte Jacob Emden, der seine Autobiographie in seinen Vierzigern zu schreiben begann, leitete sie mit einer Auflistung seiner Vorfahren ein und schloss daran eine vollständige Biographie seines Vaters an, des angesehenen Rabbis Zwi Hirsch Ashkenazi. Die Komplexität von Emdens Beschreibung, wenn er seinen Kindern von Gottes Gaben an ihn und von seinen Leiden erzählt, entsteht durch die Gegenüberstellung von Biographie und Autobiographie: Sein eigenes Leben wiederholt das seines Vaters, weicht aber auch davon ab – was es Emden erlaubt, seine Einwände gegenüber seinem verehrten Erzeuger darzulegen.

Christliche Frauen benutzten, wenn sie nicht als Mystikerinnen oder Pilgerinnen schrieben, manchmal die Lebensgeschichten ihrer Ehemänner als einen Weg zur Selbstdarstellung. So schrieb zum Beispiel die französische Calvinistin und Adelige Charlotte Arbaleste eine Biographie ihres Mannes Philippe du Plessis de Mornay, einer führenden Figur in den französischen Religionskriegen, und vermochte so ihre eigene Lebensgeschichte in seine hineinzuflechten. Im England des 17. Jahrhunderts hängte die Puritanerin Lucy Apsley Hutchinson ihre eigene kurze Lebensgeschichte an eine Biographie ihres Mannes Colonel John Hutchinson, einer führenden Persönlichkeit in der Englischen Revolution, an. Dieses Format legitimierte die Kommentare dieser Frauen zum öffentlichen Leben ebenso wie ihre Selbstbeschreibung.

Auch andere, weit ehrgeizigere Genre-Verknüpfungen waren möglich für Selbstzeugnisse. Als der einflussreiche Vertreter und Verteidiger jüdischer Gemeinden im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation zur Zeit Maximilians und Karls V. verflocht der Elsässer Josel von Rosheim seine eigenen Handlungen und Interventionen in eine hebräische Chronik zeitgenössischer Mühseligkeiten. In einem größeren Maßstab hängte der Jurist, Diplomat und Gelehrte Ibn Khaldun, der in seinem rhythmischen Arabisch um 1400 in Nordafrika schrieb, seine Autobiographie am Ende seines „Livre des Exemples“ (*muqaddima*) an, der berühmten Einführung in die Universalgeschichte und Darstellung der Weltgeschichte bis zu seiner eigenen Zeit. Seine Autobiographie war auch ein Beitrag zur historischen Darstellung, insofern er Höfe von al-Andalus bis Kairo besuchte und in Damaskus den mongolischen Eroberer Timur Lenk traf. Wichtiger noch ist, dass Ibn Khaldun Biographien seiner Lehrer und auch der Lehrer seiner Lehrer in seine Lebensgeschichte einfügte; dadurch etablierte er seine Verlässlichkeit

und seinen Wert als Gelehrter, der, so behauptete er zu Beginn seines „Livre des Exemples“, dabei war, seinen LeserInnen „a new science“ zu geben.

Ibn Khalduns Reisen waren seiner Lebensgeschichte untergeordnet. Andere Autoren indes machten ihre Reisen zum Träger der Erzählung und organisierten ihre Selbstdarstellung darum herum. Lassen Sie mich an dieser Stelle zwei Beispiele erwähnen, die wichtig für meine eigene Forschung sind. Das erste ist „The Book of the Cosmography and Geography of Africa“ („Beschreibung Afrikas“), 1526 auf Italienisch von einem Mann verfasst, der in Europa als „Leo Africanus“ bekannt ist, der aber als Hasan ibn Muhammad ibn Ahmed al-Wazzan in Granada geboren worden war, etwa zu der Zeit, als dieses muslimische Königreich an seine spanischen katholischen Eroberer fiel. Aufgewachsen und ausgebildet in Fes, wurde al-Wazzan Diplomat für dessen Sultan. In dieser Funktion reiste er durch das nördliche und das subsaharische Afrika und den östlichen Mittelmeerraum bis Istanbul. Auf der Rückreise von Kairo nach Fes 1518 wurde sein Boot von christlichen Piraten gekapert, und er wurde Papst Leo X. übergeben, der einerseits ein Patron der Künste war und andererseits gleichzeitig versuchte, einen Kreuzzug gegen ‚den Türken‘, die Osmanen, zu organisieren. Nach einem Jahr Gefangenschaft konvertierte al-Wazzan zum Christentum, und ihm wurden die Namen des Papstes, Giovanni Leone, gegeben. Während seiner nächsten sieben Jahre blieb er in Italien, unterrichtete und transkribierte Arabisch für hochgestellte Persönlichkeiten, verfasste ein Arabisch-Hebräisch-Lateinisches Wörterbuch zusammen mit einem gelehrten Juden und schrieb schließlich auch Bücher – unter denen die „Geography of Africa“ das wichtigste ist –, um die Welt Afrikas und des Islams europäischen LeserInnen vorzustellen. Im Jahr 1527 kehrte er nach Nordafrika und zum Islam zurück, vermutlich ohne je zu erfahren, dass sein Afrika-Buch 1550 in Venedig veröffentlicht und ein europäischer Bestseller werden würde.

Die „Geography of Africa“ ist ein Buch mit Genremischung – eine Geographie, eine Geschichte und ein Reisebericht. Bei dem Reisebericht handelt es sich um eine *rihla*, eine althergebrachte Form des arabischen Schrifttums, in diesem Fall auf Italienisch verfasst. Al-Wazzan organisierte das Buch nach geographischen Einheiten: die Königreiche des Maghreb, mit einer ausführlichen Darstellung Marokkos; das „Land der Schwarzen“ (das heißt der Sudan) und schließlich Ägypten. Doch während er von Stadt zu Stadt, Dorf zu Dorf und von den Berggegenden zur Wüste zieht, baut er viele Geschichten aus seinem eigenen Leben ein, so wie sie sich auf diese Orte beziehen: von seiner Kindheit, aus der er von Besuchen bei Schreibern und seinen Vorstellungen über *djinn*s erzählt, bis hin zum Erwachsenenalter, wo er gefährliche Abenteuer bei seinen Karawanenreisen, seine Gespräche mit Diplomaten, ortsansässigen Juden, Richtern und Händlern, seinen Empfang an unterschiedlichen Höfen und vieles mehr schildert. Gestützt durch den Reise-Rahmen, zeigt das so entstehende Porträt einen flexiblen, sehr erfahrenen und gut ausgebildeten Mann, mit seinen eigenen Urteilen, aber immer noch neugierig auf die unterschiedlichen Weisen, in denen Menschen leben und denken.

Mein zweites Beispiel ist die „Narrative of a Five Years Expedition against the Revolted Negroes of Surinam“, verfasst in den späten 1770er und 1780er Jahren von John Gabriel Stedman und schließlich veröffentlicht 1796 in London mit Illustrationen, die nach Stedmans Zeichnungen gestochen waren. Geboren in den Niederlanden als Kind eines schottischen Militärs und einer niederländischen Mutter, folgte Stedman seinem Vater in die Schottischen Brigaden, nachdem er seine Jugend frei umherstreifend in den Niederlanden genossen hatte. Im Jahr 1773 wurde er Hauptmann in einer Spezialeinheit, die eigens rekrutiert war, um den Siedlern in der niederländischen Kolonie Surinam bei der Beendigung von Aufständen und Überfällen auf Plantagen der Maroons zu helfen (die Rebellen waren nicht die Saramacca Alabis, die bereits Frieden mit der Kolonialregierung geschlossen hatten, sondern eine andere Gruppierung von Stämmen).

Stedmans „Narrative“ behandelt seine Jahre in Surinam von seiner Ankunft zu Beginn des Jahres 1773 bis zu seiner Abreise im Frühjahr 1777. Genau wie al-Wazzans „Geography of Africa“ ist sie ein Buch gemischter Genres, in diesem Fall basierend auf Stedmans Abenteuern in Surinam. Sie ist eine militärische Geschichte, in der die europäischen Soldaten in den insektenschwangeren Sümpfen der Regenwälder feststecken, deren Wege aber die aufständischen Maroons genau kennen. Sie beschreibt die Flora und Fauna Surinams und erzählt etwas aus der Geschichte der Kolonie; sie bietet eine Ethnographie der einheimischen Bevölkerung, die die Regenwälder mit den Maroons teilte, und der afrikanischen Sklaven, die den Zucker und Kaffee auf den Plantagen anbauten. Sie bringt ethische und politische Kommentare zur Sklaverei, die die grausame Bestrafung von Sklaven energisch verurteilen, jedoch diese Institution für Menschen afrikanischen Ursprungs verteidigen, solange sie human behandelt würden. Sie erzählt außerdem von Stedmans liebevoller Intimität mit einer schönen jungen Sklavin, Joanna, von ihrer gemeinsamen Zeit, der Geburt ihres Sohnes Johnny und Stedmans Kummer, als er sie beide in Surinam zurücklassen muss, Joanna immer noch als Sklavin. Stedman stellt sich durchgängig als empfindsamen Menschen dar, mit Mitgefühl sogar für die Maroons, die er töten muss, mit Entrüstung über übermäßige Grausamkeit und mit Wertschätzung für Qualität, wo immer er solche antraf. Ich werde gleich auf diese Strategie der Selbstdarstellung und einige der darin liegenden Probleme zurückkommen.

Frühneuzeitliche Selbstbeschreibungen tauchen auch noch in anderen Genres als jenen auf, die ich bereits erwähnt habe. Aussagen und Geständnisse vor Gericht etwa erzeugen Selbstdarstellungen, wenn auch innerhalb eines obrigkeitlich festgesetzten Rahmens. Zum Beispiel habe ich Kriminal-Akten in Surinam als Quelle für Selbstzeugnisse von Sklaven durchforstet, von denen uns anderweitig wenige direkte Aussagen überliefert sind. Ich möchte damit unterstreichen, dass sich unabhängig davon, welches Genre den Rahmen für ein Egodokument abgibt, sowohl das Genre als auch das intendierte Publikum auf die Selbstkonstruktion auswirkt, das heißt auf das, was gesagt wird, ebenso wie auch auf das, was *nicht* gesagt wird.

## 2. Verbergen

Was meine ich mit dem Nicht-Gesagten, dem Schweigen und den Leerstellen in einem Selbstzeugnis? Ich meine damit nicht eine Art von Mangel des individuellen Bewusstseins, so als ob alle Selbst-Porträts an Absichten und Praxis von Michel de Montaigne gemessen werden müssten. Mir geht es vielmehr um Verhüllungen oder Auslassungen, die direkt durch das Selbstzeugnis hervorgerufen werden, die in seiner Erzählung angelegt sind.

Zwei Beispiele aus Glikl Hamelns Autobiographie fallen mir dabei ein. Im ersten geht es um das Geschäft, dessen Wechselfälle und Ungewissheiten eine dramatische Linie durch ihr ganzes Buch hindurch abgeben, von den frühen Errungenschaften Glikls und ihres ersten Ehemannes Chajim in Hamburg bis hin zum spektakulären Bankrott ihres zweiten Mannes Hirsch Levy in Metz. Geschäftspartner, die unehrlich waren und Chajim betrogen, nannte Glikl durchgängig mit Namen und stellte sie bloß. Dennoch bot ihr Text dafür einen sicheren Ort, da ihre Abrechnung auf Jiddisch innerhalb ihres familiären Netzwerkes verbleiben würde. Nur ein einziges Mal gab sie keinen Namen an: bei einem jüdischen Kaufmann, der nach Chajims Tod über ihre jungen und nun verwaisten, ebenfalls im Handel tätigen Söhne eine negative Beurteilung ihrer Kreditwürdigkeit abgegeben hatte, sodass sie ihre Wechsel an der Hamburger Börse nicht einlösen konnten. Sogar während sie Gott anrief, um ihre Söhne zu rächen, sagte sie von dem Kaufmann lediglich: „Ich kann den Mann, den ich in Gedanken habe, nicht beschuldigen, denn ich weiß seine Gedanken nicht. Der Mensch sieht ins Auge, Gott ins Herz.“ Die Macht und die Beziehungen dieses Mannes zur Familie waren zu wichtig, um Gerede zu riskieren.

Dies ist eine kleine, taktische Verhüllung. Ein anderes Schweigen schneidet sehr viel tiefer in Glikls Leben ein, nämlich dasjenige über die Bandbreite ihrer Gefühle für Hirsch Levy, ihren zweiten Mann. In den frühen Büchern ihrer Autobiographie, verfasst nicht lange nachdem Chajim Hameln im Alter von 43 Jahren gestorben war, evozierte sie die große Liebe, den Trost und Austausch, die zwischen den beiden existiert hatten, sogar in schwierigen Zeiten. Eine Beschreibung ihrer intimen Gefühle war also durchaus in Glikls Palette zur Darstellung ihrer Vergangenheit vorhanden. Über ein Jahrzehnt lang blieb sie Witwe und wies Heiratsangebote aus ganz Deutschland zurück; dann im Jahr 1699 stimmte sie zu, den Witwer Hirsch Levy aus Metz zu heiraten, einen wohlhabenden Finanzier, Hoflieferanten der Armee Ludwigs XIV. und Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Glikls Bericht über die Anfänge dieser Ehe wurde zwei Jahre nach ihrer Hochzeit verfasst, als Folge des spektakulären und demütigenden Bankrotts von Hirsch Levy. Sie brach in Ärger und Selbstvorwürfe aus, in diese Heirat eingewilligt zu haben, die ihr so unerwartet Entbehrung und Ehrlosigkeit eingebracht hatte. Sie warf Hirsch keine schlechten Geschäftspraktiken vor – „mein Mann [ist] ein wackerer Mann gewesen, und wie er vorgegeben, auch ein reicher Mann. [...] Auch hab ich gesehen, daß [er] ein

großes Geschäft führt und gar richtig in seinen Sachen ist“ –, sondern sah den Fehler bei seinen Gläubigern und den Zeiten. Dies verminderte jedoch nicht ihre tiefe Enttäuschung angesichts des Unglücks.

Doch es gibt noch ein weiteres stumm gemachtes Thema in diesen Seiten. „Ich hätte es mir nicht in den Sinn kommen lassen sollen, wieder einen anderen Mann zu nehmen“, berichtete sie den Kindern, die ihr Buch eines Tages lesen würden, „[denn] ich hätte doch keinen Reb Chajim Hameln wieder bekommen können.“ Als sie sich Metz näherte, war sie erfüllt von „Melancholie“, obwohl die Briefe ihres zukünftigen Ehemannes an sie voller Respekt und Heiterkeit gewesen waren: „[Ob] mir mein betrübtes Herz das Ende zugetragen hat, oder ob es mir doch weh gewesen, daß ich mich wieder zu einem anderen Mann geben sollte.“

Nachdem sie sich in Hirsch Levys Haus eingerichtet hatte, wo sie „so viel rares Silber und Gold gesehen“ hatte wie „bei keinem reichen Mann in ganz Deutschland“, wurde sie von ihren Stiefkindern und der angeheirateten Verwandtschaft ständig daran erinnert, wie die Dinge von dessen erster Ehefrau Blümchen, die erst ein Jahr zuvor verstorben war, gemacht worden waren. Und dann, schrieb Glikl, habe ihr Mann

in der Nacht gar viel gestöhnt und ich habe ihn unterschiedliche Male gefragt, was ihm fehlt und warum er so stöhnt. Hat er gesagt, daß ihm nichts fehlt, das wäre so seine Natur und Gewohnheit [...] [Ich] habe mir anfangs eingebildet, weil die ganze Welt gesagt hat, daß er mit seiner ersten Frau gar so gut gelebt hat, er selbe noch nicht vergessen könnte.

Ihre Schwiegerfamilie versicherte ihr, dass er auch in seiner ersten Ehe nachts gestöhnt habe, doch „[zu] Zeiten“, sagte Glikl, habe es sie „verdrossen“.

In Glikls Beziehung mit Hirsch Levy haben wir eine Geschichte, von der sie entschieden hatte, sie nicht in aller Vollständigkeit zu erzählen. Im letzten Buch ihrer Autobiographie, geschrieben 1715, nachdem Hirsch mehrere Jahre tot war, ruft sie immer noch die Zeit ihrer Schwierigkeiten in reduzierten Vermögensumständen ins Gedächtnis, spricht aber von Hirsch mit Respekt – für seine Frömmigkeit, für das Ansehen, das er in der Gemeinde einmal gehabt hatte, und für den Beitrag, den er dafür geleistet hatte – und mit Verständnis für seine Bedrängnisse. „Gott [hat] ihn in das Ewige zu sich genommen [...] Er ist in seine Ruhe gegangen und hat mich in Elend und Trübsal sitzen lassen.“ Aber welche Art von Liebe zwischen den beiden bestanden haben mag, das hat Glikl nicht für ihre Kinder aufgezeichnet.

Leon Modenas „Life of Judah“ enthält ebenfalls einige rätselhafte Passagen in sich, die zu Nachfragen einladen, zum Beispiel sein Verweis unter „Miseries of my heart“ auf „My son Mordecai [...] with Raphael Spira [...] and afterward until his death, with the Morisco, may his name be blotted out.“ Aber an dieser Stelle möchte ich die andere Seite der Medaille betonen: nämlich, wie viel er über sich selbst und seine jüdische Gemeinde in der Autobiographie enthüllt, geschrieben auf Hebräisch für seine Söhne

und Schüler. Streitigkeiten, Verschwörungen und Feindschaften im Ghetto; jüdische Hehler in Teilhaberschaften mit christlichen Dieben; mutwillige, wenngleich geliebte Söhne – streitbare, wenngleich loyale Ehefrauen; und vor allem Leons eigene Leidenschaft für das Glücksspiel, die sein ganzes Leben lang immer wieder auftaucht und die Mitgiften seiner Töchter und das Wohlergehen seiner Familie aufs Spiel setzt: Dies ist das jüdische Leben, das sich herauskristallisiert, zusammen mit Leons eloquenten Predigten und gelehrten Publikationen und denen anderer jüdischer Gelehrter. Leon entwarf ein anderes Bild in seiner „*Historia de gli riti hebraici ...*“ („Geschichte der hebräischen Riten ...“), ursprünglich auf Italienisch für König James I. um 1615 geschrieben und 1637 in Paris, ein Jahr später in Venedig veröffentlicht. Die Fehden im Ghetto sind getilgt, und die christlichen LeserInnen hören lediglich über die „*Pitie and Compassion [of the Jewish Nation] toward all people in want*“; kein Wort über Juden, die in Glücksspielen verstrickt sind, nicht einmal in Bezug auf Feiertage wie Chanukkah oder Purim, an denen dies erlaubt wäre.

Das hebräische „*Life of Judah*“, als Manuskript belassen, war ein sicherer Raum für Erfahrungen und Affekte, die vor den Christen verborgen bleiben sollten. Falls die regelmäßigen christlichen Besucher des Ghettos, und von denen gab es in Venedig einige, etwas von diesen jüdischen Geheimnissen erfuhren, sollte doch das öffentliche Gesicht jüdischer Riten und Bräuche maßvoll und wohlwollend sein, eine Antwort auf gelehrte antisemitische Abhandlungen seiner Zeit.

Diese Achsen des Enthüllens/Verbergens und des Die-Wahrheit-Sagens/Dissimulierens haben ihren Platz auch in den Büchern von Hasan al-Wazzan und John Gabriel Stedman, und in diesen Fällen haben wir zusätzlich eine zweite Quelle, die die Strategien ihrer Selbstzeugnisse erhellen kann. In der „*Geography of Africa*“ al-Wazzans war es seine religiöse Positionierung, die er zu verschleiern hatte. Als Christ in Italien musste Giovanni Leone einen Text schreiben, der seine christlichen LeserInnen nicht vor den Kopf stoßen würde, von deren Wohlwollen sein Leben und seine Freiheit abhingen. Doch als Muslim musste Hasan ibn Muhammad al-Wazzan einen Text schreiben, der, sollte er in muslimische Hände fallen, eines Tages verteidigt werden könnte, wenn er, wie er sagte, plante, „*to return safe and sound, God willing, to North Africa.*“

Einen Hinweis auf seine Strategie gibt er in einem vorangestellten Volksmärchen. Er hatte eine allgemeine Übersicht über die Laster und Tugenden von Menschen in unterschiedlichen Teilen Afrikas präsentiert. Doch würden die LeserInnen denken, dass er als Afrikaner nur die Laster, nicht aber die Tugenden hätte? Um ihnen ein solches Urteil auszureden, erzählt er das Märchen eines amphibischen Vogels, der entweder in der Luft oder im Wasser leben konnte. Er blieb bei den Vögeln, bis der König der Vögel kam, um Steuern einzutreiben, woraufhin er unverzüglich ins Wasser tauchte und mit den Fischen lebte, bis der König der Fische kam, um Steuern einzutreiben, und er sofort wieder aus dem Wasser zu den Vögeln zurück schoss. Und so machte er es immer weiter, ohne jemals Steuern zu zahlen.

Der Autor folgert daraus, dass, wann immer ein Mann einen Vorteil für sich ausmacht, er diesem folgen wird: „I will do like the bird [...] If the Africans are being vituperated, [this writer] will use as a clear excuse that he was not born in Africa, but in Granada. And if the Granadans are being railed against, he will find the excuse that he was not brought up in Granada.“

In seinem Buch also versprach al-Wazzan, die Wahrheit über Afrika und sich selbst zu erzählen, aber ohne sich festnageln zu lassen. Er gab zahlreiche Hinweise, dass er den Großteil seines Lebens als Muslim gelebt hatte, und auf seine muslimische Erziehung, nahm aber fast immer nur als „this author“ oder „he“ auf sich Bezug. (Das „I will do like the bird“ ist eine von drei oder vier Stellen, an denen in dem 900-seitigen Manuskript von der ersten Person Gebrauch gemacht wird.) Er beschrieb die vier Schulen des islamischen Rechts in Kairo mit Bewunderung für die Debatten, die er dort gehört hatte; er lobte die Erkenntnisse der großen Theologen, die er gelesen hatte, wie al-As-hari und al-Ghazali; er rühmte die Frömmigkeit heiliger Männer im Atlasgebirge, die er kannte. Die kritischen Bemerkungen, die er machte, waren nicht die eines christlichen Außenseiters, sondern eines sunnitischen Juristen: Spott über populären Aberglauben und Verurteilung schiitischer Häresie. Er bezeichnete sogar mehrfach Mohammed als den Propheten. Um sicher zu gehen, gebrauchte er nie die Anrufungsformel, die in muslimischen Schriften *immer* auf den Namen des Propheten folgen muss, so wie „möge Allah ihn segnen und ihm Frieden geben“ – fügte jedoch in sein Manuskript auch die Adjektive der Verhöhnung nicht ein („teuflich“, „verdammenswert“, „betrügerisch“ und dergleichen), deren Verwendung von einem christlichen Autor in Bezug auf Mohammed und seine Lehren verlangt wurde, vor allem wenn er ein Konvertit war.

Al-Wazzans damaliger Status als Christ wurde den LeserInnen nur in dem Kolophon seines Manuskripts enthüllt, wo er seinen christlichen Namen „Joan Lione Granatini“ verwendete. Er beschrieb gelehrte Nestorianer und jakobitische Klöster, umschiffte aber deren christliche Doktrin. Nur ein einziges Mal bezog er sich auf ein christliches Gebet, als er schrieb, dass ein Gift, das im Königreich Nubien verkauft würde, so stark sei, dass es einen Menschen „in the time it would take to say a Pater Noster“ töten könne. Kriege zwischen europäischen Christen und Muslimen in Nordafrika über die Jahrhunderte hinweg ebenso wie Kämpfe, an denen er selbst teilgenommen hatte, beschrieb er mit bemerkenswerter Ausgewogenheit.

Die Unparteilichkeit in al-Wazzans Buch war für das 16. Jahrhundert außergewöhnlich, sowohl unter muslimischen wie christlichen Autoren. Tatsächlich verstärkte sein christlich-humanistischer Herausgeber Giovanni Battista Ramusio die christlichen Bezüge für die Ausgabe von 1550 in Venedig; neben anderen Änderungen ersetzte er „in the time it would take to say a Pater Noster“ durch das Adverb „suddenly“. Die Übersetzer der gedruckten französischen, lateinischen und englischen Ausgaben gingen noch weiter. Wo al-Wazzan in seinem Manuskript geschrieben hatte, dass es in Afrika jüdische und christliche Königreiche gegeben hatte „until the coming of the sect of

Muhammad. In the year 268 of the Hijra, the people of Libya became Muslims by certain preachers“, schrieb der französische Übersetzer stattdessen: „the damnable Mohammedan sect began to spread in the year 268 of the Hijra. Then disciples of Muhammad came to preach [...] and by deceptive words and false exhortations drew the hearts of the Africans to their false and Satanic law.“

Dennoch kommen auch in den gedruckten Versionen von al-Wazzans Buch seine psychologischen und religiösen Strategien zum Vorschein, Afrika und sich selbst für Europäer zu beschreiben – verspielt, manches für sich behaltend, sich distanzierend, vergleichend –, und enthüllen eine Person, die mit einer doppelten Weltsicht lebt.

Das *knotty* Problem in der Selbstdarstellung von John Gabriel Stedman in Surinam war ein anderes. Auch er deutete seinen LeserInnen die Quelle dieses Problems durch ein Märchen an, die Geschichte von Inkle und Yariko, die in Europa seit dem 17. Jahrhundert vielfach erzählt wurde. Der Kaufmann Inkle, in der Karibik schiffbrüchig geworden, war dort von der liebevollen Yariko versorgt und beschützt worden und hatte mit ihr in einer Höhle zusammen gelebt. Inkle überredete Yariko, mit ihm zusammen nach England zurückzukehren, doch als ihr Boot in Barbados angelegt hatte, verkaufte er sie in die Sklaverei.

Stedman sei kein Inkle, versichert er den LeserInnen seiner „Narrative“. Er erzählt ihnen, dass er, nachdem er die wunderschöne Sklavin Joanna erstmalig gesehen hatte, „so much distinguished above all the rest of her Species in the colony“, ihrer Herrin und dem Verwalter ihrer Plantage seine Hoffnung offenbart habe, sie zu kaufen, auszubilden und „even to make her [his] lawfull Wife in Europe.“ Er beschreibt ihre gemeinsamen Lebensumstände in den folgenden Jahren: Wie sie eine Zeitlang in einer kleinen Hütte leben, die er auf einer Plantage gebaut hat, wo er als Soldat stationiert ist, und wie sie sich über die Geburt ihres Sohnes Johnny freuen. Als seine Abreise näher rückt, borgt sich der nach eigener Darstellung mittellose Stedman Geld von einer großzügigen christlichen Witwe, einer Mrs. Godefroy, um Joanna zu kaufen, mit der Vereinbarung, dass Joanna Mrs. Godefroys Sklavin sein werde, bis Stedman von Europa aus seine Schulden beglichen habe. Es gelingt ihm, die Freilassung seines Sohnes Johnny ohne Bezahlung zu erwirken.

Mrs. Godefroy drängt Stedman dann, Joanna und Johnny auf dem Boot mit sich nach Europa zu nehmen, obwohl sein Kredit noch nicht bezahlt ist. Stedman zitiert daraufhin sich selbst: „I [invited] Joanna still to accompany me“, doch sie verweigerte dies, auch wenn das bedeutete, dass sie sich nie wieder sehen würden. Sie würde in Surinam bleiben

first from a Consciousness that with propriety she had not the disposal of herself – and secondly from pride, wishing in her present condition rather to be one of the first amongst her own class in America, than as she was well convinced to be the last in Europe at least till such time as fortune should enable me to establish her above dependence.

Diese Zeit würde nie kommen, fährt Stedman in seiner „Narrative“ fort. Er erwähnt keine Versuche, sie nachzuholen, berichtet aber, einige Jahre später von ihrem Tod gehört zu haben, und schreibt dann, er habe im folgenden Frühling eine niederländische Frau geheiratet. Er empfängt seinen Sohn Johnny mit offenen Armen und zieht ihn mit seinen eigenen Kindern in England auf. Nicht nur ist er kein Mr. Inkle, er ist ein Mann von kultivierter und romantischer Empfindsamkeit, der Tugend erkennt, wo immer er sie sieht, und mit humaner Urteilskraft handelt.

Stedmans Tagebuch, das er während seiner Jahre in Surinam und danach durchgängig führte, enthüllt hingegen eine andere Geschichte, wenn auch keinen verräterischen Inkle. Keine Spur irgendeines Planes, Joanna früher oder später nach Europa zu bringen und sie vielleicht eines Tages zu heiraten, obwohl Stedman sich immerhin um ihre Lesefähigkeiten kümmert. Kein Kredit von Mrs. Godefroy mit Versprechungen späterer Rückzahlung, vielmehr kauft Stedman Joanna für einen moderaten Preis, verkauft sie dann mit Gewinn an Mrs. Godefroy mit der Zusage dieser älteren und gutmütigen Witwe, dass sie Joanna eines Tages in ihrem Testament freilassen werde. Obwohl sich Joanna nach seiner Abreise einmal bei ihm meldet, so enthüllt das Tagebuch, schreibt er ihr nicht zurück, und er heiratet eine niederländische Braut, *bevor* und nicht nachdem er von Joannas Tod erfährt: Sie starb als Sklavin, da Mrs. Godefroy sie überlebte. Doch sein Tagebuch aus Surinam zeigt auch Stedmans Zuneigung zu ihr, während er bei ihr ist – „I make baskets for the girl I love“ –, und fügt eine anmutige Zeichnung von allen dreien bei ihrer Hütte mit ein, die später ohne Identifizierung in der „Narrative“ abgedruckt wird. Er hielt die Erinnerung seines Sohnes Johnny an dessen geliebte Mutter wach, und als er nicht lange, bevor er 1797 starb, sein Testament machte, bat er darum, dass die Haarlocke, die Joanna ihm bei seiner Abreise gegeben hatte, mit ihm begraben werden sollte.

Auf diese Weise kristallisiert Stedman sich nicht als jemand heraus, der die frühen Jahre seines Mannesalters erneut leben und aktuell anders handeln wollte, sondern als jemand, der sie überdenken und in der „Narrative“ umschreiben wollte, um sowohl sich selbst mehr Ehre zuzuschreiben als auch einer farbigen Sklavin etwas zu zollen, was er als Tribut verstand. Seine Geschichte – *knotty and unstable* – rief größere Resonanz hervor, als er sich hätte ausmalen können. KritikerInnen der Sklaverei und andere LeserInnen der „Narrative“ fragten sich, wieso Stedman nicht seine Schulden bei Mrs. Godefroy bezahlt hatte, oder vertraten die Meinung, dass Joanna gut daran getan hätte, nicht darauf zu vertrauen, wie er sich verhalten würde, wenn sie mit ihm nach Europa zurückkehren würde. Andere benutzten die Joanna-Stedman-Erzählung als Munition für die Abschaffung der Sklaverei, jenseits von allem, was ihr Autor beabsichtigt hatte.

Eine der wahrscheinlichen LeserInnen von Stedmans Buch war Susanna Strickland, die wir bereits dabei kennengelernt haben, dass sie 1831 die „History“ der Mary Prince aufzeichnete, der ehemaligen Sklavin von Antigua. Als ein letztes Beispiel des Enthüllens/Verbergens betrachten wir nun noch einmal diese „History“, da sie uns eine Vorstellung davon gibt, was eine Sklavin über Intimität mit einem weißen Mann mögli-

cherweise sagen oder nicht sagen wollte. Nachdem die „History“ erstmalig veröffentlicht worden war, schrieben die ehemaligen Besitzer von Mary Prince empört an den Verleger Thomas Pringle:<sup>2</sup> Sie verteidigten ihren Ruf und bezichtigten Mary der „ingratitude“ und „depravity“, während ein Abolitionisten-Freund in Antigua hervorhob, dass Mary „a slave of superior intelligence and respectability“ sei. Vor ihrer Hochzeit hatte sie „a connexion with a white person, a Captain –, which I have no doubt was broken off when she became seriously impressed with religion. [...] Such connexions are so common [...] in our slave colonies“, fuhr er fort, „that [...] they are considered, if faults at all, so very venial as scarcely to deserve the name of immorality.“

Diese intime Beziehung mit einem weißen Mann war in der „History“ nicht erzählt worden. Dort hatte Mary nur gesagt, dass ihr nach einem ersten Gebetstreffen mit den Herrnhutern ihre Sünden leid taten und „I prayed God to forgive me.“ Ein Gentleman namens Captain Abbot tauchte auf, aber nur als hilfsbereite Person, die ihr etwas Geld lieh, damit sie sich freikaufen konnte. Sie hatte es ihm zurückbezahlt, nachdem ihre Freilassung abgelehnt worden war. Für die zweite und dritte Auflage der höchst erfolgreichen „History“ fügte Pringle lediglich die zwei Briefe, die er erhalten hatte, als Anhang hinzu und schuf so einen interessanten Dialog mit dem Strickland/Mary Prince-Text.

Zwei Jahre später verklagte der in seiner Ehre geschädigte frühere Besitzer Pringle wegen Verleumdung, und im Lauf der Verhandlung vor Gericht können wir Marys Stimme hören. Dies ist der Bericht des Court of King's Bench:

She had lived seven years before her marriage with Captain Abbot [...] not in the house with him, but slept with him sometimes in another hut which she had [...] One night she found another woman in bed with the Captain in her house. This woman had pretended to be a friend of the witness [Mary Prince]. (laughter) Witness licked her, and she was obliged to get out of bed. (a laugh) The captain laughed, and the woman said she had done it to plague witness. Witness took her next day to the Moravian black leader, when she denied it, and witness then licked her again (a laugh). The woman then complained before a magistrate [...] and when the story was told, they all laughed, and the woman was informed that she must never come again with such tales or she would be put in the stocks [...] She [Mary Prince] parted with Captain Abbot on his killing a man on board one of [her master's] vessels. She had been a member of the Moravian [Church] and discharged herself in consequence of her connexion with Caption Abbot. She was kept from [attending services] for seven weeks. She told all this to Miss Strickland when that lady took down her narrative.

2 Für weiterführende Informationen zu Susanna Strickland und Thomas Pringle vgl. Natalie Zemon Davis, *Non-European Stories, European Listeners*, in: *Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit*, 7 (2003), 200–219, 210–212.

Diese faszinierende und sehr glaubhafte Geschichte entschieden sich Mary Prince und Susanna Strickland nicht in die veröffentlichte „History“ zu übernehmen. Strickland mag sie den Zielen der Abolitionisten für abträglich gehalten und Mary Prince mag es vorgezogen haben, diese Geschichte nur ihren Gefährtinnen als (Ex-)Sklavinnen zu erzählen, nicht aber ihr eine allgemeine Zirkulation unter edelgesinnten englischen ReformerInnen zu geben. Was auch immer der Fall gewesen sein mag, die Spannung zwischen diesen beiden Beispielen von Selbstdarstellung reichert die Geschichte von Mary Prince eher an, als dass sie ihre Glaubwürdigkeit unterminieren würde.

### 3. Schluss

Texte müssen immer auch auf das hin gelesen werden, was nicht darin steht. Das Nicht-Thematisieren hat weder mit Vergessen noch mit Unredlichkeit oder Unzuverlässigkeit oder auch mit Unfähigkeit zu tun, sondern mit diesen Rahmengrößen von Genre und AdressatInnen sowie mit mehr oder weniger bewussten Entscheidungen der schreibenden Person.

Die hier gestellten Fragen nach Genre und Publikum, ebenso wie nach dem Verschweigen, sind als Erweiterung unserer Werkzeuge für die Interpretation von Selbstzeugnissen gedacht. Die Wahl des Genres und des Publikums, die der Autor oder die Autorin trifft, formt die Kanäle, innerhalb derer seine/ihre Stimme erklingen kann – in einigen Richtungen Möglichkeiten ausbauend, in anderen begrenzend; Gelegenheiten für Spiel, Inversion und Transgression schaffend. Das Empfinden des Autors bestimmt außerdem, was er oder sie erzählt, umformt oder zu verbergen sucht, doch diese *knots*, wie ich sie bezeichne, bringen uns, vor allem wenn wir zwei Darstellungen miteinander vergleichen können, ein vertieftes Verständnis dieser Menschen der Vergangenheit, für ihr Ringen darum, sich selbst zu verstehen, und ihre Hoffnung, dass ihre Geschichte für jemanden einen Unterschied machen würde.

*übers. und bearb. von Linda Richter*

## Bibliographie der erwähnten Selbstzeugnisse

Charlotte Arbaleste, *Mémoires de Madame de Mornay*, hg. von Henriette de Witt née Guizot, 2 Bde., Paris 1868–1869.

Jacob Emden, *Mémoires de Jacob Emden, ou l'anti Sabbatai Zewi*, übers. von Maurice-Ruben Hayoun, Paris 1992.

Glikl Hameln, *Die Memoiren der Glückel van Hameln*, übers. von Bertha Pappenheim, Wien 1910. Neuauflage: Weinheim 1994. Der jiddische Text mit hebräischer Übersetzung und hebräischem Kommentar wurde herausgegeben von Chava Turniansky, Glikl: Zikhronot 1691–1719, Jerusalem 2006.

Lucy Apsley Hutchinson, *Memoirs of the Life of Colonel Hutchinson by his widow Lucy*, hg. von C. H. Firth, London 1906.

Ibn Khaldun, *Autobiographie*, in: *Le Livre des Exemples*, übers. von Abdesslam Cheddadi, 2 Bde., Paris 2002–2012, 1, 51–248.

Leon Modena, *The Autobiography of a Seventeenth-Century Venetian Rabbi. Leon Modena's „Life of Judah“*, übers. von Mark R. Cohen, Princeton, NJ 1988.

Marie de l'Incarnation, *La Relation de 1654*, in: Dom Albert Jamet Hg., *Écrits spirituels et historiques*, 2, Paris 1930. Faksimile-Neuauflage: Québec 1985.

Marie de l'Incarnation u. Claude Martin, *La Vie de venerable Mere Marie de l'Incarnation, Premiere Superieure des Ursulines de la Nouvelle France: Tirée de ses Lettres et de ses Ecits*, Paris 1677. Faksimile-Neuauflage: Solesmes 1982.

Mary Prince, *The History of Mary Prince, A West Indian Slave. Related by Herself*, aufgezeichnet von Susanna Strickland, London/Edinburgh 1831 (drei Auflagen wurden 1831 veröffentlicht). Neuauflage: hg. von Moira Ferguson, Ann Arbor 1997.

Fritz Staehelin, *Die Mission der Brüdergemeine in Suriname und Berbice im achtzehnten Jahrhundert. Eine Missionsgeschichte hauptsächlich in Briefen und Originalberichten. III. Teil, I. und III. Abschnitt*, neu hg. von Erich Beyreuther, Matthias Meyer u. Amedeo Molnár, Nikolaus Ludwig Zinzendorf. Materialien und Dokumente, XXIII.2 u. XXIII.3, Hildesheim/Zürich/New York 1997.

John Gabriel Stedman, *Narrative of a Five Years Expedition against the Revolted Negroes of Surinam, Transcribed [...] from the Original 1790 Manuscript*, hg. von Richard Price u. Sally Price, Baltimore/London 1988.

Ders., *Narrative of a Five Years Expedition against the Revolted Negroes of Surinam*, 2 Bde., London 1796.

Hasan al-Wazzan [„Leo Africanus“], *Libro de la Cosmographia* [sic für „Cosmographia“] et *Geographia de Affrica*, V. E. MS 953, Biblioteca Nazionale Centrale, Roma. Dt. Übers. von Teilen des 4. u. 5. Buchs: *Johannes Leo der Afrikaner. Seine Beschreibung des Raumes zwischen Nil und Niger nach dem Urtext*, hg. von Dietrich Rauchenberger, Wiesbaden 1999.

Ders., *La Description del Africa*, in: *Primo volume et Seconda edition delle Navigazioni et Viaggi*, hg. von Giovanni Battista Ramusio, Venezia 1554, 1r–103r.

Ders., *La descrizione dell’Africa di Giovan Lioni Africano*, in: *Giovanni Battista Ramusio Hg., Navigazioni e Viaggi*, hg. von Marica Milanese, Torino 1978, 1, 19–460.

## Andere Texte

Leon Modena, *The History of the Rites, Customes, and Manner of Life, of the Present Jews, throughout the World*, übers. von Edmund Chilmead, London 1650.

## Im Gespräch

### **Autobiographical Acts**

Gabriele Jancke und Claudia Ulbrich im Gespräch mit Julia Watson

Julia Watson, die als Professorin für komparatistische Studien an der Ohio State University/Columbus lehrt, ist eine der wichtigen und international anerkannten WissenschaftlerInnen der Autobiographieforschung. Zentral ist für sie als komparatistische Literaturwissenschaftlerin der Begriff des *life narrative*. Ihre Arbeiten konzentrieren sich auf feministische Perspektiven und beschäftigen sich mit Themen wie Menschenrechten, Fälschungen und neuen Medien, wobei Material des 20. und 21. Jahrhunderts aus westlichen (meist englischsprachigen) Regionen zugrunde liegt. Dabei sind zugleich wichtige theoretische Impulse entstanden, die weit über diese zeitlichen und regionalen Grenzen hinausreichen. Viele Arbeiten hat sie mit Sidonie Smith zusammen verfasst oder herausgegeben, zum Beispiel „Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives“. Der 2001 in erster Auflage erschienene Band wurde in der Neuauflage 2010 erheblich erweitert, wobei vor allem neue Formen autobiographischen Schreibens wie autobiographische Comics (*graphic memoirs*), und neue Medien (Internet) berücksichtigt wurden. „Reading Autobiography“ ist ein unverzichtbares Standardwerk auch interdisziplinär für die Arbeit mit autobiographischen Texten, das unter anderem „A Tool Kit: Twenty-four Strategies for Reading Life Narratives“ und einen Anhang zu „Sixty Genres of Life Narrative“ bietet. Weitere wichtige Bände sind „Women, Autobiography, Theory: A Reader“ (1998) oder „Interfaces: Women, Autobiography, Image, Performance“ (2002) (beides herausgegeben zusammen mit Sidonie Smith). Julia Watson ist ferner Initiatorin und Mit-Herausgeberin der Zeitschriften „A/B: Auto/Biography Studies“ und „Women's Studies Quarterly“. 1999 war sie an der Gründung der „International Auto/Biography Association“ (IABA) beteiligt, dem weltweiten Zusammenschluss von WissenschaftlerInnen in den Feldern von Autobiographie, Biographie und *life writing* mit regelmäßigen Konferenzen, die alle zwei Jahre an wechselnden Orten stattfinden.

Gabriele Jancke und Claudia Ulbrich: *Seit einigen Jahrzehnten lässt sich vielerorts ein großes Interesse an der Autobiographietheorie beobachten, das dazu geführt hat, dass der enge Gattungsbegriff der Autobiographie als der geschlossenen Selbstdarstellung eines autonomen Subjekts durch offenere Konzepte ersetzt wurde, die der Vielfalt und Unterschiedlichkeit autobiographischen Schreibens besser gerecht werden. Im Angloamerikanischen haben sich Begriffe wie life writing und life narratives etabliert, für die es im Deutschen keine Entsprechung gibt. Euer Buch „Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives“, das 2010 in einer neuen Auflage erschienen ist, stellt eine kritische Auseinandersetzung mit der Autobiographietheorie dar. Wir würden dieses Gespräch gerne nutzen, um etwas von Deinen eigenen Forschungen zu erfahren. In welchem Kontext entstand in den USA die Kritik an der Autobiographie?*

*Julia Watson:* Eigentlich begann die Entwicklung mit einer Kritik am Kanon. Die Meistererzählung vom autonomen Selbst, das seine Autobiographie schrieb, schloss viele Texte, in denen Menschen ihr Leben erzählen, von vornherein aus: Die zahlreichen Lebensberichte von Sklaven zum Beispiel (*slave narratives*), die autobiographischen Schriften von Frauen oder auch Texte von MigrantInnen passten nicht in das enge Schema der Autobiographie. Ein anderer Ansatzpunkt, den engen Gattungsbegriff zu kritisieren, ging von der Frauenbewegung aus. Viele Frauen, die sich ihrer Diskriminierung bewusst wurden, aber noch nie etwas geschrieben hatten, begannen in den 1970er Jahren ihre Lebenserfahrungen zu erzählen. In diesem Zusammenhang wurden auch die Machtverhältnisse sichtbar, die im Konzept der Autobiographie eingeschrieben sind. Aus diesen Anfängen entfaltete sich in den USA im Kontext postkolonialer und postmoderner Studien eine intensive und zum Teil auch kritische Auseinandersetzung mit der Autobiographie.

*Trotzdem habt Ihr im Titel eures Buches an „Autobiography“ festgehalten. Warum?*

Ich habe mit Sidonie Smith in den 1990er Jahren mehrere Bücher zur Autobiographie geschrieben. Irgendwann fragte uns eine Freundin, die Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt, warum wir die Texte, mit denen wir uns beschäftigen, als Autobiographien bezeichnen, obwohl die Autobiographietheorie viele Texte, viele AutorInnen und vor allem vieles, was autobiographisches Schreiben prägt und was uns interessiert, ausschließt. Sie hat den Anstoß gegeben, dass wir uns noch einmal kritisch mit unserem Konzept auseinandergesetzt haben. Es war uns von Anfang an klar, dass die Autobiographie nur eine von vielen Möglichkeiten ist, sein Leben zu erzählen. Wir haben Autobiographie nur aus strategischen Gründen im Titel unseres Buches behalten: Nur so konnten wir erreichen, dass unser kritischer Beitrag in der Autobiographieforschung wahrgenommen wurde. Unser Ziel war ein anderes. Wir wollten versuchen, das breite Spektrum der *life narratives* zu erfassen und zu systematisieren. Insgesamt haben wir fünfzig unterschiedliche Genres aufgezählt, die autobiographisch sind, aber nicht der engen Gattungsdefinition entsprechen. In der zweiten Auflage, die 2010 erschienen ist, sind es sogar sechzig. Dabei haben wir auch einige spielerische Formen aufgenommen

wie *oughta-biography* in der ersten Auflage oder *jockography* in der zweiten. Damit wollten wir deutlich machen, dass unsere Liste nichts Endgültiges hat, dass sich autobiographisches Schreiben ständig verändert, an die jeweiligen Bedürfnisse angepasst oder neu erfunden wird. Unsere „Tool Kit: Twenty-four Strategies for Reading Life Narratives“ soll den LeserInnen helfen, sich selbstständig mit autobiographischen Texten auseinanderzusetzen.

*Eure Kritik an der Autobiographie bezieht sich nicht nur auf die Gattung und die impliziten Exklusionsmechanismen, Ihr plädiert auch dafür, Autobiographie als performativen Akt zu verstehen. Kannst Du das etwas näher erläutern? Was versteht Ihr unter autobiographical act?*

Die Vorstellung, dass Autobiographien in sich geschlossene Erzählungen sind, in denen ein kohärentes Selbst zu finden sei, ist nichts anderes als ein Mythos. Wenn wir uns eingestehen, dass es kein festes, unveränderliches Selbst gibt, das man im Text finden kann, ist es besser, das autobiographische Erzählen als einen performativen Akt zu verstehen. Das ist keinesfalls eine neue Idee. Elizabeth Bruss hatte bereits in den 1970er Jahren in kritischer Auseinandersetzung mit Philippe Lejeunes Überlegungen zum autobiographischen Pakt von der Autobiographie als literarischem Akt gesprochen. Dieser Zugang geht von der Situiertheit autobiographischen Erzählens aus und er bezieht sich auch auf die Praktiken der Kommunikation und auf die Materialität der Texte. Dazu gehören vor allem auch Fragen nach der Entstehung und Verbreitung von Texten.

*Kannst Du das an einem Beispiel erläutern?*

Nehmen wir zum Beispiel die Menschenrechtskampagnen. Im Rahmen dieser Bewegungen kam dem *life writing* im Sinne von „Zeugnis ablegen“ eine große Bedeutung zu. Es entstanden und zirkulierten Texte, in denen die ErzählerInnen darauf insistierten, dass sie bestimmte Dinge selbst erlebt haben und dass diese nun erzählt werden müssen. Dies ist ein sehr politisches Anliegen. Das Produzieren der *human rights narratives* ist ein autobiographischer Akt, bei dem verschiedene Elemente zusammenlaufen: Die Interviewsituation, diejenigen, die dazu ermutigten, Zeugnis abzulegen (hier ist besonders auf diese Ermutigung, das *coaxing*, hinzuweisen) und diejenigen, die ihre Geschichten erzählen, die nachträgliche Bearbeitung der Texte und nicht zuletzt der Leserbezug. Es wird eine spezifische Beziehung geschaffen zwischen den ErzählerInnen, den Geschichten und den HörerInnen oder LeserInnen, durch die eine bestimmte Wirkung erzielt werden soll. Durch die neuen Medien werden diese Texte weit verbreitet, was ihnen noch mehr Aufmerksamkeit verschafft.

*Welche Rolle spielt Gender in diesem Zusammenhang?*

Im Zusammenhang mit den Erzählungen, die im Umfeld der Menschenrechtskampagnen entstanden sind, haben wir eine sehr interessante Beobachtung gemacht. Es entsteht der Eindruck, als seien in diesen Texten die Opfer feminisiert und die Täter maskulinisiert. Aber das ist nur eine erste Beobachtung, die weiter erforscht werden

müsste. Was feminisiert und maskulinisiert ist, hängt auch mit den Vorstellungen von Gender bei den VerlegerInnen und RezipientInnen zusammen. Ich habe dies zusammen mit Sidonie Smith in dem gerade erschienenen Artikel „Witness or False Witness: Metrics of Authenticity, Collective I-Formations, and the Ethic of Verification in First-Person Testimony“<sup>1</sup> zur Diskussion gestellt.

*Die human rights narratives sind ein schönes Beispiel dafür, wie weit Ihr den Begriff der life narratives gefasst habt. Ihr habt ihn auch medial geöffnet und neue Medien (wie das Internet) integriert. Das klingt sehr spannend und interessant. Kann man mit einem so offenen Konzept überhaupt noch arbeiten? Werden hier nicht doch sehr disparate Quellen zu einer Textsorte zusammengefasst, die lediglich einen gemeinsamen thematischen Bezugspunkt – das eigene Leben – haben?*

Genau deswegen haben wir versucht, bestimmte Genres zu identifizieren. Dabei sind wir, wie oben erwähnt, auf eine erstaunliche Vielfalt gestoßen. Interessant ist, dass in der Regel schon in einem Text verschiedene Genres vermischt werden. Um autobiographische Akte zu beschreiben und voneinander unterscheiden zu können, haben wir bestimmte Begriffe (*identity, experience, memory, embodiment, agency*) entwickelt und die Kommunikationszirkel in die Analyse einbezogen. Wichtig wurde für uns der von Christian Moser und Jörg Dünne eingeführte Begriff der Automedialität, mit dem neue medial und kulturell bestimmte Praktiken der Subjektconstitution erfasst werden.

*Dadurch wird die Arbeit mit Autobiographien noch schwieriger, als sie ohnehin ist.*

Wir wollten uns auch von einem Begriff von Autobiographie absetzen, wonach diese eine transparente Selbstoffenbarung ist. In diesem Zusammenhang kommt Gender noch einmal in den Blick. Wie wir alle wissen, hängt die Frage, welche Texte als Autobiographie gelten und wie sie gelesen werden können oder müssen, sehr eng mit *gender, race, nation* zusammen. Man hat lange behauptet, dass es keine Autobiographien von Frauen gegeben hat, weil von Frauen nur Briefe, Tagebücher und autobiographische Kleinformen überliefert sind. Die Kanonbildung orientierte sich an den Texten großer Männer, die der westlichen Kultur angehören. Die Texte von Menschen aus anderen Kulturen und generell die Texte von Frauen wurden kaum berücksichtigt.

*Wo liegen Deine derzeitigen Forschungsschwerpunkte, welche neuen Forschungsfragen stellen sich der „Autobiographieforschung“?*

Es gibt viele neue Entwicklungen, die mit den neuen Medien entstanden sind. *Online lives*, die interaktive Selbstdarstellung im Internet, gehört dazu. Das ist eine ganz andere Kommunikationssituation als beim herkömmlichen Schreiben und Erzählen, vor allem zirkulieren die Texte anders. Da müssen ganz andere Fragen gestellt werden. Welche Aspekte von Identität finden wir auf diesen Seiten, welchem Ich begegnen wir

überhaupt? Diese Frage stellt sich auch bei den *celebrity narratives*, die seit einiger Zeit nicht nur in den USA boomen: Celebrities versuchen, ihr Leben schriftlich darzustellen, denn ihr Erfolg ist davon abhängig. Meist werden die Texte von einem Ghostwriter geschrieben. Nicht nur bei Athleten und Filmstars, auch bei Politikern ist diese Art des *self-fashioning* ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens. Auch die neuen Formen autobiographischen Schreibens (zum Beispiel die autobiographischen Comics (*graphic memoirs*) und die visuellen Tagebücher (*visual diaries*) verlangen neue Herangehensweisen, um die Wechselwirkung von Bild- und Textebene zu erfassen.

*Mit den celebrity narratives kommen wir an einen Punkt, wo sich Biographie und Autobiographie begegnen. Es geht eindeutig nicht darum, das Innere darzustellen und zu veröffentlichen, sondern darum, eine bestimmte Persona zu gestalten.*

Ja, in diesen Texten entsteht kein Bild vom Inneren eines Menschen, obwohl es Ausnahmen gibt, wie bei Bob Dylan und Patti Smith. Ihre Funktion besteht vielmehr darin, das Bild eines ‚Stars‘ zu verbreiten.

*Glaubst Du, dass die Biographieforschung sich von der Autobiographieforschung inspirieren lassen kann? Gibt es Deiner Meinung nach Gemeinsames?*

Es gibt manche, die versuchen, die Vielfalt des Autobiographischen ins Biographische hineinzubringen. Ich denke zum Beispiel an J. M. Coetzee, der in „Summertime“ sein Leben – nach seinem Tod – aus der Perspektive von fünf anderen Menschen erzählt. Jeder Erzähler erwähnt andere Details, jeder hat einen anderen Blick auf ihn, alle üben Kritik an ihm, keiner stellt ihn als Held dar. Dies ist ein interessantes literarisches Element. Ein anderes Beispiel ist Doris Lessing in „Alfred and Emily“. Sie hat die Geschichte ihrer Eltern zweimal dargestellt, einmal als idealtypisches Leben, wie es verlaufen wäre, hätte es den Ersten Weltkrieg nicht gegeben, und dann als gelebtes Leben mit all seinen Brüchen und bitteren Erfahrungen. Durch das kontrastierende Gegenüberstellen beider Lebenserzählungen wird eine Geschichte erzählt, die einen viel tieferen Sinn hat als eine Biographie, die einzig aufs Faktische abhebt.

*Umfasst der Begriff des life writing nicht auch die Biographie? Wie grenzt er sich von life narrative ab?*

Unter *life writing* verstehe ich im Grunde nur das Schreiben des eigenen Lebens (*self-life writing*). Für mich gibt es wesentliche Unterschiede zwischen dem autobiographischen und dem biographischen Schreiben, obwohl manche Schriftsteller wie die eben genannten mit biographischen Mitteln eine neue Art von *life writing* entworfen haben. *Life writing* bezieht sich im Übrigen nur auf geschriebene Texte. Unser Ansatz der *life narratives* ist umfassender, er bezieht das Mediale ein und setzt am autobiographischen Akt an. Beide Begriffe sollen – in Abgrenzung zur westlichen Tradition der Autobiographie – darauf verweisen, dass das Schreiben des eigenen Lebens ein globales Projekt ist.

*Für Dich ist life writing also kein Oberbegriff für Auto/Biographie?*

Ich glaube, die Frage kann nicht einfach mit ja oder nein beantwortet werden. Die Modern Language Association Division zum Beispiel heißt „Autobiography, Biography, and Life Writing“, hat aber ein Unterrichtshandbuch mit dem Titel „Teaching Life Writing Texts“ (hg. von Miriam Fuchs und Craig Howes) herausgegeben. Darunter wird sowohl die Autobiographie als auch die Biographie verstanden. Man könnte auch auf ein Handbuch für AutorInnen verweisen, das den Titel „Life Writing. Writing Biography, Autobiography and Memoir“ trägt. Ich gehe davon aus, dass das Biographische eine Subjekt-Objekt-Beziehung ist, das Autobiographische eine Subjekt-Subjekt-Beziehung, und dass der Anspruch auf Authentizität (*truth claims*) unterschiedlich ist. Aber es gibt natürlich Grenzgebiete und Überschneidungen. Daher kommt der Schrägstrich, Auto/Biography, der sich auch in der International Auto/Biography Association findet. Und die Zeitschrift „Biography“ umfasst alle Sorten von *life narratives*. Die meisten LiteraturwissenschaftlerInnen arbeiten allerdings mit dem einen oder dem anderen Genre, nicht mit beiden.

*Das mag in der Forschungspraxis so sein. Aber gibt es nicht doch noch mehr Gemeinsamkeiten?*

Die Hybridität von *life writing/life narrative* hat derzeit auch eine sehr produktive Seite. Diejenigen, die biographisch arbeiten und diejenigen, die über oder mit Autobiographien forschen, erkennen derzeit in der Tat, dass es in der Praxis doch eine ganze Menge von Gemeinsamkeiten gibt. So finden Beziehungen zunehmend Beachtung, zum Beispiel im Konzept der *relationality*. Auf IABA (und IABA-Europe) Konferenzen sind regelmäßig beide Bereiche vertreten. In den USA liegt der Fokus der auto/biographischen Forschung derzeit auf den *memoirs*, wobei es eine große Forschungsaufgabe ist, die Beziehung zwischen *memoir* und Autobiographie herauszuarbeiten. Eines der wichtigsten Plädoyers für diese Neufokussierung verdanken wir G. Thomas Couser, der in seinem 2011 erschienenen Buch „Memoir: An Introduction“ auf den engen Zusammenhang zwischen *memoir* und sozialem Wandel verweist und die Auffassung vertritt, dass dieses Genre, das bereits seit dem 18. Jahrhundert besteht, im letzten Jahrzehnt in den USA die *autobiography* in den Schatten gestellt habe.

## Aktuelles und Kommentare

---

### **Die Gründung der Österreichischen Gesellschaft für Geschlechterforschung/Gender Studies Association (ÖGGF) – ein Bericht**

Martina Gugglberger und Kristina Pia Hofer

#### 1. Inauguration of the Pleasure Dome

Am 23. November 2012 wurde in Salzburg die Österreichische Gesellschaft für Geschlechterforschung gegründet. Rund siebzig TeilnehmerInnen fanden sich zur Gründungsveranstaltung an der Universität Salzburg ein. Der Großteil der versammelten Gender-ExpertInnen setzte sich aus VertreterInnen des universitären Mittelbaus, aber auch aus ProfessorInnen und Verantwortlichen aus der universitären Gleichstellungspolitik zusammen. Außerdem waren außeruniversitäre ForscherInnen, unter anderem vom Verband feministischer Wissenschaftlerinnen, vertreten. Die Initiative zur Gründung einer österreichweiten Gesellschaft für Geschlechterforschung war von der Gender-Plattform, einer langjährig bestehenden Vernetzungsgruppe universitärer Gender-Einrichtungen,<sup>1</sup> ausgegangen. Ein vierköpfiges Organisationsteam hatte das Gründungstreffen gemeinsam mit einer Redaktionsgruppe zur Vorbereitung von Vereinsstatuten auf Schiene gebracht.

Erna Appelt setzte sich in ihrer Eröffnungsrede konstruktiv-kritisch mit der Frage nach dem Zweck einer Österreichischen Gesellschaft für Geschlechterforschung auseinander: Neben der politischen Notwendigkeit einer derartigen Einrichtung wies sie auf die aktuell ambivalente Position der Gender Studies hin. Einerseits werde die Geschlechterforschung als ‚Innovationstrumpfkarte‘ für wissenschaftliche Einrichtungen rhetorisch stark gemacht, andererseits würden Gender-ForscherInnen, ihre Einrichtungen, ihre Forschungsergebnisse sowie ihre Lehre im Konkreten oft marginalisiert – so

---

<sup>1</sup> Zur Genderplattform siehe <http://www.genderplattform.at>.

wohl im Hinblick auf wissenschaftliches Prestige als auch auf (materielle) Ressourcen. Appelt versteht Geschlechterforschung vor allem als dringende Gesellschaftskritik und stellt die Frage, wie diese heute im Rahmen der Gender Studies formuliert werden könne. Neben der oft überlebenswichtigen Lobbyarbeit solle besonders das kritische Potential der Geschlechterforschung in der neugegründeten Gesellschaft nachgefragt werden. Sigrid Schmitz plädierte in ihrem Kommentar für eine produktive Auseinandersetzung mit der Transdisziplinarität und Hybridität der Geschlechterforschung. Hier könnte eine Gesellschaft zur Schaffung und Erforschung von professionellen Schnittstellen zwischen den Wissenschaftskulturen beitragen.

Heike Raab thematisierte die Prekarisierung des wissenschaftlichen Nachwuchses und die konfliktreiche Beziehung zwischen der Entwicklung der Gender Studies und jener des Bologna-Prozesses. Sie argumentierte für eine Öffnung des ‚etablierten‘ akademischen Feminismus gegenüber den Queer Studies und Perspektiven der Intersektionalität sowie für ein weiterhin genaues Beleuchten von Differenzen und Grenzziehungen innerhalb von Genusgruppen. Alexander Fleischmann sondierte das sich neu formierende Feld der künstlerisch-wissenschaftlichen Forschung auf sein geschlechterforschendes Potential. Katharina Prinzenstein vom Verband feministischer Wissenschaftlerinnen unternahm den Versuch, die Geschlechterforschung in die Tradition der feministischen Bewegungen einzureihen und forderte eine politisch engagierte Gesellschaft. Das Plenum griff diese forschungspolitischen Inputs in einer offenen Diskussion auf.

Höhepunkt des Gründungsaktes war die Ermittlung des Vorstands. Gewählt wurden: Obperson: Andrea Braidt, Vizerektorin der Akademie der bildenden Künste Wien; Stv. Obperson: Sigrid Schmitz, Professorin für Gender Studies und wissenschaftliche Leiterin des Referats Genderforschung der Universität Wien; Schriftführerin: Kirstin Mertlitsch, Mitarbeiterin des Zentrums für Frauen- und Geschlechterstudien der Universität Klagenfurt und zur Zeit Stipendiatin am Graduiertenkolleg der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) „Geschlecht als Wissenskategorie“ an der Humboldt-Universität zu Berlin; Kassierin: Alexandra Kautzky-Willer, Professorin für Gender Medicine an der Medizinischen Universität Wien. Als weitere Vorstandsmitglieder ohne designierte Funktion konnten Erna Appelt (Universität Innsbruck), Ralph Poole (Universität Salzburg) und Heike Raab (Universität Innsbruck) gewonnen werden. In die Funktion der RechnungsprüferInnen wurden Marion Jarosch (Universität Innsbruck) und Alexander Fleischmann (Akademie der bildenden Künste Wien) gewählt.<sup>2</sup>

---

2 Um auch die Standorte Klagenfurt und Linz im Vorstand vertreten zu sehen, kooptierte der neue Vorstand der Gesellschaft in seiner ersten Sitzung im Dezember 2012 Birgit Hofstätter von der Alpen-Adria Universität Klagenfurt sowie die Linzer Rechtswissenschaftlerin Elisabeth Greif als zusätzliche Vorstandsmitglieder.



Abb. 1: Gründungstag der Österreichischen Gesellschaft für Geschlechterforschung, Foto: Michael Schmutzhart

## 2. Geschlechterforschung stärken und vertreten

Anregend für die Diskussion in Österreich waren 2010 die Gründung der deutschen Fachgesellschaft Geschlechterstudien „Gender e.V.“ und die Neuausrichtung der bereits seit 1997 bestehenden Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung.<sup>3</sup> Wie in Österreich steht auch in den Nachbarländern die Stärkung der Gender Studies in akademischen Zusammenhängen ganz oben auf den Agenden. Zusätzlich im Fokus liegt auch der Erhalt des bereits Erreichten, beispielsweise auf der Ebene der eingerichteten Professuren, bei der Implementierung von Gender in der Lehre und in Bezug auf Forschungsmittel für Projekte aus der Geschlechterforschung. Ein weiteres wichtiges Anliegen ist die Vertretung der Gender Studies gegenüber politischen Gremien und der Öffentlichkeit. Die Etablierung eines institutionalisierten Fachverbands wurde auch hinsichtlich der zunehmenden Professionalisierung beziehungsweise Institutionalisierung der Geschlechterforschung notwendig. Die Einrichtung von Gender Studies-Studiengängen, Graduiertenkollegs und Doktoratsprogrammen schafft NachwuchswissenschaftlerInnen, denen eine Gesellschaft jene Infrastruktur, Vernetzungsmöglichkeiten und Zukunftsperspektiven bieten möchte, wie sie AbsolventInnen etablierter Disziplinen ganz selbstverständlich zur Verfügung stehen.

In Österreich waren vor allem der Wunsch nach einer stärkeren Interessensvertretung im Feld der Hochschulpolitik, nach einer transdisziplinären Vernetzung von Gender-ExpertInnen und nach einer Qualitätssicherung in Forschung, Lehre und Gleichstellungspolitik Antrieb für die Gründung einer Gesellschaft. Inhaltlich wird sich die Gesellschaft der umstrittenen Frage nach der Geschlechterforschung als wissenschaftlicher Disziplin weiterhin stellen müssen. Bereits in Vorfelddebatten wurde deutlich, dass zu dieser Frage unterschiedlichste Auffassungen bestehen. Geschlechterforschung

3 Siehe <http://www.fg-gender.de/>; <http://genregeschlecht.ch>.

ist kein traditionelles Fach oder keine wissenschaftliche Disziplin im klassischen Sinn. Sie hat sich innerhalb etablierter Disziplinen und aus diesen heraus entwickelt und verortet sich explizit inter- und transdisziplinär. Während viele KollegInnen dafür eintreten, Gender Studies in der jeweils eigenen Disziplin zu betreiben und die Strategie der Verankerung in den etablierten professionellen Feldern zu verfolgen, geben andere zu bedenken, dass gegenwärtige akademische Biographien eine solche Ausrichtung an einer ‚Stammdisziplin‘ nicht mehr einhalten können. Vor allem NachwuchswissenschaftlerInnen wie AbsolventInnen von speziellen Gender Studies Studiengängen empfinden – und praktizieren – Geschlechterforschung mittlerweile durchaus als eigene Disziplin.

### 3. Der Gründungsprozess als ‚streitbares Miteinander‘

Ausgehend von einer Arbeitsgruppe der österreichischen Genderplattform fanden bereits im Januar 2011 in Innsbruck erste universitätsübergreifende Gespräche statt, aus denen ein von einem interuniversitären Personenkomitee unterzeichnetes Positionspapier entstand. Dieses Papier diente als Impulsgeberin zu einer Auftaktveranstaltung am 21. September 2011 in Wien, an der über siebzig universitäre und außeruniversitäre Gender-ExpertInnen teilnahmen. Die TeilnehmerInnen diskutierten verschiedene Grundsatzfragen – wie jene nach dem Status der Geschlechterforschung als ‚Fach‘ – an offenen Thementischen und im Plenum. Der Verlockung, die Gesellschaft noch vor Ort spontan zu gründen, konnte widerstanden werden. Der Kick-Off Workshop endete mit der Aufstellung einer 16-köpfigen Redaktionsgruppe zur Formulierung der Statuten. Das bisherige Organisationsteam Marion Jarosch (Universität Innsbruck), Katrin Lasthofer (Universität Wien) und Kristina Pia Hofer (Universität Linz) übernahm weiterhin die organisatorischen Belange der Gesellschaftsgründung.<sup>4</sup>

Bei einem Workshop an der Universität Linz wurde am 30. März 2012 ein erster Entwurf für Vereinsstatuten verabschiedet. Einige inhaltliche Punkte, wie die Infragestellung der ‚Geschlechterforschung‘ als ein Regenschirmbegriff, welcher alle theoretischen Ausrichtungen, Perspektiven und Traditionen automatisch ‚mitmeint‘, nahmen auch in diesem Arbeitstreffen viel Platz und Zeit in Anspruch und konnten nicht einstimmig geklärt werden. Die TeilnehmerInnen verständigten sich auf eine Sichtbarmachung dieser Uneinigkeit über Fußnoten – auch, um deutlich zu machen, dass Diskussion und Differenzen willkommen und erwünscht sind. Die in Linz ausgearbeiteten Statuten wurden bis zum Gründungstag in zwei Durchläufen per E-Mail kommentiert

---

4 Für die Organisation des Gründungstreffens in Salzburg trat Cornelia Brunbauer (Universität Salzburg) ebenfalls dem Organisationsteam bei. Martina Gugglberger (Universität Linz) unterstützte den Prozess von Anfang an begleitend.

und überarbeitet, bevor die endgültige Version für die Gründungsveranstaltung per Umlaufbeschluss von der Redaktionsgruppe freigegeben wurde.

Die GründerInnen stellten sich während des gesamten Gründungsprozesses der nicht immer leichten Aufgabe, inhaltliche Auseinandersetzungen zuzulassen und auszuhalten, dabei jedoch das gemeinsame Anliegen – die Gründung der Gesellschaft – im Auge zu behalten und als Kollektiv handlungsfähig zu bleiben. Die Offenheit für Diskussionen und Dissens kennzeichneten die Arbeit des Kollektivs bis zum Gründungstag. Auch in Salzburg herrschte bis zuletzt kein Konsens über einzelne Details zu den Statuten – diese konnten jedoch unter Aufnahme von einzelnen *vota separata* letztendlich erfolgreich beschlossen werden. Damit schufen die GründerInnen die Basis für eine Gesellschaft für Geschlechterforschung als ‚streitbares Miteinander‘, welche gemeinsam handeln will und wird und doch die Bedingungen dieses gemeinsamen Handelns immer wieder kritisch prüft, um sich, frei nach Donna Haraway, immer dort zu platzieren, wo es schwierig wird.<sup>5</sup>

#### 4. Staying with the Trouble

Die ÖGGF ist seit Anfang Mai 2013 online. Ein Beitritt als ordentliches Mitglied ist jederzeit möglich.<sup>6</sup> Eine erste Jahrestagung unter dem Titel „Konstrukt Geschlecht disziplinär/interdisziplinär/transdisziplinär. Ergebnisse, Herausforderungen und Perspektiven“ fand von 5. bis 7. Dezember dieses Jahres in Wien statt.

Wir gratulieren uns herzlich zur Gründung und wünschen der Gesellschaft für Geschlechterforschung viele Mitglieder, die mit Engagement und Nachhall die Geschlechterforschung/Gender Studies in Österreich vorantreiben.

<sup>5</sup> Vgl. Donna Haraway, When Species Meet: Staying with the Trouble, in: Environment and Planning D: Society and Space, 28, 1 (2010), 53–55.

<sup>6</sup> <http://www.oeggf.at/>.



## „SexarbeiterInnen – willkommen in Europa?!“

Mareen Heying

Vom 13. bis 15. November 2012 fand in Bochum die Jahrestagung des Bündnisses der Fachberatungsstellen für Sexarbeiterinnen und Sexarbeiter (bufaS) statt, ausgerichtet von „Madonna e. V.“, Treffpunkt und Beratung für Sexarbeiterinnen in Bochum und unterstützt von der Stiftung Menschenwürde und Arbeitswelt sowie vom nordrhein-westfälischen Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter. Der Tagungstitel „SexarbeiterInnen – willkommen in Europa?!“ war Programm und offene Frage zugleich.

### 1. Das Prostitutionsgesetz in Deutschland (ProstG)

Das Schwierige an diesem 2002 eingeführten Gesetz, dies wurde bei der Tagung deutlich, sei nicht nur die halbherzige juristische Umsetzung, sondern auch die Tatsache, dass Sexarbeit noch immer nicht gesellschaftlich angesehen ist. Es gibt seit jeher immer wieder Bestrebungen, Prostitution einzudämmen oder zu verbieten. Illegalisierte Prostitution fand und findet aber weiterhin statt – im Verborgenen. Eine juristische Einschätzung der Gesetzeslage in Deutschland lieferte Margarete Gräfin von Galen, Fachanwältin für Strafrecht: „Anspruch und Wirklichkeit klaffen weit auseinander.“ Zwar sei es als positiv zu bewerten, dass durch die Einführung des „ungeheuer kleinen Gesetzes“ die Prostitution nicht mehr als sittenwidrig gilt – doch was folgt daraus? „Nicht viel“, lautete von Galens ernüchternde Antwort. Sie lobte die kleinen Erfolge wie etwa, dass Frauen, deren Kunden nach Erhalt der Dienstleistung nicht zahlen, nun ihren Verdienst einklagen können.

Sexarbeiterin Lilien kritisierte, dass das Gesetz beim Gesundheitsministerium falsch angesiedelt sei. Schließlich handele es sich bei Prostitution um ein Gewerbe, darum müsse das Arbeitsministerium zuständig sein. Dies war nur eine ihrer Forderungen, die sie im Namen der autonomen Hurenorganisation „Hydra“ aus Berlin verlas. Es könne nicht sein, dass Prostituierte keine Anerkennung ihres Gewerbes erfahren, aber seit zehn Jahren Gewerbesteuer zahlen müssen. „Kaum ein Betrieb wird so stark reglementiert wie unserer“, fügte sie hinzu.

2007 erfolgte eine Evaluation des Gesetzes, deren Auswertung ergab, dass von 305 befragten Sexarbeiterinnen nur vier einen Arbeitsvertrag hatten. Warum Frauen lieber in der Anonymität arbeiten, wird unter anderem deutlich, wenn Lilien erzählt, dass es nicht möglich sei, ein Konto bei einer Bank zu eröffnen oder zu regulären Konditionen einer Krankenkasse beizutreten. „Wir sind vom Stigma der Unmoral nicht befreit“, so die Sexarbeiterin.

## 2. Die rechtliche Situation in Nachbarländern

Jan Visser von der niederländischen Anlaufstelle für die rechtliche Unterstützung von SexarbeiterInnen „De Rode Draad“ berichtete, dass Sexarbeit dort nur für Frauen aus der Europäischen Union legal sei. In Amsterdam werde aktuell das Rotlichtviertel verkleinert, an anderen Orten werde versucht, Sexarbeit ganz aus dem Stadtbild zu verdrängen. So sei zum Beispiel in der Stadt Doetinchem im Osten des Landes eine Lagerhalle an einer Autobahn zu einem Bordell umgebaut worden – von außen könne niemand erkennen, dass hier Sex angeboten wird.

Lucile Favet arbeitet bei „Autres Regard“, einer Prostituierten-Organisation in Frankreich. Seit 2003 gebe es ein Gesetz, welches das öffentliche und private Anbieten von Sex verbiete. Auch für „passives Anbieten“ könne eine zweimonatige Haftstrafe oder eine Geldstrafe von bis zu 3.750 Euro veranschlagt werden. Das bedeute, dass sogar eine Frau mit Minirock, die an einer Bushaltestelle steht, in Polizeigewahrsam gesteckt werden könne. „Einschüchterung“ nannte Favet diese restriktiven Regelungen. Bordelle seien nicht legal, auch sei es nicht gestattet, in einer Wohnung mit Kolleginnen zu arbeiten, dies gelte als „unterstützende Zuhälterei“ und diese stehe unter Strafe. Ebenso würden Menschen bestraft, die vom Einkommen einer Prostituierten leben. So sei ein 18-Jähriger angeklagt worden, da seine Mutter als Sexarbeiterin tätig war – er habe schließlich von ihr „profitiert“.

In Österreich gilt Sexarbeit seit April 2012 nicht mehr als sittenwidrig, außerdem können Prostituierte ihre Verdienste fortan einklagen, wenn ein Kunde nicht gezahlt hat. Sexarbeit zählt nicht als Gewerbe, ist aber seit 1984 steuerpflichtig. Gergana Mineva aus Linz arbeitet im dortigen Autonomen Zentrum von und für Migrantinnen „maiz“. Sie berichtete, dass Prostituierte wöchentlich eine ärztliche Kontrolluntersuchung über sich ergehen lassen müssen. Wer sich nicht überprüfen lasse, könne bestraft werden. Die Gesetze seien komplex, bundesweite und länderspezifische Verordnungen würden sich unterscheiden.

Diese rechtliche Komplexität gebe es auch in der Schweiz, wie die Juristin Brigitte Hürlimann angab. Die Anforderungen an Bordelle seien so hoch, dass niemand eröffne. Auch Wohnungsprostitution sei nicht gestattet. Zwar sei seit 1942 Prostitution landesweit legal, sie gelte aber bereits als illegal, wenn Frauen aus Drittländern ihr nachgingen. Es gebe „keinen politischen Willen“, um die Situation dieser Frauen zu

verbessern, so Hürlimann. In Zürich müssten sich Frauen künftig eine Bewilligung einholen, um der Sexarbeit nachgehen zu dürfen. Dafür müssten sie einen streng geheimen Fragenkatalog ausfüllen, der anzeige, ob eine Person freiwillig arbeite – in 52 Fragen. Der einzige rote Faden bestehe darin, dass alles unternommen werde, um dem Gewerbe „Steine in den Weg“ zu legen.

Gemeinsam haben diese vier Länder – wie auch andere Staaten – dass der Schutz, die rechtliche Stärkung und die Achtung der Bedürfnisse der dienstleistenden Prostituierten nicht auf der politischen Agenda stehen. Wie auch in Deutschland gilt: Die politisch Verantwortlichen sprechen nicht mit Sexarbeiterinnen, sondern über sie.

### 3. Straßenstrich

Olivia Deobald von der Hamburger Beratungsstelle „ragazza“ gab einige Eckpunkte zur Straßenprostitution bekannt: Ein Vorteil der Arbeit auf der Straße sei der schnelle berufliche Ein- und Ausstieg. Die Frauen könnten ihre Preise selbst bestimmen und müssten im Gegensatz zur Arbeit in Bordellen meist keine Gebühren zahlen. Etwa 70 Prozent der Straßenprostituierten in Hamburg seien Migrantinnen. Arbeitsmigration habe es – wie in allen dienstleistenden Bereichen – schon immer gegeben, so auch auf Hamburgs „roten“ Straßen. In den 1970ern kamen vor allem Latinas, später Asiatinnen, heute sind es Frauen aus den neuen EU-Ländern – dies stelle kein Novum dar, wie so oft behauptet. „Straßen-Migrantinnen werden zu einem gesellschaftlichen Problem gemacht“, um Sexarbeit aus dem öffentlichen Raum zu vertreiben, so Deobald.

Diese These trifft auf das im Anschluss vorgestellte Dortmunder Modell zu: Seit 2002 gab es in der Ruhr-Metropole einen geregelten Straßenstrich in einer Seitenstraße. Dort wurden Verrichtungsboxen aufgestellt, in die der Kunde mit dem Auto hineinfährt und die vereinbarte sexuelle Dienstleistung erbracht wird. Sollte es durch ihn zu Gewalt gegenüber der Sexarbeiterin kommen, so kann sie die Tür öffnen und einen Alarmknopf betätigen. Beratungsstellen waren vor Ort, wie auch die Polizei. Etwa 70 bis 150 Prostituierte haben täglich dort gearbeitet. Seit 2008 seien vermehrt Menschen aus Bulgarien und Rumänien nach Dortmund gekommen. Der Zuwachs an MigrantInnen führte zu dem fadenscheinigen Argument der Stadt, dass der Straßenstrich abgeschafft werden müsse, was 2011 geschah, nachdem die dort arbeitenden Frauen gegen die Schließung öffentlich demonstriert hatten. Sie arbeiten heute zumeist in Clubs, einige auch auf der Straße – illegalisiert. Ähnlich wie in Dortmund wurde in der Nachbarstadt Essen 2002 ein künstlich angelegter Straßenstrich in der Innenstadt geschaffen. Dort arbeiten, abgeschirmt durch Bäume und Sträucher, 35 bis 40 Frauen am Tag. Die Stadt Berlin wiederum hat keinen Sperrbezirk, weshalb es dort keine „Rote Meile“ gibt. Christiane Howe von der Technischen Universität Berlin führte in der Hauptstadt Befragungen der AnwohnerInnen und der SexarbeiterInnen durch – in den Genden, wo öffentlich Sex angeboten wird. Die Auswertung habe ergeben, dass die

Probleme vornehmlich in der Lärmbelästigung liegen würden, gegen die Sexarbeit an sich hätten sich die wenigsten ausgesprochen.

Kritik wurde während der Tagung auch an der medialen Berichterstattung über Sexarbeit laut, welche fast immer ein falsches Bild des Gewerbes abgebe. Neben der Stigmatisierung von Prostituierten als vermeintliche „Opfer“ werde Menschenhandel oftmals mit Sexarbeit verknüpft. Eine Frau, die verschleppt und sexuell ausgebeutet wird, ohne eine Entlohnung zu erhalten, sei ein Opfer von Menschenhandel mit sexueller Ausbeutung, keine Sexarbeiterin, die eine vereinbarte Dienstleistung nach gezahltem Entgelt erbringt. Alle Anwesenden waren sich darüber einig, dass gegen Menschenhandel aktiv mit rechtsstaatlichen Mitteln vorgegangen werden müsse und jede Form von Ausbeutung zu bestrafen sei. Darüber hinaus könne die oft publizierte These, dass Deutschland zu einem „Mekka der Prostitution“ geworden sei, nicht mit Daten und Fakten belegt werden.

#### 4. Resümee

Offen blieb vor allem die Frage wie die Öffentlichkeit erreicht werden könne, um falsche medial inszenierte Bilder gerade zu rücken. Mechthild Eickel, bufaS-Vorstandsmitglied und Geschäftsführerin der Beratungsstelle „Madonna“, brachte die Problematik auf den Punkt: „Prostitution hat kein Image!“ Eine sozialetische Debatte sei dringend nötig. Denn es gebe einen moralischen Gegenwind, verbunden mit dem politischen Rechtsruck. Die Sexarbeiterin Ariane formulierte es so: „Wir erfüllen eine Sündenbockfunktion. Alle profitieren von uns – Kunden und Bordellbetreiber. Aber wir haben am Ende keine Rechte.“ Sie berichtete vom dritten Sexworker-Only-Day, der in Vorfeld der bufaS-Tagung stattfand und an dem sich Prostituierte in einem geschützten Rahmen über ihre Arbeit(-sbedingungen) austauschten. Ariane sprach von einer Kollegin, die jedes Mal, wenn ein Mann ankündigte zu ihr zu kommen und nicht erschien, gegen ihn klage, und immer mit Erfolg. Dies sei nur ein Beispiel dafür, wie das bestehende Gesetz positiv umgesetzt werden könne. Aber für diesen Schritt dürfe eine Sexarbeiterin keinerlei Angst vor Stigmatisierung haben. Sexarbeiterin Lilien erklärte nachdrücklich, dass MigrantInnen nicht die Sexarbeit bedrohen würden, so wie es teilweise medial präsentiert werde. „Es ist unser Kampf, der muss international geführt werden!“ bekräftigte sie ihren Standpunkt, denn Prostitution kann nicht abgekoppelt von Migration betrachtet werden.

Die bufaS-Tagung bot weit mehr als nur einen regen internationalen Austausch. Es sind Kenntnis und Kraft vorhanden, die in Zukunft aktiv genutzt werden sollten, um weiteren Repressionen und Stigmatisierungen geschlossen entgegenzutreten. Über fünfzig SexarbeiterInnen gründeten daher im April 2013 die Organisation „Sexwork Deutschland“. Sie treten aus der Anonymität heraus, um sich für ihre Rechte stark machen. Ein zweites Treffen fand im Oktober in Köln statt. Die nächste bufaS-Tagung wird es 2014 in Berlin geben.

## Rezensionen zum Themenschwerpunkt

---

Sabine Schmolinsky, **Sich schreiben in der Welt des Mittelalters. Begriffe und Konturen einer mediävistischen Selbstzeugnisforschung** (= Selbstzeugnisse des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit 4), Bochum: Verlag Dr. Dieter Winkler 2012, 208 S., EUR 39,50, ISBN 978-3-89911-089-0.

Der außerordentlich produktiven Selbstzeugnisforschung der letzten Jahrzehnte ist es gelungen, die Meistererzählung von der Erfindung des ‚geistigen Individuums‘ in der beginnenden Neuzeit zu dekonstruieren. Dabei sind Prämissen der älteren Forschung, der zufolge sich Subjektivität einzig in Individualität, in Unverwechselbarkeit und Einzigartigkeit, Selbstbestimmtheit und Rationalität äußern könne, einer umfassenden Historisierung unterzogen worden. Insbesondere für die Frühe Neuzeit konnte gezeigt werden, dass sich Subjektkultur keineswegs im von der Moderne kündenden Burckhardtschen Modellindividuum erschöpfte, sondern vielfältige Kulturen des Selbst-Seins gleichzeitig nebeneinander bestanden.

Auch die mediävistische Forschung hat sich seit den 1990er Jahren dem skizzierten Projekt der Historisierung von Selbst und Person angenommen. Unzweifelhaft gehört Sabine Schmolinsky zu deren Protagonist\_innen im deutschsprachigen Raum. Bereits 1999 erschien der gemeinsam mit Klaus Arnold und Urs Martin Zahnd herausgegebene Sammelband „Das dargestellte Ich“;<sup>1</sup> ein Sammlungs- und Katalogisierungsprojekt mittelalterlicher Selbstzeugnisse sowie diverse Aufsätze folgten.<sup>2</sup> Die 2012 erschienene, zugleich im Habilitationsverfahren der Autorin an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg begutachtete Monographie „Sich schreiben in der Welt des Mittelalters“ krönt diese langjährige Forschungsarbeit. Ihr Ziel ist es, die mediävistische Selbstzeugnisforschung zu konturieren, tragfähige Begriffe zu entwickeln und diese „an ausgewählten Fällen, deren Orte und Kontexte in Zeit und Raum unterschiedlich sind und sein sollen“ (13), empirisch zu erkunden.

---

<sup>1</sup> Klaus Arnold, Sabine Schmolinsky u. Urs Martin Zahnd Hg., Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit, Bochum 1999.

<sup>2</sup> Vgl. Bibliographie in Schmolinsky, Welt, 192.

In der Einleitung und dem ersten, die begrifflichen Zugänge explorierenden Teil (A.) macht Schmolinsky deutlich, dass mediävistische Selbstzeugnisforschung eine eigenständige Heuristik erfordert. Denn als Gattung abgrenzbare Selbstzeugnisse, wie sie etwa die frühneuzeitliche Selbstzeugnisforschung untersucht, sind – von einigen Ausnahmen abgesehen – erst seit dem 15. Jahrhundert überliefert (17). Früh- und Hochmittelalter sowie weite Teile des Spätmittelalters hingegen scheinen der Burckhardtschen Metapher entsprechend unter einem ‚Schleier‘ verborgen zu liegen.

Diesen zu lüften sucht Schmolinsky zunächst mit einer differenzierenden Betrachtung der Forschungsstraditionen und Begriffsbildungen mittelalterlicher Selbstzeugnisforschung seit dem späten 19. Jahrhundert. Dabei würdigt sie Verdienste der älteren Forschung (25, 44), distanziert sich im Ergebnis jedoch – ähnlich wie Gabriele Jancke und Eva Kormann für die Frühe Neuzeit<sup>3</sup> – klar von Begriff und Projekt einer teleologischen „Geschichte der Autobiographie“ (43). „Selbstzeugnis“ will Schmolinsky dagegen weniger als Gattungsbegriff denn als historisch kontingente Bedeutungsdimension von Texten verstanden haben. Umschreiben lässt sich diese mit dem Begriff der Selbstreferenzialität, der den Umstand bezeichnet, dass ein Ich im Text sich zu sich selbst in Beziehung setzt, indem es Aussagen über sich trifft, mit denen es sich selbst identifiziert. Untersucht werden sollen also die selbstidentifikatorischen Akte im Schreiben (73f.) – mit dem eingeführten Begriff des „insetzten Selbstzeugnisses“ auch in solchen Textgattungen, die nicht per se als selbstreferenziell gelten (17). Schmolinsky lässt dabei allerdings weitgehend offen, auf welche Personen, Dinge, Diskurse oder kategorialen Zusammenhänge diese Identifizierung des Ich als Selbst in einem inhaltlichen Sinne rekurrieren könnte. Hervorgehoben wird als „stets mitzureflektierende Kategorie auf basaler Ebene“ einzig die des „Geschlechts“, die dem Selbst „zugeschrieben war und mithin eignete“, die Textproduktion determinierte und „Vorstellungen und Handlungen der Selbstzeugnisse Produzierenden“ prägte (18).

In den folgenden Analyseteilen (B. und C.) geht es Schmolinsky um die Erprobung der Lesart „Selbstzeugnis“ (70) anhand unterschiedlicher Quellengattungen, deren Aussagemöglichkeiten und -grenzen sie den gegenwärtigen Stand der Forschung zusammenfassend, aber auch in eigenen Analysen und Interpretationen reflektiert. Die Autorin lenkt den Blick auf tonale Repräsentationen, die – wie etwa die Gattung der Molette – als „Kennzeichen einer spezifisch tonalen, kompositorischen Selbstdarstellung“ (76) gelesen werden können. Auch bildliche Selbstdarstellungen in Handschriften, Epitaphien, Gebäuden oder Siegeln lassen sich in vielfältiger Weise als selbstidentifikatorische Akte verstehen (79). Der Schrift kommt dabei jedoch „eine gewisse Prärogative“ zu, denn diese fixiere den wahrgenommenen Ton und vermittele – man

3 Gabriele Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*, Köln/Weimar/Wien 2002; Eva Kormann, *Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert*, Köln/Wien/Weimar 2004.

denke etwa an Künstlerinschriften und andere Formen der Text-Bild-Beziehungen – auch häufig den Zugang zu Bildern (12, 78).

In diesem Sinne fungiert bereits die geschriebene Namensnennung als „kleinste[...] Einheit eines Selbstzeugnisses“ (80). Sie bedarf jedoch einer sorgfältigen Analyse des breiteren Kontextes ihrer Verschriftlichung. Mit Fallanalysen von so unterschiedlichen Textsorten wie Briefen, Briefsammlungen, Viten und biographischen Sammlungen, Visionsberichten, historiographischen Quellen und Kalendarien, bei denen ausdrücklich schreibende Personen „beiderlei Geschlechts“ (12) berücksichtigt werden sollen, will Schmolinsky für die Alterität mittelalterlicher Schriftkultur sensibilisieren. So können sowohl die mit der Niederschrift betrauten Personen als auch die Autor\_innen als Text-Ich bzw. -Wir präsent sein. (84f., 94f.) Urheber\_innen inszenieren ihre Aussagen etwa in Form von eigenhändigen Subskriptionen von Urkunden und Testamenten als authentisch (84) – während die mit der Niederschrift befassten Personen beispielsweise in Nachschriften, den sogenannten Kolophonen, in ihrem Selbstverständnis, ihrer Emotionalität und Körperlichkeit in Erscheinung treten (85).

Wie fragil die Grenzen des Selbst im Text im Einzelfall sein können, führt Schmolinsky etwa am Beispiel der „Vita Anskarii“ vor. Während der Bio-Hagiograph Rimbart (um 830–888) sich in einem Kollektiv der vertrauten Schüler des Erzbischofes und Missionars Ansgar (um 801–865) präsentiert, ist dieser durch verschiedene als solche behauptete inserierte Selbstzeugnisse, in Form von wörtlichen Eigenzitaten sowie eines kompletten Visionsberichts, präsent. Auch wenn die Provenienz dieser Inserte unbekannt ist und die Überlieferungslage keinerlei Klärung erlaubt, plädiert Schmolinsky jenseits ihrer inhaltlichen Überprüfbarkeit überzeugend für die Analyse der „selbstzeugnisartigen Strukturen“ beider Insertformen, die sowohl die beschriebene als auch die beschreibende Person sichtbar machen (125–128).

Darüber hinaus eignen sich auch die vielfältigen Spuren, die mittelalterliche Bearbeitungs- und Sammlungspraktiken in den Überlieferungen hinterlassen, zur Rekonstruktion selbstreferentieller Akte. Dabei lassen sich eigenhändig erstellte Briefsammlungen literater Personen in ihrer Selbstbezüglichkeit genauso interpretieren (105 f.) wie die Praktiken des Sammelns und Bearbeitens in multipersonellen Editionsgemeinschaften, wie sie etwa im monastischen Kontext existierten. Auch historiographische Quellen erlauben es, inserierte Selbstzeugnisse aufzufinden. Hier gab es jedoch offensichtlich Regeln für die Platzierung solcher selbstbezüglicher Elemente bis hin zu umfangreichen Erfahrungsberichten und Viten der Autor\_innen. Eine Unterbrechung der *historia* schien kaum tolerierbar zu sein, so zeigt es etwa das Beispiel des – nur in einer einzigen der überlieferten Handschriften zu findenden – selbstzeugnishaften Kapitels in der „Geschichte der Könige von Jerusalem“ des Erzbischofes von Tyrus (um 1130–1186). Geeigneter schien es offenbar, solche Kapitel am Ende einer abgeschlossenen *historia* zu inserieren, wie dies etwa in Beda Venerabilis' „*Historia ecclesiastica gentis Anglorum*“ oder in Hieronymus' „*Liber de viris inlustribus*“ der Fall war (146f.).

Im Bereich spätmittelalterlicher Stadtchronistik zeigt sich, dass inserierte Selbstausagen auch höchst unterschiedlich rezipiert und in Bearbeitungen, die ihrerseits als Selbstzeugnisse verstanden werden können, fortgeschrieben worden sind. So erfuhren etwa die familiengeschichtlich orientierten selbstreferenziellen Passagen in Ulman Stromers (1329–1407) „Puechel von mein geslecht vnd von abentewr“ in einer 1409 erstellten Bearbeitung eine wertschätzende Erweiterung, wohingegen andere Abschriften diese Passagen zugunsten der Stadtgeschichte sogar gänzlich tilgten (148). An diesen Beispielen wird die Relevanz des Verhältnisses zwischen inseriertem Selbstzeugnis und ‚textuellem Kontext‘ deutlich, die als besondere Herausforderung aber auch als Chance für multiperspektivische Quellenlektüren in Bezug auf die Bedeutungsdimension „Selbstzeugnis“ begriffen werden kann.

In den ausgewählten Beispielen findet Geschlecht keine durchgängige Berücksichtigung. Entsprechende Analysen finden sich primär in der Erörterung von Briefen, die schon aufgrund der vergleichsweise guten Überlieferungssituation gemeinhin als privilegierter Zugang zu weiblichem Schreiben gelten (98). Schmolinsky zufolge sollte sich die Untersuchung jedoch vor allem auf die Praktiken des Schreibens in ihrer Vergeschlechtlichung konzentrieren – also beispielsweise die Inszenierung von Geschlecht in Sprachgesten untersuchen, wie dies etwa Cordula Nolte in ihrer Studie zu Briefen adeliger Frauen des 15. Jahrhunderts getan hat (104), oder geschlechtsbezogene Bearbeitungspraktiken in den Blick nehmen. Prominentes Beispiel hierfür sind die Briefsammlungen Hildegards von Bingen, in denen angeschriebene (laikale) Frauen in geistliche Männer umadressiert wurden (109).

Sabine Schmolinsky differenziert die Annahme von der Quellenarmut des Mittelalters in Bezug auf Selbstzeugnisse erheblich. Mit einer erweiterten Perspektive auf verschiedene Quellen- und Textgattungen sowie mit dem Begriff des „inserierten Selbstzeugnisses“ gelingt ihr die Dokumentation einer erstaunlichen „Breite und reiche[n] Vielfalt persönlicher Zeugnisse“ (152), deren Potential von der Forschung noch keineswegs ausgeschöpft ist. Forschungsdesiderate bestehen in vielerlei Hinsicht, etwa im Bereich selbstbezoglicher Aussagen in mittelalterlichen Kalendarien (144) oder vergeschlechtlichter Praktiken des Briefschreibens (102). In diesem Sinne bleibt zu hoffen, dass diese Impulse eine mediävistische Selbstzeugnisforschung weiter befördern, die sich nicht nur auf spätmittelalterliche Überlieferungen klassischer, eigenständiger Selbstzeugnisse stützt.

In Schmolinskys Konzeption von „Kontext“ bleibt gegenüber dem von ihr privilegierten textuellen Umfeld jedoch der gesellschaftsstrukturelle wie diskursive Rahmen merklich weniger beleuchtet. Die Einbindung des in der Einleitung (12) betonten relationalen, kulturell vermittelten Selbst in das, was bisweilen mit dem Begriff der Lebenswelt (13, 112, 129) beziehungsweise des sozialen Raumes (73, 112) durchscheint, bleibt unscharf. An dieser Stelle leuchtet kaum ein, warum mit der Konzentration auf Selbstreferenzialität im Vergleich zur anthropologisch orientierten Selbstzeugnisforschung ein „anderer Weg beschritten“ (150, 68) wird. Vielmehr können und müssen in einer er-

kennntnisorientierten Selbstzeugnisforschung aus Sicht der Rezensentin beide Konzepte miteinander kombiniert werden: eine in der Grundrichtung anthropologische Selbstzeugnisforschung, die nach der geschlechts-, altersbezogenen, ständischen und religiösen (et cetera) Positionierung des Selbst in diskursiven und gesellschaftsstrukturellen Kontexten fragt, sowie eine für die komplexen Praktiken der Verschriftlichung sensible Selbstzeugnisforschung, die jenseits essentialistischer Quellenklassifizierungen nach potentiellen Orten von Selbstbezüglichem sucht. Deren Relevanz jedenfalls kann Schmolinsky überzeugend und methodisch äußerst anregend unter Beweis stellen.

Mareike Böh, Kassel

François-Joseph Ruggiu Hg., **The Uses of First Person Writings. Africa, America, Asia, Europe. Les usages des écrits du for privé. Afrique, Amérique, Asie, Europe** (= Comparatism and Society/Comparatisme et Société 25), Brüssel/Bern/Berlin u. a.: Peter Lang 2013, 289 S., EUR 44,-, ISBN 978-2-87574-044-1.

Dieser Sammelband ging aus einem Forschungsprojekt am *Centre nationale de la recherche scientifique* (CNRS) in Paris hervor, das rund 2000 französische sogenannte *écrits du for privé* („Schriften des privaten Inneren“) verzeichnet hat. Der Herausgeber François-Joseph Ruggiu kommt in seiner Einleitung zunächst auf diesen problematischen Oberbegriff zu sprechen, den Madeleine Foissil 1986 prägte. In anderen Forschungssprachen wurde die Quellengruppe von Familien- und Tagebüchern, Memoiren und Autobiographien mit dem Begriff der „Ego-Dokumente“ (so Jacques Presser und Rudolf Dekker in den Niederlanden) konstituiert und erforscht, der mehr und mehr vom Konzept der „Selbstzeugnisse“ (so Kaspar von Greyerz für den deutschsprachigen Raum) in kritischer Revision abgelöst wurde. Ruggiu plädiert indes in seiner englischsprachigen Einleitung für einen neuen Oberbegriff: *first person writings*. Dieses terminologische Ringen ist Ausdruck einer Forschungstendenz, die sich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr von jenen Meisternarrativen gelöst hat, in deren Schatten diese Quellen lange standen: die von Jacob Burckhardt, Georg Misch, Charles Taylor und anderen propagierte Geschichte einer triumphalen, linearen und exklusiv europäisch-westlichen Entwicklung des autonomen Individuums, das in der Renaissance mannhaft erwachte und sich zum modernen Selbst zwischen privater und öffentlicher Sphäre fortbildete. Andere Weltregionen, so erzählte es lange die europa-patriotische Mär, blieben derweil in ihren traditionellen Gruppenidentitäten verhaftet oder waren welthistorisch dazu verdammt, den europäischen Individualismus im kolonialen und globalisierten Rahmen allenfalls nachahmen zu können. Obgleich Foucault und andere darauf hinwiesen, dass das autonome Individuum eine diskursiv mächtige Fiktion war und von Seiten der Europa-HistorikerInnen weitere Einwände kamen, blieb dieses Siegenarrativ mit seinen essentialistischen Konzepten auch in anderen Disziplinen dominant.

Um diesen Stillstand aufzulösen, öffnete sich die Forschergruppe am CNRS dem globalen Horizont, nicht zuletzt in der Begegnung mit der von Claudia Ulbrich an der Freien Universität Berlin geleiteten DFG-Forschergruppe „Selbstzeugnisse in transkultureller Perspektive“. Der aus diesem Kontext hervorgegangene Beitrag von Claudia Ulbrich tritt an die Seite von Ruggius Einleitung: Beide zeigen anhand dieses Forschungsfeldes exemplarisch, wie ein bis dato europazentriertes und eurozentristisch konstituiertes Untersuchungsgebiet für den globalen und transkulturellen Horizont geöffnet werden kann. Mit einer bloßen Einbeziehung von SpezialistInnen für die sogenannten außereuropäischen Räume ist es damit bekanntlich nicht getan – die „Provinzialisierung Europas“ kann nur dann erfolgen, wenn zentrale Kategorien geöffnet und die analytischen Achsen flexibilisiert werden. Die Begriffsentwicklung von den *écrits du for privé* über „Ego-Dokumente“ und „Selbstzeugnisse“ hin zum minimalen Konzept der *first person writings* spiegelt dabei zunächst die bereits aus den europäischen Quellen gewonnene Erkenntnis, dass sich eine „Person“ (so die Berliner Alternative zum westeuropäischen Individuums-Begriff der Aufklärung) niemals als Ich isoliert, sondern stets in sozialen Kontexten artikuliert und sich in Bezug auf soziale Schicht, Geschlecht, Religion, Familie und territoriale Zugehörigkeit verortet. Parallel zu dieser konzeptionellen Öffnung erweiterte die Berliner Forschergruppe ihren Blick auf weitere Quellengruppen jenseits der bis dahin als einschlägig betrachteten autobiographischen Schriften.

Mit diesem Sammelband hat Ruggiu den gleichen Weg eingeschlagen. Herausgekommen ist ein breites Spektrum, bei dem sich die Leserin verwundert fragt, wie in aller Welt die Epigonen Jacob Burckhardts so lange ihre exklusive Europa-Fahne haben schwingen können. Da ist zum einen der Nahe Osten, in den Catherine Mayeur-Jaouen, Astrid Meier, Nelly Hanna und Asli Niyazioğlu einführen. Muslimische *‘ulamā* hatten schon früh begonnen, vielbändige biographische Lexika zu erstellen, in denen sich zunehmend religiöse Gelehrsamkeit, familiär erbliche Sakralität mit dem Prophetenkult vermischt und über genealogische Linien konstituiert wurden. Ähnlich wie es Giovanni Ciappelli für toskanische Familienbücher des 16. Jahrhunderts im gleichen Band zeigt, werden in autobiographischen Passagen innerhalb von Biographien, so Nelly Hanna, die unterschiedlichen sozialen Verflechtungen in filigraner Abstufung fassbar, die sich mit vielfältigen Selbstkonzeptionen durchkreuzen. In den hagiographischen und autohagiographischen Sufi-Berichten wurde zunehmend ab dem 16. Jahrhundert in den Verflechtungen der *pax ottomana* das Ich auf dem Weg zu Gott in vorsichtiger Demut beschrieben (Mayeur-Jaouen). Allerdings, so Astrid Meier, gibt es ein wesentliches Hindernis, um die unterschiedlichen Formen des Ich, die komplexen Topoi und Traumerzählungen (Niyazioğlu) in ihren sozialen Verortungen im Osmanischen Reich erschöpfend zu erforschen: Selbst wenn genügend Forschungsgelder zur Verfügung ständen, gäbe es nicht genügend SpezialistInnen zur Durchführung dieser Arbeiten.

Reiji Iwabuchi führt in die zahlreichen, auf die jeweilige patrilineare und patriarchale Kernfamilie (*ie*) konzentrierten Familienchroniken der Edo-Zeit (1603–1867) in

Japan ein, die in ihrer sozial breiten Streuung wohl die global höchste Zahl an Ego-Dokumenten der Vormoderne ausmachen. Emmanuel Lozerand zeigt, wie sich die breite japanische Tradition von Selbstzeugnissen ab den 1880er-Jahren in neuen Genres weiter ausdifferenzierte und im öffentlichen Raum der Meiji-Zeit (1868–1912) Ausdrucksformen für ein fragiles und intimes Ich schuf. Ganz anders hingegen im Indonensien des 20. Jahrhunderts, für das Étienne Naveau in einem etwas sperrig zu lesenden Text die Spannung zwischen offiziellen idealisierten Autobiographien mit festgeschriebenem Subjekt und autobiographischen Elementen in fiktionalen Werken skizziert. Aïssatou Mbodj-Pouye führt uns mit einem ethnographischen Projekt nach Mali, wo sie mithilfe von Interviews die Praktiken des Schreibens in umgewidmeten Schulheften der Alphabetisierungskampagne seit den 1970er-Jahren analysiert hat. Die Beiträge von Dominique Deslandres und Elisa Sampson Vera Tudela präsentieren das weibliche monastische Milieu in der Neuen Welt, in dem Nonnen, so Tudela, im imperialen Projekt eine kreolische weibliche Identität im Rahmen kolonialer Hybridität schmiedeten. Karin Wulf analysiert bisher kaum beachtete Ausdrucksformen des familiären Selbst im britischen Nordamerika in Buchhaltung, Familienbibeln, Almanachen, Stickarbeiten und gemalten Familienbäumen.

Mit Karin Barber kommen wir in die koloniale Welt des anglophonen Westafrika und zu dem faszinierenden Beispiel eines vermeintlich autobiographischen Briefromans einer reuigen Prostituierten, mit dem ein Zeitungsherausgeber im Lagos der 1920er-Jahre zum sittlichen Lebenswandel aufrief. An diesem – sehr lesenswerten – Aufsatz zeigt sich exemplarisch, was für den größeren Teil der Fallstudien in diesem Sammelband gilt: Sie weisen in der Regel auf die Schriften von Männern und Frauen hin, schöpfen aber das analytische Potential von Geschlecht nicht vollends aus. Bei Barbers Text fragt man/frau sich beispielsweise, was die Aneignung eines autobiographischen weiblichen Ichs durch einen Mann im Rahmen der damaligen Geschlechterordnung bedeutete. Anderswo wird der Aspekt, inwiefern die vornehmlich männlichen Verfasser von Familienbüchern ihre Autorität als Familienoberhaupt festgeschrieben, allenfalls implizit angedeutet. Der letzte Aufsatz von Christa Hämmerle über Tagebücher und Feldpost in den beiden Weltkriegen zeigt hingegen, wie fruchtbar die Einbeziehung von Geschlecht ist. Zum einen brachten beide Kriege ein sprunghaftes Ansteigen auch des weiblichen Tagebuchschreibens mit sich, in dem Frauen und Mädchen die patriotische Kriegspropaganda in ihren Alltag übersetzten. Zum anderen versicherten sich Männer und Frauen in der Feldpost gegenseitig der traditionellen Geschlechterordnung mit einer romantischen Liebe, die als Gegennarrativ den totalen Krieg erträglich und möglich machte.

Dieser Sammelband vereinigt Aufsätze auf insgesamt hohem Niveau, die methodische Überlegungen mit einem beeindruckend weiten und gut präsentierten Spektrum an Quellen verbinden. Der Band bietet einen hervorragenden Einstieg in die *first person writings* mit vielen weiterführenden Fragen zur Frage, was „ich“ jeweils heißen kann. Zudem zeigt er exemplarisch, wie ein eurozentristisches, statisches Forschungs-

feld global und transkulturell aufgebrochen werden kann – und was wir damit an historischer und historiographischer Erkenntnis gewinnen. Jacob Burckhardt möge in Frieden ruhen: Der Puls schlägt inzwischen woanders.

*Almut Höfert, Zürich*

Hilde Schramm, **Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux. 1882–1959. Nachforschungen**, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH 2012 (2. Aufl.), 432 S., 33 Abb., EUR 19,95, ISBN 978-3-498-06421-1.

Dora Lux, geb. Bieber (1882–1959), gehörte zu den ersten akademisch ausgebildeten Lehrerinnen im Deutschen Kaiserreich. Als Studienrätin lehrte sie an angesehenen Berliner Frauenbildungsstätten – bis 1933, als sie fristlos entlassen und mit einem Berufsverbot belegt wurde. Nach dem Krieg nahm sie ihre Berufstätigkeit wieder auf; an der Elisabeth-von-Thadden-Schule, einem evangelischen Mädchengymnasium in Heidelberg, unterrichtete sie von 1953 bis zum Abitur 1955 Hilde Schramm. Jahrzehnte später begann die heute habilitierte Erziehungswissenschaftlerin, Mitbegründerin der „Stiftung Zurückgeben“ und Moses-Mendelssohn-Preisträgerin das Leben der einstigen Geschichtslehrerin zu erforschen und niederzuschreiben.

Worin liegen Hilde Schramms Motive, sich auf Spurensuche zu begeben? Zunächst ist es Anerkennung und Bewunderung für eine außergewöhnliche Pädagogin, deren souveräne Persönlichkeit nicht nur die Schülerinnen sehr beeindruckte, sondern auch die Elisabeth-von-Thadden-Schule in der Nachkriegszeit prägte. Umso erstaunlicher fand es Hilde Schramm, dass Dora Lux in den Festschriften des Hauses nicht vorkommt. „Sie scheint vergessen.“ (28) Zweitens soll das bemerkenswerte Leben einer emanzipierten Frau, die immer wieder eine Besonderheit darstellte – sei es gesellschaftlich oder politisch –, nachgezeichnet werden. Nicht zuletzt erklärt sich Hilde Schramms Interesse aus der eigenen Biographie: Ihr Vater ist Albert Speer, Hitlers Architekt und Rüstungsminister. Diese Herkunft habe ihr, so Schramm, „eine frühe und nicht abschließbare Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus“ (11) aufgezwungen; und sie äußert Dankbarkeit gegenüber der ehemaligen Geschichtslehrerin, die ihr „befreiend[e]“ Humanität vermittelt habe.

Dora Lux' Lebensweg erstreckte sich über vier wesentliche Abschnitte der deutschen Geschichte: das Kaiserreich, die Weimarer Republik, die NS-Diktatur sowie die junge Bundesrepublik. Hilde Schramm folgt in ihrer Darstellung dieser Chronologie. Mit „Wegbereiterin“, „Ein reiches Leben in Berlin 1909–1933“, „Selbstachtung, Klugheit und Courage 1933–1945“ und „Leben und Arbeiten in der Nachkriegszeit“ bringt sie Dora Lux' Leben in einen historischen Kontext.

1882 als zweites von fünf Kindern in der Provinz Posen geboren, übersiedelte Dora Bieber im Alter von neun Jahren mit ihrer Familie nach Berlin. Dort legte sie 1901 die

Reifeprüfung ab; sie gehörte zu den fünfzig ersten Abiturientinnen und war mit ihren 19 Jahren eine der jüngsten. Mit der erklärten Absicht, Gymnasiallehrerin für das Höhere Lehramt zu werden, begann die junge Frau das Studium der Altphilologie und Geschichte. In der Folge skizziert die Autorin detailliert den Werdegang ihrer Protagonistin. Ob in Bewältigung der Zulassungsbestimmungen, die zu einer wahren Ausbildungs-odyssee über Berlin (1901), Heidelberg (1903), München (1904), Heidelberg (1906) nach Kassel (1907) führten, oder als Lehramtspraktikantin, die, im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen, kein Anrecht auf „Verwendung im badischen Mittelschuldienst“ (99) hatte oder als eine von 21 Studentinnen unter 5.000 Immatrikulierten: Immer wieder lässt Hilde Schramm erahnen, welche Ausnahmestellung Dora Bieber einnahm und welche Durchhaltevermögen ihr (und dieser ersten Generation von Studentinnen allgemein) abverlangt wurde. Nach Abschluss der schulpraktischen Ausbildung (1909) war Dr. Dora Bieber eine der ersten neun Gymnasiallehrerinnen in Deutschland.

Noch im selben Jahr kehrte sie nach Berlin zurück und begann an Helene Langes Gymnasialkursen für Frauen zu unterrichten. 1915 heiratete Dora Bieber den um vieles älteren Dr. Heinrich Lux (1863–1944), einen Physiker, Sozialdemokraten und Freimaurer, der, wie seine Frau, ein unkonventioneller Freidenker war. Auch nach der Eheschließung blieb Dora Lux berufstätig, selbst als Jahre später zwei Töchter geboren wurden. Dass die emanzipierte Frau damit eine Besonderheit in der damaligen Gesellschaft darstellte, arbeitet Hilde Schramm statistisch fundiert heraus, ohne zu versäumen, rechtliche und arbeitsmarktpolitische Maßnahmen zur Frauenerwerbstätigkeit vor und während der Weimarer Republik zu erwähnen.

Beachtenswert scheint auch die von der Autorin nicht erwähnte Tatsache, dass Dora Lux bei der Geburt ihrer Töchter 44 respektive 45 Jahre alt war, Heinrich Lux schon 63. Gerne hätte ich zur ‚späten Elternschaft‘ etwas erfahren: Wie sah der Alltag aus? Gab es andere vergleichbare Familien? Wie gestaltete sich die Jugend der beiden Töchter angesichts des großen Generationenabstands? Oder allgemein: Welche Besonderheit impliziert ein großer Altersunterschied zwischen Eltern und Kindern? Es ist anzunehmen, dass der Autorin hierzu einfach die Quellen fehlen und sie diesen Aspekt deshalb außer Acht ließ.

Wiederholt hebt Hilde Schramm hervor, dass sich ihre Protagonistin als Atheistin bezeichnet habe; Religion war für die 1887 Getaufte bis ins hohe Alter bedeutungslos. Ganz im Sinne der Aufklärung habe sie keinen Menschen über eine Gruppenzugehörigkeit oder nationale Verallgemeinerungen definiert und wollte selbst, so eine damalige Freundin, „unabhängig von Klasse, Nation und Rasse nur Mensch sein“ (291). Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme galt Dora Lux, die vier jüdische Großeltern hatte, als Jüdin.

„Selbstachtung, Klugheit und Courage“ (155) benennt Hilde Schramm das ausführlichste ihrer fünf Großkapitel. Nachhaltig vermittelt sie der Leserin/dem Leser zweierlei: Dora Lux' „Unbotmäßigkeit gegenüber der Obrigkeit“ (108), die jüdische Herkunft nicht offenzulegen, „Ich lege keinen Strick um meinen Hals, nur weil sie es mir befahlen. Ich bin nicht jüdisch, und mein Name ist nicht Sara. Lass sie kommen.“

(254), sowie den Mut einer politisch engagierten Frau, als Redakteurin und Autorin dem totalitären NS-Staat zu widersprechen und offen für liberale Werte einzustehen. Ihre in der Zeitschrift „Ethische Kultur“ publizierten Artikel verfasste Dora Lux, nachdem sie „teils aus rassischen Gründen, teils wegen der politischen Einstellung“ (184) ihres Mannes aus dem Schuldienst fristlos entlassen wurde. Hilde Schramm versteht die Texte als Dora Lux’ Intention, die „Kluft zwischen Normen und Realität wenigstens wachzuhalten“ (178): Denn sie empörte sich über die Schnelligkeit und die Skrupellosigkeit, mit der sich Körperschaften den NS-Vorgaben anpassten, oder „betrauerte“, dass in Deutschland das „freie Wort“ zu Grabe getragen worden war. Insgesamt 31 Beiträge zeugen von der Klugheit und dem Engagement dieser Frau.

Dass Dora Lux nicht als Jüdin identifiziert und festgenommen wurde – und somit überleben konnte, führt Schramm auf glückliche Umstände zurück: Zum einen war Lux mit einem ‚arischen‘ Mann verheiratet, zum anderen schien sie in den bürokratischen Unterlagen des NS-Systems nicht auf. Dora Lux war kein Mitglied der jüdischen Gemeinde, hatte nie ein Vermögen angemeldet, und bei der Volkszählung 1939 hatte sie falsche Angaben gemacht.

„Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux“ gehört nicht zu jenen Publikationen, deren Fokus auf dem Alltag unter der NS-Herrschaft aus der Sicht ihrer Opfer liegt – auch wenn man sich als Leserin/Leser diesem nur schwer entziehen kann. Vielmehr wollte Hilde Schramm ihrer ehemaligen Lehrerin, einer bislang völlig unbekanntem Frau, „ein ehrendes Gedenken geben“, ohne sie „auf eine NS-Verfolgte oder auf ihre jüdische Herkunft zu reduzieren“ (15). Ausgehend von Erinnerungen, biographischen Eckdaten, wenigen autobiographischen Quellen und minuziösen, langjährigen Recherchen<sup>1</sup> rekonstruierte die Autorin eine detailreiche und packende Lebensgeschichte einer ruhigen, zurückhaltenden Frau, die völlig unspektakulär „immer wieder die Grenzen des scheinbar Möglichen überschritt“ (15) und sich zeitlebens nicht scheute, der Welt, wenn nötig, zu trotzen.

Schramms Monographie ist in einem sachlich Stil abgefasst; die einstige Lehrerin nennt sie in respektvoller Distanz „Frau Dr. Lux“. Dass sie der persönlichen Verehrung für Dora Lux wenig Raum bietet, unterstreicht die Authentizität der Lebensgeschichte. Ausführungen wie zum Beispiel zum deutschen Bildungswesen des ausgehenden 19. respektive des beginnenden 20. Jahrhunderts, zu den Zulassungsbeschränkungen für Frauen an den Universitäten, zum liberalen Bürgertum oder zur Nachkriegspädagogik ergänzen die Biographie.<sup>2</sup> Infolge der theoretischen Erläuterungen durchbricht die

1 Wie aus der Monographie zu entnehmen ist, begann Hilde Schramm 2003 mit den Nachforschungen.

2 Fünf weitere Exkurse vertiefen und erweitern die Lebensdarstellung bildungsgeschichtlich und kulturhistorisch: „Die Gymnasialkurse für Frauen 1893–1909 und Helene Lange als Pädagogin“, „Gesuch von Abiturientinnen von 1902 auf Immatrikulationen an preußischen Universitäten“, „Aus den Memoiren des Dr. Heinrich Lux – der Zeitraum 1863–1909“, „Zeitschrift und Gesellschaft ethische Kultur 1931–1936“ und „Zur Wiedereinführung des Geschichtsunterrichts in Nordbaden nach 1945“. Die Texte stehen ausschließlich als PDF zur Verfügung, online unter <http://www.rowohlt.de/doralux>.

Verfasserin immer wieder die lebensgeschichtliche Skizze und es scheint begrifflich, dass sie ihre kenntnisreiche Beschreibung von Dora Lux' Leben nicht „Biographie“, sondern „Nachforschungen“ betitelt.

*Ingrid Brommer, Donnerskirchen*

Günter Bischof, Fritz Plasser and Eva Maltschnig eds., **Austrian Lives** (= Contemporary Austrian Studies 21), New Orleans, Louisiana: University of New Orleans Press and Innsbruck: Innsbruck University Press 2012, 485 p., EUR 32,99, ISBN 978-3-902811-61-5.

“Austrian Lives” is the title of the twenty-first volume of “Contemporary Austrian Studies” containing eighteen essays (divided in the sections “Political Lives”, “Lives of the Mind” and “Common Lives”), and this title immediately suggests the question: What exactly are Austrian lives? As it transpires the term “Austrian” proves to be problematic considering the turbulent history of the country in the context of twentieth century Europe. Thus one might expect that these essays – most of them concentrating on the time after the establishment of the First Republic in 1918 – address theoretical issues concerning the framing of a national identity such as inclusion and exclusion.

Yet another, more implicit “Austrian” problem concerning life writing comes to light in two essays written by the historian Günter Bischof, one of the editors of “Austrian Lives”. “Biographical writing is not a *forte* of the historical profession in Austria,” Bischof writes in his preface (IX), explaining in his and Barbara Stelzl-Marx’s essay on Austrian prisoners of war during the Second World War, that “[e]ven though there has been a recent ‘biographical boom’ in German and in Austrian historiography as well, scholarly biography remains largely ignored among historians at the Austrian universities since it does not offer a clear career path towards employment” (329). But how “Austrian” is this? In most other continental European countries auto/biography seems to be much more generally accepted and has arguably more progressed as a scholarly genre in literary studies than in historiography. This may also be the reason why most writers with a background in literature start their contribution to this volume with a critical analysis of the genre, whereas most historians – apart from those involved in women’s studies – present their life histories in a traditional, chronological order, beginning with the birth of their subject.

In his thoroughgoing, philosophical introduction to “Austrian Lives”, literary scholar Bernhard Fetz, director of the Literary Archives of the Austrian National Library in Vienna and associate professor at the Department of German Studies at the University of Vienna, focuses on the issue of “biographical truth”, which he describes as an “ambivalent idea since Nietzsche’s destruction and deconstruction.” “Biographical truth,” he continues in his attempt to define this rather slippery notion, “is a multi-relational

construct, forever materializing in the interactions between the biographical narrative, its subject, and its readers”, which is “always on the run from a mobile army of metaphors trying to overtake it”, and therefore tied “to a changing notion of the subject, to the differentiation between public and private spheres, to the development of autobiographical self-confidence, and to the cultural relativity of the idea of biographical truth” (21–23). With this description of biographical truth, Fetz seemingly challenges the idea of a historical or factual truth, which for most of the contributors with a background in historiography may be the main asset of biographical research.

However, concerning the history of the general function of biography Fetz appears to be more in agreement with most contemporary historians. The term describing this function, he writes, has changed from the nineteenth century normative-pedagogical definition as “a means of creating national identity in the portraits of *great men*” (23) to an investigation into the effects of political and cultural developments on individual lives. The latter, according to Fetz, must also include the exposure of “biographical rhetoric, political evasion, and the attempt to hide an individual’s guilt” (24). Yet this makes the current form of the genre no less normative than its nineteenth century predecessor, albeit with the crucial difference that where the latter was highly constructive, the former is predominantly deconstructive.

Or is it? Judging from some essays in the section “Political Lives” such as historian John Deak’s article about the life of the conservative Christian-Socialist Ignaz Seipel, “Founding Father of the Austrian Republic”, and Martin Eichinger’s and Helmuth Wohnout’s rather superficial essay about Alois Mock, member of the Austrian People’s Party and foreign minister from 1987 to 1995, some biographers seem to attempt to overcome at least partly the negative images of their subjects by exploring their personal struggles and emphasizing their positive deeds. In the same section, Gabriella Hauch, professor of modern history and the history of women at the University of Vienna, begins her essay by stressing the impossibility of finding biographical truth in general and in traditional life stories about women in particular. She then deconstructs a ‘male’ version of the life story of Therese Schlesinger (1863–1940), Social Democratic Member of Parliament, in order to reconstruct Schlesinger’s life and work from a more feminist and possibly more realistic point of view. In the section “Lives of the Mind”, literary scholar Deborah Holmes in her essay about educationalist and philanthropist Eugenie Schwarzwald (1872–1940) follows the same pattern by cleverly investigating the “pitfalls of [...] biographical naming conventions and gender assumptions” (192) to reconstruct a fuller story of Schwarzwald’s life and work.

In “Where Hitler’s Name is Never Spoken”, one of the most intriguing essays in this volume, Jason Dawsey (Ph.D. candidate in Modern European history at the University of Chicago) explores the life and work of Günther Anders in Vienna. In his essay, Dawsey does not only reconstruct the importance of Anders’ writings, but also shows that questions concerning deconstruction and reconstruction were at the heart of Anders’ work. Having emigrated from Germany to the USA by way of Paris, Anders, who was

married to Hannah Arendt from 1929 to 1937, followed his second wife, Austrian born writer Elisabeth Freundlich, to Vienna in 1950. Here he “immediately joined a discursive struggle over the lessons to be drawn from the Third Reich,” as Dawsey writes (219), meticulously recording conversations about the war with perpetrators, victims, and people who were seemingly neither the one or the other, which were published in 1967 and 1985. Baffled by the misguided conviction of some Viennese that the bombing of Rotterdam, London and Warsaw were revenge actions for the damage done to Vienna in 1945, the blaming of Jewish victims for “burdening” non-Jewish Austrians with unpleasant feelings of guilt, and the notion of most Austrians that they, too, had been victims of the Nazi’s, Anders noted: “The heart knows [...] only the immediate, never the cause which remains back far behind in the past. *Causality is foreign to the heart.* Thus it happened that the criminals were forgotten, to some extent buried under the terrible consequences of their crimes” (229, italics in the original). Although Anders believed that his reflections on the survival tactics of victims and perpetrators would enable a more realistic reconstruction of Austria’s past, his work never had much impact and still remains, as Dawsey writes, “a neglected theorization of post-fascist Vienna” (238).

As it is, the more interesting contributions to this volume, whether written by historians or by literary scholars, seem to draw at least partly on Anders’ work in the sense that they, too, address the intricate processes of memory and its reconstruction, showing that, even though these processes are in no way typically ‘Austrian’, Austrian history has given them an undeniably distinct character, which more or less requires its own distinct tools of de- and reconstruction.

*Monica Soeting, Amsterdam*



## Weitere Rezensionen

Deborah Lyons, **Dangerous Gifts. Gender and Exchange in Ancient Greece**, Austin: University of Texas Press 2012, 166 S., 5 Abb., ca. EUR 42,-, ISBN 978-0-292-72967-4.

Heldinnen der antiken Mythologie besitzen eine ebenso wirkungsvolle wie (selbst-) zerstörerische Waffe: nämlich Kleidergaben. Um die Liebe des Herakles nicht an die im Krieg erbeutete Iole zu verlieren, schickt ihm seine Gattin Deianeira ein mit dem Blut des Kentauren Nessos getränktes Gewand – im irrigen Glauben, es handele sich in diesem Fall um einen Liebeszauber. Das Gewand entfaltet jedoch eine zerstörerische Kraft. Kaum hat es der Held nach dem siegreichen Feldzug gegen den Herrscher von Oichalia angelegt, schlagen Flammen daraus und Herakles verbrennt in dem Nessosgewand. Gezielt setzt auch die Zauberin Medea diese zerstörerische Macht von Kleidergaben ein, um sich an Jason zu rächen, der sie verlassen hat, um eine andere, die Königstochter Kreousa, zu heiraten. Sie schickt der Braut ein mit einem Gift (*pharmakon*) getränktes Gewand als Brautgabe. Auch Kreousa verbrennt, als sie das unheilvolle Geschenk annimmt.

Der Analyse solcher gefährlichen Gaben ist die Studie von Deborah Lyons gewidmet. In sieben Kapiteln versucht sie ihrer Bedeutung auf die Spur zu kommen. In den Mittelpunkt ihrer Betrachtung stellt sie die Heiratsbeziehungen der griechischen Antike, in deren Kontext Kleidergaben die oben geschilderte zerstörerische Kraft entfalten. Sie befasst sich dabei vor allem mit mythologischen Figuren, die in den Homerischen Epen und in der Attischen Tragödie auftreten, im geringeren Maße mit historischen Personen. Nach der Vorstellung theoretischer Konzepte (I: Gender and Exchange) und antiker Heiratsmuster (II: Marriage and the Circulation of Women) analysiert Lyons die Befunde des Homerischen Epos (III: Women in Homeric Exchange), wobei sie die Tauschhandlungen in der Odyssee einer gesonderten Betrachtung unterzieht (IV: Women and Exchange in the *Odyssey*: From Gifts to Givers). Neben den zerstörerischen Gaben in der Tragödie (V: Tragic Gifts) behandelt sie auch Gaben, die eine positive Wirkung entfalten, so vor allem in Geschwisterbeziehungen, wie sie in der Tragödie gestaltet werden (VI: A Family Romance). Bemerkungen zum Charakter der Gegenseitigkeit zwischen den Geschlechtern beschließen den Band (VII: Conclusion: The Gender of Reciprocity).

Deborah Lyons, die als *Associate Professor of Classics* an der Miami University in Oxford (Ohio) lehrt, hat ein längst überfälliges Buch geschrieben. Überaus zahlreich sind zwar die Studien, die in den letzten Jahren in den Altertumswissenschaften zur Bedeutung von Gaben verfasst worden sind, jedoch ohne dass die weiblichen Gaben eine angemessene Würdigung erfahren hätten. In allen fällt die Bezugnahme auf ethnologische und soziologische Forschungen auf, sei es auf Marcel Mauss' einflussreichen „Essai sur le don“ von 1924, sei es auf die wirtschaftsanthropologischen Studien von Karl Polanyi und Marshall Sahlins zum Begriff der Reziprozität beziehungsweise Gegenseitigkeit.<sup>1</sup> Auch Lyons stützt sich auf sozialanthropologische Forschungen. Sie folgt Sahlins' Unterscheidung zwischen Reziprozitätstypen (ausgewogene, generalisierte und negative Reziprozität), wobei sie leider zwischen den Begriffen „object“, „commodity“ und „gift“ oszilliert, ohne dass die Unterschiede thematisiert werden. Vor allem aber greift sie auf die Studien von Claude Lévi-Strauss zu Verwandtschaftsstrukturen zurück.<sup>2</sup> Entgegen seinem einflussreichen Diktum vom universalen Frauentausch, das Bräute als Objekte von tauschenden Männern, nicht aber als Subjekte von Tauschhandlungen beschreibt, haben eine Reihe von Anthropologinnen in ihren Feldforschungen auf Samoa, auf den Trobriand-Inseln und in Neu-Guinea Frauen als aktiv Tauschende vor allem textiler Gaben beobachtet.<sup>3</sup>

Deborah Lyons greift diese Forschungen auf, indem sie die geschlechtsspezifischen Konnotationen von Gaben berücksichtigt, nimmt aber im Hinblick auf die Bewertung der Rolle der Frauen als Gebende keine wirkliche Abkehr von der Position Lévi-Strauss' vor, zumal die Auffassung vom Objektcharakter der Bräute unter Althistorikern weit verbreitet ist. Lyons streicht zwar die Bedeutung von weiblichen Gaben heraus, hält es aber nach ihrer Untersuchung des Epos und der Tragödie für ausgeschlossen, dass zwischen (Ehe-)Männern und (Ehe-)Frauen wirkliche Reziprozität möglich gewesen sei. Frauen seien sowohl innerhalb des Haushalts (*oikos*) als auch innerhalb der Polis als Fremde angesehen worden und hätten nicht als Bürgerinnen gegolten. (Hier wäre vor allem auf die Forschungen der niederländischen Althistorikerin Josine Blok zu verweisen, die nachgewiesen hat, dass der Begriff des Bürgers, *polites*, auch in der weiblichen

1 Marcel Mauss, *Essai sur le don. Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques*, in: *L'Année sociologique*, 1 (1923/24), 30–196 [dt. Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, in: ders., *Soziologie und Anthropologie*, II. Mit einem Vorwort von Claude Lévi-Strauss, hg. von Wolf Lepenies u. Hennig Ritter, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1978, 9–144]; Karl Polanyi, *Ökonomie und Gesellschaft*. Mit einer Einleitung von S. C. Humphreys, Frankfurt a. M. 1979, 149–185; ders., Conrad M. Arensberg u. Harry W. Pearson Hg., *Trade and Market in the Early Empires: Economics in History and Theory*, Glencoe, IL 1957; Marshall Sahlins, *On The Sociology of Primitive Exchange*, in: ders., *Stone Age Economics*, London 1974, 185–275.

2 Claude Lévi-Strauss, *Les structures élémentaires de la parenté*, Paris 1949 [dt. Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft, Frankfurt a. M. 1981].

3 Annette B. Weiner, *Women of Value, Men of Renown. New Perspectives in Trobriand Exchange*, Austin 1976; dies., „Reproduction“: A Replacement for Reciprocity, in: *American Ethnologist*, 7, 1 (1980), 71–85; Marilyn Strathern, *The Gender of the Gift*, Berkeley 1988.

Form, *politis*, vorkommt und Athenerinnen als Bürgerinnen galten.)<sup>4</sup> Andererseits verlässt sie mit ihrer Analyse die ausgetretenen Pfade einer androzentrischen Betrachtung von Tauschhandlungen, indem sie konsequent nach dem weiblichen Anteil an Tauschakten fragt und zumindest in Geschwisterbeziehungen eine wirkliche Reziprozität zwischen Männern und Frauen gegeben sieht. Die Erzählungen von der Gefährlichkeit weiblicher Gaben reflektieren in ihren Augen die Angst der Männer vor weiblicher Handlungsmacht (*female agency*). Diese wiederum reflektiere die Angewiesenheit auf Frauen als zirkulierende Objekte im Rahmen von Heirat und zugleich ihre Fremdheit in der Haushaltsökonomie.

Es ist bedauerlich, dass sich Lyons nicht wirklich von den alten Konzepten gelöst und nicht konsequent den Ansätzen jüngerer anthropologischer Forschungen gefolgt ist. Annette Weiner hat in ihrer Studie zu den Praktiken in der Südsee davor gewarnt, einzelne Tauschhandlungen isoliert zu betrachten, und stattdessen gefordert, sie in den Kontext der Reproduktion der Gesellschaft einzuordnen. Diesem Rat zu folgen, empfiehlt sich gerade bei der Analyse antiker Literatur wie Epos und Tragödie, die ohnehin in der Regel nicht beschreiben, wie die alltäglichen Praktiken aussehen, sondern eher ihre falsche Anwendung thematisieren. Von daher ist eine gescheiterte Reziprozität zwischen Männern und Frauen in den Fällen, in denen Gaben von Frauen eine unheilvolle Wirkung entfalten, kaum als Aussage über einen Mangel an Reziprozität zwischen Männern und Frauen zu bewerten. Das Gegenteil scheint mir hier der Fall zu sein. Eine dramatische Inszenierung der zerstörerischen Wirkung von Kleidergaben im Rahmen tragischer Aufführungen macht für das Publikum nur Sinn, wenn es von der Nützlichkeit weiblicher Gaben weiß. Wichtig ist daher die spezifische Situation, in der es zur unheilvollen Wirkung kommt. In diesem Zusammenhang spielt der zeitliche Kontext der Tragödienaufführung eine wichtige Rolle. So macht die Erzählung von Medeas unheilvollem Kleidergeschenk vor dem Hintergrund des neuen athenischen Bürgerrechtsgesetzes von 450/1 v. Chr. Sinn, das nur den Nachkommen von athenischen Eltern das Bürgerrecht zugestand. Vorher hatten auch Abkömmlinge aus Heiratsbeziehungen von Athener Bürgern mit fremden Frauen das Bürgerrecht. Medea aber ist eine Fremde. Es geht also in der Medea-Erzählung um die Probleme einer Heirat mit einer Fremden, nicht um Heiratsbeziehungen an sich. Derselbe Einwand gilt für Lyons' Urteil über die Ilias, die Frauen ebenfalls nur als „objects of exchange“ (57) sichtbar mache. So bilden zwar Frauen ein wichtiges Beutegut in den Erzählungen vom Trojanischen Krieg, aber eben deshalb, weil sie als Produzentinnen der wichtigen textilen Gaben geschätzt werden. Ihre Aufgabe ist es, so weiß der trojanische Held Hektor sehr gut, „für eine andere zu weben“ (Ilias 6, 456). Eine konsequente Einbeziehung dieser

4 Josine H. Blok, Recht und Ritus in der Polis. Zu Bürgerstatus und Geschlechterverhältnissen im klassischen Athen, in: Historische Zeitschrift, 278, 1 (2004), 1–26.

produktiven Sphäre, der Herstellung von Textilien durch Frauen,<sup>5</sup> hätte wahrscheinlich zu anderen Ergebnissen geführt.

*Beate Wagner-Hasel, Hannover*

Guido Alfani, Philippe Castagnetti und Vincent Gourdon Hg., **Baptiser. Pratique sacramentelle, pratique sociale (XVI<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècles)**, Saint-Étienne: Publications de l'université de Saint-Étienne 2009, 427 S., EUR 23,-, ISBN 978-2-862-72511-6.

Als *rite de passage* und Sakrament im Katholizismus markiert die Taufe den Eintritt des Neugeborenen in die spirituelle Gemeinschaft und gleichzeitig die Aufnahme in Familie und Gesellschaft. Rolle und Bedeutung dieser sozialen und religiösen Praxis nehmen sich jedoch je nach historischem, geographischem, aber auch sozialem und politischem Kontext unterschiedlich aus. Dennoch wird die Taufe in jeder Generation von Neuem zu einem Kristallisationspunkt von Glaubensvorstellungen sowie familialen und sozialen Beziehungen.

Die Repräsentationen und Praktiken dieses für die christliche Gesellschaft so grundlegenden Aktes zu erforschen, hat sich das internationale Netzwerk PATRINUS, das von den Herausgebern des Bandes 2006 mitbegründet wurde, zur Aufgabe gemacht. Die im vorliegenden Band veröffentlichten Beiträge gehen auf eine in diesem Rahmen veranstaltete Tagung zurück und beleuchten das Phänomen der Taufe vom konfessionellen Zeitalter bis zur säkularisierten Welt des 20. Jahrhunderts; geographisch liegt der Schwerpunkt vor allem auf West- und Südeuropa (Frankreich, Italien, Kastilien), aber auch Rumänien, Russland und Kalifornien kommen zur Sprache. Geschlecht wird nicht explizit thematisiert, in mehreren Beiträgen, zum Beispiel zur Patenschaft, wird diese Dimension jedoch greifbar, wodurch sich Anknüpfungspunkte zur Geschlechtergeschichte ergeben.

Die Geschichtsschreibung setzt sich schon seit langem mit der Taufe auseinander. In einer breit angelegten Einleitung präsentieren die Herausgeber die einschlägige Literatur seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Die klassische Religionsgeschichte hat die theologischen und liturgischen, die Religionssoziologie die praktischen Aspekte der Taufe untersucht; quantitative Methoden zur Analyse von Taufregistern (Namensgebung, Zeitspanne zwischen Geburt und Taufe) fanden wiederum in der historischen Demographie Anwendung, wohingegen sich die historische Anthropologie auf die rituelle Dimension von Geburt und Patenschaft konzentrierte. Jüngere Arbeiten nehmen sich darüber hinaus der Frage der Zwangskonversion oder auch jener der nicht

---

<sup>5</sup> Rosa Reuthner, *Wer webte die Gewänder Athenas? Frauenarbeit im antiken Griechenland*, Frankfurt a. M./New York 2006; Beate Wagner-Hasel, *Der Stoff der Gaben. Kultur und Politik des Schenkens und Tauschens im archaischen Griechenland*, Frankfurt a. M./New York 2000.

religiösen Ersatzzeremonien an (die republikanische Taufe in Frankreich, jene der Bolschewiken in der Sowjetunion).

In einem ersten thematischen Abschnitt geht es um das Spannungsverhältnis zwischen theologischen Vorstellungen und seelsorgerischen Absichten einerseits und den familialen und sozialen Praktiken andererseits. Inwieweit, so ließe sich fragen, ist es möglich, anhand von Praktiken, die aus der – hier intensiv genutzten – seriellen Quelle der Taufregister rekonstituiert werden, auf eine kirchenkonforme Glaubenshaltung zu schließen? Jean-François Chauvard zeigt anhand Venezianischer Register aus dem 16. Jahrhundert, dass die davor breit praktizierte Mehrfachpatenschaft deutlich zurückging. Er deutet dies als eine zumindest äußere Umsetzung der neuen tridentinischen Regel, die Anzahl der Paten auf einen beziehungsweise einen Paten und eine Patin zu beschränken; die Mehrfachpatenschaft bestand allerdings in anderen Formen weiter. Auch blieb die Patin eine seltene Erscheinung, außer es handelte sich um eine Hebamme, was auf die enge Verwandtschaft der beiden Figuren hinweist: Die Hebamme vollzieht real und symbolisch das Ritual des Eintritts in die Gemeinschaft der Lebenden. Damit stellt sich die Frage, was eigentlich der Gegenstand einer quantitativen Analyse der Taufpraxis ist. Dass jene Geistlichen, die den Eid auf die 1790 erlassene Zivilkonstitution des Klerus verweigerten (*prêtres réfractaires*), während der französischen Revolution auch im Untergrund Taufregister geführt haben, legt nahe, dass die Gemeindeglieder der Taufe Bedeutung beimaßen. Fraglich ist hingegen, ob dies als ein Zeichen ihres tiefen Glaubens, an dem sie gegen die antiklerikalen Angriffe der Revolutionäre festgehalten hätten, zu lesen ist, wie es Jacqueline Bayon in ihrem Beitrag zur französischen Bergregion Forez formuliert. Denn die fortschreitende Säkularisierung der europäischen Gesellschaften ist vermutlich ein wesentlich komplexerer Prozess, als dies hier erscheint.

Vincent Gourdon's Beitrag setzt sich mit dem hygienistischen Diskurs zur Taufpraxis auseinander. Die 1829 veröffentlichte Studie zur Säuglingssterblichkeit (bis drei Monate) von Louis-René Villermé und Henri Milné-Edwards erklärte die von ihnen beobachtete hohe „nordische“ Sterblichkeit damit, dass die Neugeborenen binnen drei Tagen nach der Geburt zum Standesbeamten gebracht wurden. Die Empfehlungen dieser Autoren wurden von den Zeitgenossen als Infragestellung des Taufsakraments verstanden, doch einige kritisierten dabei weniger die Kirche als den *Code civil*, welcher ja diese kurze Frist vorschrieb; denn die Taufe wurde erst im antiklerikalen Kontext des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts explizit zum Gegenstand von Angriffen seitens der Vertreter der Hygiene. In dieser Zeit spielten auch theologisch-medizinische Überlegungen eine interessante Rolle, wie sie auch in manche ethische Diskussion der heutigen Zeit einfließen; die Taufe von Föten oder totgeborenen Kindern kann dafür als Beispiel stehen. Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich Claire Fredj mit der Debatte um die Taufe von *post mortem* über Kaiserschnitt geborenen Kindern, die Mitte des 19. Jahrhunderts an der Pariser Medizinakademie geführt wurde.

Der letzte Beitrag dieses Abschnittes führt dann nach Lyon. Nathalie Malabre beleuchtet das schwierige Verhältnis zwischen den seelsorgerischen Interessen der Kirche und der

alltäglichen Praxis der Gemeindemitglieder in einem Arbeiterviertel Lyons nach dem Zweiten Weltkrieg. Anhand der persönlichen Schriften eines sozial engagierten Priesters kann sie zeigen, wie der Versuch, die Taufe enger mit Kirchengang und Kommunion zu verbinden, bei den Gemeindemitgliedern lediglich auf Unverständnis stieß: Für sie war die Taufe ein soziales Ritual, das vor allem durch Familientraditionen bestimmt war.

Von Familientraditionen ist ausführlich die Rede in den Beiträgen, die sich mit dem Verhältnis von geistlicher und leiblicher Verwandtschaft auseinandersetzen. Aufgrund der katholischen Heiratsverbote fiel bekanntlich die Wahl der Patinnen und Paten oft auf leibliche Verwandte, da diese ohnehin bereits vom kanonischen Inzestverbot betroffen waren und damit als Ehepartner/innen nicht in Frage kamen. Dies bestätigen die breiten statistischen Erhebungen, die Jean-Pierre Bardet für das 18. Jahrhundert in der westlich von Paris gelegenen Region von Vernon vorgenommen hat. Die von Gérard Vallet für Forez vom 16. bis 18. Jahrhundert sowie die von Stéphane Minvielle für soziale Eliten des 18. Jahrhunderts aus Bordeaux untersuchten Hausbücher (*livres de raison*) zeugen von der Bindung, die zwischen Paten beziehungsweise Patinnen und ihren Taufkindern das ganze Leben lang bestand, besonders im Zusammenhang mit Erziehung. Diese Bindung ist jedoch zu relativieren, denn Paten und Patinnen übten im Falle einer Verwaisung nur selten die Vormundschaft aus und firmierten kaum als Trauzeugen. Ebenso von Bedeutung ist die Weitergabe des Namens als Weitergabe der eigenen Tugenden sowie – zumindest im katholischen Kontext – auch jener von Heiligen. Im Zusammenhang des Inzestverbots wurde in Westeuropa besonders die Verbindung von Paten und Patinnen mit ihren Taufkindern als potenzielles Problem wahrgenommen, wohingegen in der russischen Tradition, wie der Beitrag von Maria Muravyeva zeigt, die über *compaternitas* beziehungsweise *commaternitas* hergestellte Bindung zwischen Pate beziehungsweise Patin und den Eltern des Patenkindes Gegenstand von Sprichwörtern, Märchen und Bräuchen war, in denen meist eine illegitime und überbordende Sexualität ins Visier genommen wird.

In einem letzten Abschnitt wird das Augenmerk auf die durch die Taufe hergestellte soziale Einbindung der Täuflinge und ihrer Familie in die Gemeinschaft gelegt, die je nach historischem und sozioökonomischem Kontext unterschiedliche Formen annahm. Guido Alfani's Mikrountersuchung widmet sich der in der Nähe von Modena gelegenen ländlichen Gemeinde Nonantola, wo Außenstehende von dem dort praktizierten kommunalen Gemeinbesitz seit 1584 ausgeschlossen wurden. Er kann zeigen, dass die Patenbeziehungen die Tendenz zur Abschottung einer sozial dominierenden Gruppe verstärkte. Im Gegensatz dazu wurde die Patenschaft von Mächtigen im mediterranen Europa, als die Mehrfachpatenschaft die Norm war, von den Armen aktiv gesucht. Aber auch Migranten und Migrantinnen haben durch die Taufe soziale Netzwerke geschaffen, indem sie sich in unwirtlicher Umgebung um alltägliche Ereignisse zusammenfanden und derart ihren Glauben und ihre Traditionen bekräftigten. Dies zeigt Annick Foucrier-Bindas Studie zu den *Keskydees*, das heißt jenen Franzosen, die der Goldrausch der 1850er und 1860er Jahre nach Kalifornien gezogen hatte. Gerade

in dem damit vergleichbaren Emigrationskontext der Italoamerikaner/innen, in dem die Anpassung des Rituals gleichermaßen die Bewahrung einer eigenen Identität wie die Integration ins Aufnahmeland beförderte, wurde das Wort *padrino* zur Bezeichnung für den Mafiaboss. In diesem Zusammenhang geht Marina Nicoli der Frage nach, ob es sich dabei um eine Erfindung Mario Puzos, dem Autor der Saga „Der Pate“, handelte, oder ob diese semantische Verschiebung auf eine Konzeption von Patenschaft zurückgeht, in der gegenseitige, hierarchische Abhängigkeiten und Schutzversprechen eine zentrale Rolle spielten. Bräuche, literarische und filmische Darstellungen erinnern schließlich daran, dass die Protagonistinnen und Protagonisten der Taufe, wie hier der Pate (aber man könnte auch an die gute Fee der Märchenwelt denken), in ein familiales Naheverhältnis zueinander treten. Wenn dieses Verhältnis die Form von Verwandtschaft annimmt, kann es dem Kind Schutzinstanz und Vorbild sein, und als solches lebt es wohl im Kontext aktueller Veränderungen von Familie in anderer Gestalt fort.

*Sylvie Steinberg, Paris*  
*aus dem Französischen von Ulrike Krampfl*

Jürgen Schlumbohm, **Lebendige Phantome. Ein Entbindungshospital und seine Patientinnen 1751–1830**, Göttingen: Wallstein Verlag 2012, 574 S., EUR 34,90, ISBN 978-3-8353-1093-3.

Hier schöpft ein Autor aus dem Vollen. Jürgen Schlumbohm, der viele Jahre am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen geforscht und sich mit historischen Aspekten der Kindheit, mit Familienformen, Verwandtschaftsbeziehungen sowie Geburt und Geburtshilfe auseinandergesetzt hat, legt mit diesem Buch eine Monographie zu jenem Hospital vor, das keiner besser kennt als er. Das Göttinger „Accouchierhaus“, 1751 nur wenig später als die Hannoversche Landesuniversität gegründet und in den 1780er Jahren mit einem imposanten, heute noch bestehenden Neubau ausgestattet, ist das Paradebeispiel einer Gebärenanstalt: Aus einem aufklärerischen Impuls geschaffen und von Beginn an als stationär-klinische Einrichtung Teil der Universität, vereinte es in sich all jene Ansprüche, die im 18. Jahrhundert an eine Anstalt dieser Art gestellt wurden. Es wollte dem Kindsmord vorbeugen, Mütter und Kinder medizinisch optimal betreuen und den Geburtshelfern während ihrer akademischen Ausbildung Anschauungs- und Übungsmaterial bieten. Die Geburtshilfe wurde im 18. Jahrhundert gerade erst von den Ärzten für sich entdeckt, den Hebammen sukzessive entrissen und mit akademischen Weihen ausgestattet; das Göttinger Haus hatte hier Vorbildcharakter und motivierte andere deutsche Städte, ebenfalls Gebärenanstalten einzurichten. Auch die architektonische Umsetzung brachte dem Haus viel Anerkennung. Als „Accouchier-Palast“ (40) bezeichnet, war es ganz nach den Gesichtspunkten moderner Spitalsarchitektur errichtet; es hatte kleine Zimmer, erlaubte den Zutritt ausreichender fri-

scher Luft und beherbergte auch die Wohnungen des Direktors, der Haushebamme und des Verwalters, die auf diese Weise mit den Gebärenden, Hebammenschülerinnen und angehenden Geburtshelfern eine hierarchische Gemeinschaft unter der Oberaufsicht des Direktors bildeten.

Viele Mediziner wählten die Universität Göttingen wegen der sich ihnen hier bietenden Möglichkeit der praktischen geburtshilflichen Ausbildung, obwohl sie sich, wie Schlumbohm berechnet hat, angesichts der eher geringen Geburtenzahl im Haus – es waren nie mehr als 16 Frauen anwesend – mit den Hebammenschülerinnen in ständiger Konkurrenz „um eine relativ knappe Ressource“ (170) befanden und weit seltener in der Praxis bewähren konnten, als man annehmen mag. Natürliche Geburten blieben den Hebammenschülerinnen überlassen, männliche Geburtshelfer kamen nur bei Entbindungen zum Einsatz, die die Anwendung von Instrumenten erforderlich machten – was sich freilich häufig als Definitionssache darstellte.

In drei Hauptteilen – „Die Institution und die Personen“, „Können vermitteln, Wissen schaffen“, „Die Patientinnen: Leidende, Handelnde“ – entwickelt Schlumbohm die Geschichte des Hauses, wobei sein zentrales Interesse der dreißigjährigen Direktionszeit (1792–1822) Friedrich Benjamin Osianders (1759–1822) gilt, dessen Name untrennbar mit der Anstalt verbunden ist und der schon unter seinen Zeitgenossen für eine stark interventionistische Geburtshilfe stand; nicht zufällig ging er als „Zangendoktor“ (53ff.) in die Geschichte ein. In den dreißig Jahren seiner Direktion wurde die Zange bei vierzig Prozent der Geburten angewendet. Wie bei seinen Vorgängern – Johann Georg Roederer (1792–1763), Heinrich August Wisberg (1739–1808) und Johann Heinrich Fischer (1759–1814) – sowie seinen Nachfolgern – Ludwig Mende (1779–1832) und Eduard von Siebold (1801–1861) – konnte auch Osiander auf die typische Karriere eines akademischen Lehrers mit Privatpraxis verweisen. Er nahm an der wissenschaftlichen Diskussion seiner Zeit intensiv teil und suchte sein Wissen durch Beobachtung sukzessive zu vermehren: Er sammelte anatomische Präparate und Instrumente (Teile seiner Sammlung sind heute noch erhalten), schuf eine Bibliothek und führte Buch über jede Geburt. So hinterließ er der Nachwelt ein Kompendium von geburtshilflichen Fallgeschichten und Jürgen Schlumbohm eine Quellenlage, wie sie nicht besser zu wünschen ist. Für die Jahre 1791–1887 sind die Aufnahmebücher vollständig erhalten (Schlumbohm wertete sie bis 1829 aus), daneben gibt es Tagebücher, in denen die Ergebnisse der Patientinnen-Befragungen und der Untersuchungen sowie Prognosen festgehalten sind, weiters Fallnotizen in den Kalendern der Anstalt.

Schlumbohm reflektiert diese Quellensituation wiederholt und betont seinen Anspruch, „die Texte so sorgfältig zu studieren, dass sowohl die Stilisierung als auch das zwischen den Zeilen Stehende, Brüche und Lücken deutlich werden“ (158). Sein Ziel, die Schwangeren und Gebärenden sichtbar und „womöglich ihre Stimme vernehmbar zu machen“ (158), gelingt ihm teilweise. Es schiebt sich dennoch immer wieder der ärztliche Blick in den Vordergrund: Letztlich hatte – das ist Faktum und wird von Schlumbohm auch ausdrücklich thematisiert – der Direktor im Hospital nicht nur die

Oberhoheit über das Geschehen, sondern auch das Monopol hinsichtlich der Art der Darstellung (114). Die Frauen bleiben damit, wie der Titel des Buches – eine Formulierung Osianders gebrauchend (389) – vorwegnimmt, „lebendige Phantome“, die stark auf ihre Körperlichkeit reduziert wahrgenommen werden. So kommt es in Schlumbohms Studie zu einer interessanten Gleichzeitigkeit verschiedener Fallgeschichten. Auf der einen Seite gibt es spannende Erzählungen, die für sich stehen könnten: etwa die spektakuläre Geschichte der „Insektenpatientin“ Sophie Schilling, einer Frau, die Osiander in seinen Göttinger Anfangsjahren gegen den Willen des städtischen Amtsarztes behandelte und deren Fall ihm den Anlass gab, das Gebärhaus noch deutlicher der Kompetenz (und damit auch Gerichtsbarkeit) der Universität zu unterstellen. Oder die Schilderung eines Todesfalls in seiner Privatpraxis, der zum Stadtgespräch wurde und ein publizistisches Nachspiel in einer Kontroverse über männliche und weibliche Geburtshilfe hatte. Dann die Geschichte eines seiner Schüler, des jüdischen Geburtshelfers Joseph Jacob Gumprecht, der den Lehrer später scharf kritisierte und durch die Ankündigung, ein Entbindungs-Clinicum in Göttingen zu errichten, zur Konkurrenz zu werden drohte. Oder auch der Lebenslauf Charlotte Heilands, die – aus einer einflussreichen Professoren- und Arztfamilie kommend – ein Medizinstudium absolvierte, bei Osiander lernte und schließlich 1819 als Geburtshelferin bei der Geburt der späteren englischen Königin Victoria Berühmtheit erlangte.

Neben diesen ausführlichen Erzählungen gibt es auf der anderen Seite eine Fülle kurzer Fallgeschichten, die Schlumbohms Buch dick – und seinen Reichtum aus/machen: Es sind Berichte von Unterschichtsfrauen und damit von Armut und Elend, und natürlich vor allem Darstellungen der Entbindungen dieser Frauen – sehr körpernahe, bisweilen daher gewissermaßen intime Geschichten, die erst in ihrer Gesamtheit zu sprechen beginnen. Nur in einem Fünftel der Entbindungsprotokolle ist, so der statistische Befund, die Stimme der Schwangeren zu hören (413). Im überwiegenden Teil der Fälle wurde dabei jedoch von Osiander stereotyp notiert, dass die Frauen während der Geburt „Hilfe erbaten“, was nichts anderes als die Rechtfertigung dafür war, dass er in der Folge die Zange einsetzen konnte.

Schlumbohm macht wiederholt deutlich, dass die männliche Geburtshilfe von diesen Frauen vielfach als Zumutung empfunden wurde. Das Überschreiten von Schamgrenzen war nur bei der zumeist ledigen Klientel des Gebärhauses möglich; die abwertende Etikettierung dieser als „liederliche Weibspersonen“ immer auch den Ruf der Anstalt bedrohenden Frauen war die Regel. Die Frauen, die hier der geburtshilflichen Ausbildung zur Verfügung standen, waren in ein enges Korsett von Regeln und Verpflichtungen gepresst. Sie kamen oft von weit her und mussten während der Anwesenheit im Haus, wo Ausgang nicht und der Empfang von Besuchen kaum möglich waren, ihre sozialen Kontakte vollkommen zurückstellen. Im Gegenzug erhielten sie Unterkunft und Versorgung vor, während und nach der Geburt. Die Anstalt, in der sie durchschnittlich fünfzig Tage verbrachten, übernahm die Kosten der Taufe beziehungsweise im Todesfall des Begräbnisses für das Kind, sie bot den unverheirateten Frauen in

der hauseigenen Kapelle eine dezente Erledigung der Kirchenbuße und garantierte ihnen, dass – sollten sie in der Anstalt sterben – weder ihre noch die Körper ihrer Kinder an die Anatomie geliefert würden (454). Das war ein weiteres Angebot des Gebärdhauses, denn die Sektion an einem Ort, an dem auch hingerichtete Verbrecher seziiert wurden, galt als Schande und nachträgliche Bestrafungsform.

Sehr genau arbeitet Schlumbohm die Verhandlungen zwischen Arzt und Gebärdenden heraus. Das Bestreben des Arztes ging dabei immer dahin, das Wissen der Frauen über ihre Schwangerschaft, über den Zeitpunkt der Konzeption und der erwarteten Niederkunft als gleichsam statistisches Material zu akkumulieren. Die Frauen waren wiederum bemüht, sich ihrer Rolle bestmöglich zu entwinden, indem sie sich etwa erst sehr spät im Gebärdhaus meldeten, den Beginn der Wehen möglichst lange verheimlichten oder – das freilich nur sehr selten – heimlich entwichen. Die Zahl jener, die sich den Zumutungen des Gebärdhauses auf die eine oder andere Art zu entziehen versuchten, hielt sich übrigens die Waage mit der Zahl jener, die für eine zweite oder dritte Geburt wieder kamen (432). Es war immer eine Frage der Alternativen, ob sich eine Frau an die Anstalt wandte oder nicht.

In dem flüssig geschriebenen Buch, das sein Thema unter ansprechenden Titeln entwickelt, erhält man auch einen anschaulichen Blick in universitäre Machenschaften und Intrigen, erfährt viel über das Leben der Studenten in der aufstrebenden Universitätsstadt, über die Kosten eines Studiums und natürlich über die medizinischen Vorstellungen der Zeit. Themen sind auch das Kindbettfieber (109) und seine Behandlung, Gesichtslagen, Steiß- und Fußgeburten, Wendungen – die für das Kind übrigens gefährlichste Operation (436) –, Zangentraktionen sowie die wenigen (noch durchwegs tödlich endenden) Kaiserschnitte. Schlumbohms Buch ist ein Lesebuch im wahren Sinn des Wortes, eine breite theoretische – und vor allem explizite – Fundierung des Themas bietet es nicht; vielleicht ist das auch gar nicht nötig, hat das der Autor doch vielfach anderswo geleistet. Was die Rezensentin aber gerne gewusst hätte, ist, warum gerade die Jahre 1791–1829 als Untersuchungszeitraum ausgewählt wurden und wie es mit dem Accouchierpalast danach weiterging. Vielleicht bleibt das einer Fortsetzung der Studie vorbehalten.

*Verena Pawlowsky, Wien*

Sonja Kmec in Zusammenarbeit mit dem Cid-femmes Hg., **Das Gespenst des Feminismus. Frauenbewegung in Luxemburg. Gestern – heute – morgen**, Marburg: Jonas Verlag 2012, 168 S., 91 Abb., EUR 25,-, ISBN 978-3-89445-465-4.

158 Etwas zugespitzt formuliert mag es manche/n Leser/in überraschen, dass sich mit dem Thema „Frauenbewegung in Luxemburg“ ein Buch füllen lässt. Wer diese Haltung bestätigt sehen will, wird dann auch gleich darauf verweisen, dass der von Sonja Kmec

und dem Cid-femmes (*Centre d'information et de documentation des femmes*, Thers Bodé) herausgegebene Sammelband gerade einmal 168 Seiten umfasst. Viel weiter wird mit solch oberflächlicher Kritik jedoch niemand kommen.

Abwechslungsreich, methodisch und inhaltlich anspruchsvoll, aber ohne allzu starke Distanz gelingt es den Autorinnen, die facettenreiche Geschichte der Luxemburger Frauenbewegung anschaulich und differenziert darzustellen. Zwei sonst in der Geschichtswissenschaft eher ‚am Rande‘ behandelte Themen treffen hier – und deshalb die etwas zugespitzte Eingangsformulierung – aufeinander: erstens das Thema der Frauenbewegung, bei dem das kleine Luxemburg generell nicht ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt, und zweitens die luxemburgische Geschichte, in der jene, die bislang dazu schrieben, der ohnehin häufig etwas vernachlässigten Frauengeschichte wenig bis keinen Raum widmeten. So gesehen leistet die hier zu besprechende Studie also eine Zusammenschau zweier sonst kaum behandelte Themen und schließt damit – zumindest teilweise – eine Lücke.

Gegliedert ist der Band in fünf Teile plus Einleitung. Auf diese, von Sonja Kmec verfasst, folgt Nadine Geislers Überblick über die Luxemburger Frauenbewegung, der vom Umfang her alle anderen Beiträge übertrifft. Von den Ursprüngen des *Mouvement pour la Libération des Femmes* (MLF), dem Kampf um eine Eherechtsreform und eine Liberalisierung der Abtreibung liefert Geisler einen quellengesättigten Überblick über die Entwicklung der Luxemburger Frauenbewegung ab 1972 bis hin zur 1992 erfolgten Gründung des aktuell immer noch bestehenden Cid-femmes. Im zweiten Teil analysiert Sonja Kmec den MLF und unterzieht diese Bewegung vor allem einer politischen Bilanz, wobei sie nicht zuletzt im Spannungsverhältnis zu politischen Parteien und anderen Gruppierungen in Luxemburg untersucht wird, insbesondere in Hinblick auf das sich wandelnde Verhältnis zu Gruppen der politischen Linken (LSAP, Grüne, KommunistInnen und TrotzkiInnen). Daran anschließend geht Kmec auf die sich verändernde politische Ausrichtung der Frauenbewegung in Luxemburg sowie intergenerationelle Konflikte unter Luxemburger Frauenaktivistinnen ein. Quasi als ‚Einschub‘ beschreibt Véronique Kolbers in Verbindung damit einige der Protagonistinnen der Luxemburger Frauenbewegung und stellt diese in Form von Fotos sowie kurzen Selbstbeschreibungen vor. Im dritten Teil zeichnet Renée Wagener den Niedergang des MLF und die Entstehung des daraus hervorgehenden Cid-femmes nach – einen Prozess, bei dem die internationale Einbindung der Luxemburger Frauenbewegung am deutlichsten sichtbar (gemacht) wird. Danach untersucht Collette Kутten die zwanzigjährige Geschichte des Cid-femmes von dessen Gründung 1992 bis heute, samt der damit verbundenen Konflikte, womit der Band im Hier und Jetzt ankommt; die Entwicklung dorthin war begleitet von einem Prozess, der als Entideologisierung und Professionalisierung der politischen Frauenarbeit in Luxemburg bezeichnet werden könnte. Zum Abschluss stellt Claudia Lenz im fünften Beitrag die Luxemburger Frauenbewegung in den Kontext internationaler Feminismusdebatten, wobei sie auch noch einmal die Frage nach dem Verhältnis von Feminismus und Sozialismus aufwirft und weitere

Theoriestränge der feministischen Bewegungen aufgreift, anhand derer sie den Luxemburger Fall verortet.

Methodisch ist „Das Gespenst des Feminismus“ in mehrfacher Hinsicht interessant. So stellen die Autorinnen den Band in die Tradition emanzipativer Geschichtsschreibung und fokussieren auf die AkteurInnen, wozu sie Oral-History-Interviews verwendet haben – die, zumindest in ihrer europäischen Ausprägung, und im Gegensatz zu den Anfängen der Oral History in den USA, einmal eine ‚progressive‘ Methode der ‚Geschichte von unten‘ sein wollte. Es könnte den Autorinnen und der Herausgeberin auch attestiert werden, dass es sich dabei im Bourdieuschen Sinne um „gewaltfreie“ Forschung handelt: Die Akteurinnen bekommen ihre Stimme, es wird nicht über sie, sondern mit und von ihnen geschrieben. Ihre Aussagen bleiben für sich stehen, wobei kritisch angemerkt werden darf, dass die – wenn auch auf ein Minimum begrenzten – Transkriptionszeichen die Lesbarkeit nicht eben erhöhen. Trotzdem sind sämtliche Schlussfolgerungen und Ergebnisse für die LeserInnen nachvollziehbar, und darin liegt sicher eine der großen Stärken des Buches.

Tatsächliche thematische Schwierigkeiten ergeben sich durch die Eingrenzung auf Luxemburg. Das, was Kmec beziehungsweise die von ihr zitierte Flo Weimerskirch „MacGyver“-Syndrom“ (82) nennen, also die Doppelbelastung von Frauen durch Familie und Beruf, ist ja kein auf Luxemburg begrenztes Phänomen. Die Tatsache, dass Thers Bodé für das heutige *Centre d'information et de documentation des femmes* als Namenspatronin herangezogen wurde, macht schon deutlich, wie schwierig es ist, die Frauenbewegung eines so stark von Einwanderung und den Kulturen seiner Nachbarn geprägten Landes wie Luxemburg isoliert zu betrachten. Thers Bodé, luxemburgische Feministin, Journalistin und Politikerin, war selbst stark geprägt von den europäischen Wurzeln der Bewegungen, aus denen sie stammte. Auch der alternative Namensvorschlag, den es für das Zentrum gab, nämlich die aus dem Nachbarland stammende Simone de Beauvoir, macht den transnationalen Charakter der Frauenbewegung deutlich. Dagegen ließe sich zwar der Einwand vorbringen, Ziel des Buches sei nun einmal eine Bilanz und Bestandsaufnahme der Frauenbewegung in Luxemburg, doch gerade grenzüberschreitende Ähnlichkeiten – in einigen Fällen sicher auch Unterschiede – und die Einbettung in eine auch europäische beziehungsweise weltweite Bewegung kommen hier zu kurz, vor allem angesichts der ansonsten von den Autorinnen gut dokumentierten Rolle von Migrantinnen in der Luxemburger Frauenbewegung.

Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die Quellenlage. Wer „Das Gespenst des Feminismus“ von Anfang bis Ende durchliest, gewinnt den Eindruck, als handle es sich bei der Frauenbewegung in Luxemburg um eine stringente, logische, von radikalen Feministinnen vorangetriebene Entwicklung; diese ging aus der 68er-Bewegung hervor und wurde dann zu einer Bewegung, die mehr oder minder in die bürgerliche Gesellschaft integriert ist und die kapitalistische Wirtschaftsform in keiner Weise mehr infrage stellt. Zwar thematisieren die Autorinnen Konflikte innerhalb der Frauenbewegung durchaus, insbesondere die auch in anderen sozialen Bewegungen und Parteien beson-

ders hart umkämpfte Akzeptanz der Rolle der Frau als Mutter. Zumindest dies geschieht aber – und hier wird das Risiko der interviewgeleiteten Geschichtsschreibung deutlich – aus der Rückblende. In Bezug auf diese Feststellung fehlt die Erweiterung um ‚klassisch‘ historische Methoden und Quellen am ehesten.

Beide Kritikpunkte sollen jedoch nicht über die Leistung der Autorinnen hinwegtäuschen, eine lesbare und methodisch wie inhaltlich interessante Arbeit zu einem Desideratum vorgelegt zu haben. Um auf die eingangs formulierte polemische Behauptung zurückzukommen: Nach der Lektüre von „Das Gespenst des Feminismus“ fragt sich der Rezensent nicht mehr, wie sich mit dem Thema „Frauenbewegung in Luxemburg“ ein Buch füllen ließ, sondern warum zuvor noch niemand auf die Idee gekommen war. Die Autorinnen zeigen, wie spannend sich das Thema präsentieren lässt – was niemanden daran hindern sollte, auch die transnationalen Aspekte der Frauenbewegung in Luxemburg stärker in den Fokus einer Arbeit zu nehmen.

*Nicholas John Williams, Saarbrücken*

**GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 4, 3 (2012)**, hg. von Bożena Chołuj u. Sigrid Metz-Göckel, 168 S., EUR 18,90, ISSN 1868-7245.

Das dritte Heft von GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft (Verlag Barbara Budrich) des Jahrgangs 2012 beschäftigt sich mit dem Thema „Feminismus in Polen“. Es enthält Beiträge aus verschiedenen Perspektiven: aktivistisch beziehungsweise frauenbewegten, politischen, soziologischen sowie religions- und kulturwissenschaftlichen – wobei sich diese Perspektiven immer überschneiden und ergänzen. Das Heft entstand aus einem aktuell regen Interesse der Redaktion an dem Thema „Feminismus in Polen“ in Zusammenarbeit mit aktivistischen NGOs wie der Fundacja Przewstrzeń Kobiet (Stiftung Frauenraum).

Wir möchten im Folgenden drei Artikel aus diesem Schwerpunkt-Teil des Heftes genauer vorstellen: Katarzyna Wojnicka („The Polish profeminist movement“, 25–40), Joanna Staśkiewicz („Katholische Frauenbewegung in Polen – eine Unmöglichkeit?“, 41–57) und Gesine Fuchs („Mobilisierung für praktische Gender-Interessen: der Fall Biedronka in Polen“, 58–76).

Die beiden Artikel von Katarzyna Wojnicka und Joanna Staśkiewicz setzen sich mit Themen auseinander, die fast widersprüchlich in sich selbst erscheinen: „Gibt es in Polen feministische Männer?“ (Wojnicka) und „Gibt es eine katholische Frauenbewegung in Polen?“ (Staśkiewicz) fragen die beiden Autorinnen, und kommen dabei zu folgenden Ergebnissen.

Ja, es gibt (pro-)feministische Männer, konstatiert Wojnicka, selbst wenn sie keine Aufschlüsse über die Größe dieser sozialen Bewegung gibt. Die wichtigsten profeministischen Werte und Ziele der darin engagierten Männer decken sich mit jenen der polni-